Emilie Flygare-Carlén's

sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

Siebenundzwanzigster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Emilie Flygare-Carlén's

sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

Siebenundzwanzigster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Rose von Tistelön.

Erzählung aus den Scheeren

von

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Erster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

212 - Fj.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei.

Erstes Kapitel.

Unruhe, die beständig zittert,
Sich immer neue Schrecken denkt,
Hat unsern Blick aufs Meer gelenkt,
Nach einem Schiff, das dort zersplittert.
Gyllenborg.

Mein Sohn, nimm Lehre an von meinem Mund!
Leopold.

Etwa eine halbe Meile innerhalb der nordwestlich vom Meerstrande gelegenen Paternoster-Scheeren, die noch heut zu Tage wegen der vielen dort vorkommenden Schiffbrüche berüchtigt sind und ihre Namen wahrscheinlich von den mannigfachen Paternostern erhalten haben, welche frühere Seefahrer allda um Rettung ihres Lebens zum Himmel gesandt, liegt eine kleine Gruppe unfruchtbarer Inseln, worunter jedoch eine bewohnt ist, die wir in unserer Erzählung Tistelön (Distelinsel) nennen wollen. Auf diesem Flecke der Erde ist beinahe alle Vegetation ausgestorben, und die Gebüsche und andere Gewächse, die man da und dort gewahrt, haben ein verwelktes Aussehen, wie überhaupt die ganze Natur auf diesen Klippenmassen den Stempel öder Leere trägt.

Die Westküste der Insel besteht einzig und allein aus röthlichen Bergen, zwischen deren Spalten das hier beständig tobende

Meer seine schäumenden Wogen hinwirft. Die Steine, welche den Strand bedecken, sind schon seit Jahrtausenden von den rastlosen Wellen hin und her gerollt worden und haben alle eine beinahe kugelrunde Form erhalten. In den Bergen selbst haben sich runde durchbrochene Höhlen gebildet, in welche das Meerwasser unaufhörlich hineinrauscht und schäumend wieder herausströmt, so daß sein klagendes, einförmiges Getöne mit dem unheimlichen Geschrei der Seevögel zusammenschmilzt, wenn sie ihre Todtengesänge über den ungeweihten Menschengebeinen anstimmen, die unter allerhand Schiffstrümmern zerstreut auf der Küste umherliegen, oder dem gewohnten Ohre des Strandbewohners ihre Erwartung eines neuen Unglücks verkünden.

Zur Zeit unserer Erzählung lag auf der Ostküste der Insel, durch die Berge einigermaßen vor den rasenden Weststürmen geschützt, ein kleines, halbverfallenes Haus, auf dessen äußere Umgebung wir zuerst unsere Aufmerksamkeit lenken wollen. Das Haus hatte einen angebauten Giebel, dessen blankes Gebälke und frisches Moos einen scharfen Gegensatz zu den durch das Trocknen von Fischen und das Salzwasser beschmutzten grünlichen Wänden des alten Baues bildete. Die Fenster glichen Schießlöchern mit zwei in Blei eingefaßten Glasscheiben, oben und zwischen ihnen waren vom Dach bis zur Grundmauer hinab rohe Seehundsfelle ausgespannt. Der Hof bestand aus einer großen Felsenfläche, an deren einem Ende in regelmäßigen Reihen eine Menge Rochen an Querstangen hingen. Sämmtliche Spitzen ringsumher waren mit aufgeschlitzten Dorschen und Langfischen bedeckt. Ungefähr in der Mitte dieses Hofes war in eine enge Spalte ein Mast eingekeilt, auf dessen Spitze ein Wasserhahn ängstlich knarrend sich im Winde hin und her bewegte. Denkt man sich zu dem Allem einen knurrigen Hund, der gewöhnlich, die Schnauze dem Westen zugekehrt, unten im Hofe lag, und eine schnaubende Katze, die sich mit den stinkenden Leckerbissen eines Hummerfasses gütlich

that, so hat man so ziemlich ein vollständiges Bild von dem Platze, wohin wir den Leser einladen.

Ein schwerer Nebel lag über die öde Insel ausgebreitet. Gegen die nackten Klippen schlugen die Wogen ihren eintönigen Takt und unter gellendem Geschrei flatterten die Seevögel nach ihren versteckten Wohnungen. Der Tag hatte sich seinem Ende zugeneigt, die letzten Strahlen der Sonne waren im Schooße des Meeres versunken und düsteres Dunkel breitete sich über Tistelön. Aber drinnen in der Stube schimmerte der bleiche Schein einer Thranlampe.

Von der geräumigen Hausflur, wo ein Paar nasse Netze und eine Menge Angelruthen aufgehängt waren, führte eine Thüre nach dem Zimmer, das vom männlichen Personal des Hauses bewohnt wurde. Dieses Zimmer war groß, öde, schwarzgeraucht und trug das Gepräge einer unverkennbaren rohen Wildheit, das auch der erste in die Augen fallende Bewohner keineswegs Lügen strafte. Ein untersetzter, breitschultriger Mann von etwa fünfzig Jahren saß an einem altmodischen Eichentische, auf einem kurzen Klotze, den seine grünbemalte glatte Seite, so wie einige Ueberreste von Eisenbeschlägen als die Trümmer eines Mastes ankündigten. Sein Gesicht war dunkelbraun und verwittert, der Kopf von einer dichten, verworrenen Masse graugesprenkelter Haare bedeckt, und sein Backenbart, struppig wie das Seegras, in welchem er oft gelegen, zog sich in einem spitzigen Winkel nach dem hervorstehenden Kinn hinab, von welchem ein langer Bocksbart herabfiel. Er trug ein wollenes Wamms und Beinkleider von einer Art dickem, seegrünem, holländischem Sammt, diese ziemlich weit, aber blos bis an das Knie, wo grobe Stiefel von Seehundsfell sich ihnen anschlossen. Jede Bewegung bei diesem Sohne des Meeres, besonders das Muskelspiel der Arme verrieth große physische Kraft. Die grauen, scharfen Augen, die mit Wohlgefallen auf einer Stutzbüchse ruhten, welche er gerade reinigte, verkündeten Etwas, was man mit Recht auf eine starke

Seele oder wenigstens auf entschiedene Geistesgegenwart deuten konnte.

Diesem Manne, der das Haupt der Familie war, gegenüber saß sein ältester Sohn Birger, ein Riese, der kühnlich mit Ralf Krake hätte Brüderschaft trinken können. Seine Züge hatten einen schönen, männlichen Ausdruck, eine gewisse, gebieterische Stärke, aber ein höhnischer Zug um die Lippen, so wie das Wilde, Menschenscheue in seinen unstäten Augen führte unwillkürlich auf den Gedanken, daß schwarze Mitternacht über seiner Seele liege. Birger Haraldson trug Beinkleider von Segeltuch und, die blaugestreiften Hemdärmel bis an die Ellenbogen zurückgeschlagen, lehnte er sich nachläßig an seine Büchse, indem er sich beschäftigte, Flintensteine zu schärfen, die er mitunter auf dem Nagel prüfte.

Aber wie in allen Erscheinungen des Lebens, so fehlte es auch hier nicht an Gegensätzen. An der Seite des finstern, ernsten Alten saß ein jüngerer Sohn, Birgers Halbbruder, ein blondgelockter, schwächlicher Junge zwischen zwölf und dreizehn Jahren, auf dessen bleichem Gesicht bereits eine tiefe, kummervolle Gleichgültigkeit Platz gegriffen hatte, die wie eine matte Schwermuth aus seinen dunkeln Augen blickte. Der Knabe schien in der That durch einen Mißgriff der Natur auf diesen Platz geworfen zu sein, auf dem er offenbar keine Rolle zu spielen vermochte, indeß bewies der Eifer, womit er eine roßhaarene Schnur zu einer Angelleine flocht, daß er an Arbeit gewöhnt war. Dazwischen hinein horchte er mit scheuer Angst auf ein Gespräch, das Haraldson und Birger fortsetzten, ohne auf ihn zu achten.

„Nun, was hörtest Du noch mehr?“ fragte Haraldson der Aeltere.

„Ich glaube nicht, daß Du den Markt loben würdest, Vater, wenn es so ginge, wie die Leute sagen,“ antwortete Birger mit einem gemeinen, ausdrucksvollen Lächeln und einem Blick in den

finstersten Winkel des Zimmers, wo unter einer Menge loser Segel ein Haufen größerer und kleinerer Pakete verdeckt lag.

„O ein alter Fuchs geht nicht so leicht in die Falle. Aber Du hast die Pakete zu früh herauf geholt . . . Bellt nicht unten Passauf? Geh hinaus, Anton, und sieh, ob Du Etwas auf der See bemerkst."

Der Junge gehorchte sogleich, kam aber zurück mit der Versicherung, es sei blos der Wind, der zwischen den Felsen pfeife.

„Gut, gut, ich denke, er läßt es sich heute Nacht vergehen. Ich wünschte nur, wir bekämen einen solchen Sturm, daß die Zolljacht im Fall sie draußen ist, sich nach einem Hafen umsehen müßte. Aber Du hast mir ja kein Wort von dem Uebrigen gesagt, Birger? — was meinte das Pack auf Justö?"

„Ja, wenn Du es wissen willst, Vater, so sagte Halvar Ramundson: Hör' einmal, Birger, habt ihr auch schon mit dem neuen Jachtlieutenant zu thun gehabt? Der soll ja ein eingefleischter Satan sein und schärfere Ohren haben, als des Teufels Großmutter; auch sagt man, er habe geschworen, nicht eher ruhen zu wollen, bis er die Wallfische von Tistelön gefangen. Ja, ja, treibt er diese einmal auf, so dürfen sie Gott danken, wenn sie mit heiler Haut davon kommen."

„Der kleine Meerkrebs platzt vor Neid," sagte Haraldson mit einer spöttischen Hinaufziehung der Augenbrauen; „er mag sich in Acht nehmen vor den Wallfischen von Tistelön, sie könnten ihn leicht mit Haut und Haar verschlingen. Ich weiß recht gut, daß dieser Tropf den Jachtlieutenant gegen uns aufgehetzt hat, aber wartet, wartet nur, ihr Burschen! Ihr habt Hakan Haraldson noch nicht so ganz kennen gelernt; noch zu allen Zeiten sind kleine Fische von den großen verschlungen worden. Während ihr die Netze ausspannt, spielt er mit euch, hüpft aber hinaus, so bald er will."

„Ein, zwei, auch drei Mal," lachte Birger; „aber das vierte Mal könnte er hängen bleiben."

„Nein, nein," sage ich, „ich habe mich schon etliche und zwanzig Jahre in diesen Sprüngen geübt und verstehe mich darauf; wenn ich dann einmal alt und schwach werde, und Nichts mehr kann, als zu Hause bleiben und mich hinter dem Ofen wärmen, dann, Birger, hast Du vor die Lücke zu stehen."

„Wir wollen sehen — man kann noch Nichts wissen!" Birgers irrende Augen hefteten sich auf eine Thüre, die zu einer Treppe nach dem vorhin genannten Giebelbau führte, von wo man jetzt ein leises Geräusche vernahm.

„Da kommt ja die Kleine," sagte Haraldson und die finstern, so eben noch rohe Wildheit verkündenden Züge verklärten sich zu einem kosenden Ausdruck liebevoller Zärtlichkeit.

„Erika ist's," murmelte Birger und wandte sich mit einer eigenthümlichen, kurzen Bewegung auf die Seite.

Nach einigen Augenblicken öffnete sich die Thüre und ein Frauenzimmer von etlichen und zwanzig Jahren, hübsch aber ernsthaft, trat mit einem siebenjährigen Mädchen an der Hand in die Stube. Das Kind, eine schöne Offenbarung aus der Heimath der Engel, hüpfte sogleich dem Alten auf den Schooß, schlang die weißen Aermchen um seinen Hals und rief ein freundliches: „Gute Nacht, Papa! Erika will mich schon im Bette haben. Die böse, liebe, Erika!"

„Sie gehen heute Nacht wieder hinaus, höre ich!" sagte das junge Frauenzimmer zu Haraldson und in ihrem Tone lag ein anklagender Vorwurf.

„Ich habe Geschäfte," antwortete der Alte gleichgültig, indem er mit funkelnden Augen sein Lieblingskind, die kleine Gabriele betrachtete, die ihn spielend an seinem langen Barte zupfte und die rosige, feine Wange an das gebräunte Gesicht des Vaters legte. Haraldson küßte sie und strich mit seiner groben Hand ihre glänzenden Locken; dann hob er sie wieder auf den Boden, so sorgsam, als fürchte er ihr wehe zu thun.

„Ich wünschte nur, Mamsell Erika," fuhr er mit stolzer

Selbständigkeit fort, „ich wünschte nur, meine Frau wäre noch am Leben. Es würde ihr in der Seele wohl thun, das Kind da zu sehen. Ich glaube wahrhaftig nicht, daß es noch ein zweites dieser Art gibt. Das würde Britta Lisa über manche Unannehmlichkeiten trösten."

„Das glaube ich ganz und gar nicht. Im Gegentheil würde sie nur doppelt leiden, sowohl aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart, als aus Furcht vor der Zukunft," antwortete Erika streng.

„Ja vielleicht, seitdem sie von Ihnen gelernt hat, sowohl in Worten als Gedanken hochfahrend zu sein. Aber es ist nun einmal so, wie das Sprichwort sagt: „Macht gibt Muth." Sie würde sich gleichwohl daran erinnern müssen, daß die Mücke nur so lang um das Licht herumschwirrt, bis sie sich die Flügel verbrannt hat. Vor drei Jahren haben Sie die Saiten nicht so hoch gespannt, Mamsell Erika."

„Laß Mamsell Erika im Frieden, Vater," sagte Birger mürrisch. „Was würde ohne sie aus dem Mädchen dort werden?"

Haraldson, der in dem Sohne das Bild seiner eigenen Jugend erblickte, wollte das wilde Blut nicht reizen; er ließ daher sein eigenes wohlweislich sich abkühlen und erklärte in einem halbgütigen Tone: „Es war ja auch nicht so böse gemeint."

„Aber Du sahest Erika so grimmig an," sagte Gabriele. „Warum thatest Du das, Papa?"

Erika's Blick drückte Ruhe aus. Sie wußte, was sie den Bewohnern von Tistelön war und daß sie sich nur durch festes, bestimmtes Auftreten die nöthige Achtung dieser Leute sichern konnte, in deren Mitte sie durch eine seltsame Verkettung von Umständen geführt worden war.

„Sag gute Nacht, Gabrielchen, es ist Zeit, daß Du ins Bett gehst," sagte Erika freundlich zu ihrem Schützling.

Gehorsam bot Gabriele ihrem Vater den Mund — die Hand ließ sie sich nie küssen. Sodann nickte sie mit dem kleinen

Köpfchen recht gnädig gegen Birger, aber mit einem Sprung war sie in Antons Armen.

„Gehst Du in der Finsterniß auch auf die See hinaus, Anton?"

„Nein, wenn es auf mich ankommt, nicht. Ich bliebe viel lieber zu Hause," antwortete der Knabe mit einem halben Seufzer.

„So bleib da," sagte die kleine Gabriele, die gewohnt war, ihren eigenen Willen zu haben und meinte, auch Andere können sich dieses erlauben.

„Frage den Vater; er weiß am Besten, ob es sein kann."

„Laß ihn daheim, Papa!" rief Gabriele und sprang zum Vater zurück. „Hörst Du, ich möchte gern, daß er mir morgen früh endlich einmal Schnecken sammeln hälfe."

„Nein, mein Engel, er darf nicht daheim bleiben. Morgen wenn er zurückkommt, kann er Dir helfen, aber heute Nacht muß er hinaus und sich versuchen. Es taugt Nichts, daß er eine solche Memme wird, die beständig hinter dem Ofen sitzt, während Vater und Bruder auf dem Meere arbeiten. Aber geh jetzt nur ins Bett, mein Zuckerkind, vielleicht hast Du Anton wohlbehalten wieder da, ehe es Tag wird."

Es war etwas so außerordentlich Seltenes, daß der kleinen vergötterten und verhätschelten Gabriele eine Bitte abgeschlagen wurde, daß ihr vor Schmerz und Verdruß ein Thränchen über die Wange lief. Aber sie sagte Nichts, „denn das Kraut war gut," würde Haraldson gedacht haben, wenn er seiner jungen Tochter hätte in die Seele schauen können. Es fand sich darin bereits eine, wenn auch noch so kleine Kraft vor. Erika schwieg immer, wenn man ihr Unrecht that und Erika war Gabrielens Vorbild, ihre Welt. Deßhalb wollte die Kleine ihr auch gleichen, soweit ihre kindlichen Kräfte es gestatteten.

Das Zimmer, wohin sich Gabriele mit ihrer Erzieherin begab, bildete den vornehmsten Theil des neuen Anbaues und war

in jeder Beziehung das vollkommenste Widerspiel von der schwarzen Stube unten. Außer ziemlich hohen Fenstern war es auch mit einer Menge kostbarer Prachtartikel geschmückt, von denen jeder für sich auf eine andere Heimath deutete. Die geschmackvoll aufgesteckten Gardinen vom theuersten Mousselin fielen in dicken Falten auf den türkischen Teppich herab, der sich indeß unter der Menge verschiedenartiger Schiffsstühle aus grob zugehauenem Mahagoniholz und größtentheils mit Polstern aus Pferdehaaren bedeckt, nicht sonderlich ausnahm. Die ausgesuchtesten persischen Tapeten schmückten die Wände und wo sie nicht ausgereicht hatten, da erblickte man die Flaggen mehrerer Nationen nebst den mannigfaltigsten Seidenzeugen zwischen hinein. Ueberall hingen größere oder kleinere Spiegel oder auch Gemälde; letztere, die in besonders bedeutender Anzahl vorhanden waren, stellten Fahrzeuge von den verschiedenartigsten Constructionen vor. Die ganze Gemäldesammlung hätte man vielleicht mit einer kleinen Bildergallerie von hingeschiedenen Personen vergleichen können, und wenn der kühne Seeräuber Haraldson das Zimmer seiner Tochter besuchte, so stiegen von den zierlichen Verdecken und dem feinen luftigen Takelwerk vielleicht scharfe Erinnerungen hervor, die gleich den Geistern unversöhnter Personen strafend aus der Nacht der Vergessenheit emportauchten, um ihn an unausbleibliche Rechenschaft zu mahnen.

Der Anblick des Ganzen ließ auf Plünderung gestrandeter Schiffe schließen und in dieser Ansicht wurde man durch einen Blick auf das Kompaßfutteral bestärkt, das Erika als Privateigenthum für Gabriele verwahrte: dieses unansehnliche Futteral enthielt die ausgesuchtesten Perlenreihen und anderes Geschmeide von sehr bedeutendem Werth.

Auf dem großen Mahagonitisch, der zwischen den beiden Fenstern dieses Zimmers stand, wo der affenzärtliche Vater Alles aufgehäuft hatte, womit er dem vergötterten Püppchen Freude zu machen glaubte, brannte in einer kunstreich gearbeiteten Sil-

berlampe eine klare, behagliche Flamme, hell genug, um die dicken Brokatvorhänge der groben eichenen Bettstatt zu beleuchten, wohin Erika jetzt Gabriele führte.

„Gehst Du nicht auch zu Bette, Erika?" fragte die Kleine. „Du bleibst jetzt so oft ganze Nächte auf."

„Ich will Deine Puppe vollends fertig machen, Ella," antwortete Erika und fing an, eine Menge zierliche Läppchen hervorzuholen.

„Ach dann laß mich Dir vom Bette aus zusehen, liebes Rickchen. Du nähst alle Nacht an der Puppe und wirst doch nie fertig."

„Heute Abend kommt sie gewiß vollends zu Stande; aber Du darfst mir nicht zusehen, sonst hast Du keine Freude daran, wenn sie fertig ist. Lege Dich jetzt nur, dann will ich Dir etwas Schönes erzählen."

„Aber ich habe mein Abendgebet noch nicht gelesen, Erika."

„Es ist wahr, das darfst Du nicht versäumen," sagte Erika und eine matte Röthe der Scham, daß sie über ihren eigenen Angelegenheiten die Pflichten gegen ihren Liebling vergessen, färbte ihre Wangen. „Lies Dein Gebet, Gabriele, und dann sollst Du Gott auch für Deinen Vater und Deine Brüder bitten."

„Aber Birger ist immer so sonderbar; ich will, glaube ich, nicht für ihn beten —."

„Du sollst für alle Menschen beten, Ella, und besonders für die Deinigen. Birger ist Dein Bruder."

„Ja, aber er ist so garstig — betest du für ihn, Erika?"

„Ja, Ella, mehr als für Anton. Anton ist sanft und mild und thut nie Jemand Etwas zu leide. Birger dagegen mit seinem wilden heftigen Sinn bedarf um so mehr, daß man für ihn betet."

Gabriele las ihr Abendgebet, in welches Erika zu Liebe auch Birger eingeschlossen wurde. Sodann entschlummerte sie sanft

unter der leise geflüsterten Erzählung von dem bezauberten Schwan auf Tistelön, von welchem die Legende eine so wunderbare und schöne Sage mittheilt.

Zweites Kapitel.

Düstre Nacht lag stets auf meinem Haupte,
Wie die Frostnacht liegt auf einer Blume,
Aber aus dem Nebel, der, ein Bahrtuch,
Meiner Jugendfreuden Leiche deckte,
Tauchte glänzend auf ein Liebesstern.
Jener Stern war's, der nach Bethlehem
Vorgeleuchtet einst den weisen Männern,
Und der Morgenstern der Ewigkeit
Ging nicht unter in dem Strom der Zeit.

Vitalis.

Erika Malm, eine in jeder Beziehung reichbegabte Natur, stand so gänzlich einsam in der Welt da, daß sie weder Freunde, noch Glücksgüter, weder Schutz, noch Heimath besaß. Vielleicht konnte ihr auch nur eine so verlassene Lage die Kraft verleihen, mit Standhaftigkeit und Entsagung auf dem Platze auszuharren, wohin das Schicksal sie berufen hatte. Etwa zwanzig Jahre vor der Zeit, da wir Erika's Bekanntschaft machten, begab sich eine reiche, kinderlose Wittwe von Stockholm in die Provinz. Sie brachte ein dreijähriges Mädchen mit, das sie aus dem Findelhause genommen hatte. Von Erika's Eltern hatte man nicht die geringste Spur. Kein Mensch hatte je nach ihr gefragt; aber die edle Pflegmutter ersetzte ihr Alles, was sie nicht kannte und daher auch nicht vermißte. Unter der sorgfältigsten Erziehung erreichte Erika ihr vierzehntes Jahr. Sie hatte sowohl in physischer als moralischer Beziehung einen guten, festen Grund ge-

legt, aber unglücklicherweise starb Madame Malm um diese Zeit ganz unvermuthet auf einer Reise, ohne zuvor, wie sie oft beabsichtigt, für die Zukunft ihres Schützlings gesorgt zu haben. Nun mußte die verwaiste Erika, deren ausgezeichnete Naturgaben bisher auf eine Art ausgebildet worden waren, welche man in Beziehung auf ihre ungesicherte Stellung nicht gerade glücklich gewählt nennen konnte, auf einmal von der begonnenen Bahn abbrechen, und sich dafür mit Geduld und Unterwürfigkeit in das ganz neue Geschäft finden, unartige Kinder zu hüten und zu unterhalten.

Madame Malms Erbe, ein entfernter Verwandter, hatte, um einen Act besonderer Wohlthätigkeit zu thun, Erika mit der übrigen Verlassenschaft übernommen und in Konsul Ns. Haus zu Götaborg lernte das arme, aus dem Familienleben und dem Schooß der Liebe verstoßene Mädchen die Schattenseiten des Lebens kennen und begreifen.

Madame Malm, selbst eine gottesfürchtige, sanfte Frau, hatte in Erika zeitig den herrlichen Samen ausgestreut, der im reinen Weiberherzen aufgeschossen und gereift, einzig und allein im Stande ist, gegen die giftigen Versuchungen der Welt und der eigenen Begierde zu schützen. Gewohnt, die bösen und guten Gefühle und Neigungen ihres Herzens zu prüfen, fuhr Erika fort, sich selbst auszubilden. Sie kämpfte gegen ihre Fehler und vermied es mit den kleinen Talenten und Vorzügen hervorzutreten, die den Neid Anderer hätten erwecken können. Ohne gleichalterige Gesellschaft und ohne je eine frischere und fröhlichere Seite des Lebens gekannt zu haben, als die stille Wohnung ihrer Pflegemutter, wo neben der liebevollsten Zärtlichkeit die strengste Ordnung athmete, hatte Erika's Gemüth schon um diese Zeit einen Ernst und eine Tiefsinnigkeit angenommen, die sie oft zum Gegenstand des Scherzes machte, und ihr den Beinamen „die kleine Alte" zuzog. Indeß verwischte die Zeit diesen Widerspruch zwischen ihren vierzehn Jahren und diesem ruhigen, abgemessenen

Wesen. Das Kind blühte zur Jungfrau heran und der neunzehnjährigen Erika in ihrer abhängigen gedrückten Stellung stand der bescheidene Ernst sehr gut, denn er gab der Armen, Hintangesetzten eine Würde, die Niemand bestreiten oder verletzen konnte.

Erika war fortwährend im Hause des Konsuls geblieben, weil es ihr nicht eingefallen war, daß sie ein Recht besitze, sich dem moralischen und physischen Fegefeuer zu entziehen, das sie hier durchzumachen hatte. Vom Kindsmädchen war sie zu dem doppelten Amte einer Hausjungfer und Gouvernante avancirt. Diese Posten waren von allen Seiten mit Widerwärtigkeiten der kleinen, aber qualvollen Art behaftet, welche nur diejenigen vollkommen begreifen können, die selbst einen theilnehmenden Blick auf ein armes Mädchen in dieser Lage geworfen haben.

Madame N. war eine in den Formen des Gesellschaftslebens wohlerfahrene Dame. Außer dem Hause wollte sie liebenswürdig sein und war es auch wirklich; zu Hause blos, wenn sie Gäste hatte. Aber allein, ungesehen von andern, als ihrer alltäglichen Umgebung war sie eine Tyrannin und quälte diejenigen, die von ihrem guten Willen abhingen, mit derselben erfinderischen Bosheit, womit ein unartiges Kind das Insect martert, das ihm zwischen die Finger gerathen ist.

Schon am frühen Morgen mußte Erika die Haushaltungsgeschäfte für den ganzen Tag besorgen, um Schlag acht Uhr ihren Dienst bei den kleinen Herrschaften antreten zu können. War dies mitunter unmöglich, so fehlte es nicht an beißenden Sticheleien, die sich Luft machten, sobald die Kinder Etwas zu zu klagen hatten, denn ihre Angaben waren Glaubensartikel für die schwache Mutter. Hiezu kam, daß Madame N., die äußerst eitel war, einen großen Theil des von ihrem Manne zur Haushaltung ausgesetzten Geldes auf ihre Toilette verwandte, und Erika hatte also alle Verdrießlichkeiten sowohl bei der Herrschaft als bei den Kindern und den Domestiken auszubaden, wenn es

dann und wann etwas knapp zuging. Zweimal in der Woche mußte sie die ganze Nacht am Ofen stehen und Brod backen, denn bei Tag durfte man nichts davon sehen, und wenn sie dann Morgens ihr müdes Haupt auf ihr Kissen legte, so kam die Hausfrau polternd herein und fragte, ob Mamsell etwa mitten in der Woche einen Rasttag machen wolle u. s. w.

Aber Alles dies hätte sie noch ertragen können. Wurde ihr auch jeder Mund voll mit Scheltworten und der Erinnerung gewürzt, daß sie das Gnadenbrod genieße, so tröstete sie sich doch Abends mit dem Bewußtsein, daß sie diese Gnade zu jeder Stunde mehr als ersetze. Sie suchte auch einen Trost in der Ueberzeugung, daß gewisse Wesen in der Welt zum Leiden geboren seien, und sie selbst, da sie allen Schutz und alle Zärtlichkeit entbehren müsse, nun einmal zu diesen gehöre. Aber es gab Etwas, wogegen sich ihr reines religiöses Gefühl empörte, Etwas, das sie nicht dulden zu müssen glaubte, und wovon sie sich also zu befreien fest entschlossen war. Es war dies die unreine Flamme, die der Herr des Hauses auf sie warf. Der Konsul N., ein leichtsinniger, unmoralischer Mensch, verfolgte die verlassene Erika mit verächtlichen Anerbietungen. Ihr strengsittliches Wesen gab ihrem Widerstande noch mehr Reiz für ihn und je mehr Erika ihm auswich, um so unverschämter wurde er.

Noch hatte die Frau des Hauses nicht die mindeste Ahnung von der Untreue des Mannes, den sie wirklich vergötterte, als ein für Erika's Schicksal wichtiger Zufall in Madame Ns. Brust die furiengleichen Gefühle erweckte und zugleich bei Erika den letzten Funken einer möglichen Verpflichtung zur Dankbarkeit löschte.

Es war ein schöner Juninachmittag. Die Familie des Konsuls war in einen Garten, unmittelbar vor der Stadt, zum Kaffee eingeladen. Die Frau ging mit ihrer ältesten Tochter voraus und Erika hatte Befehl, gegen Abend mit der Kleinen nachzukommen, im Fall das Kopfweh, worüber das Kind klagte, sich verloren haben würde. Der Konsul hatte seiner Frau ver=

sprochen, sich ebenfalls einzufinden, sobald er ein wichtiges Geschäft auf seinem Comtoir zu Ende gebracht hätte.

Die Gesellschaft im Garten war bereits versammelt, als durch einen jener sonderbaren Zufälle, die Niemand zu erklären vermag, die Nachbarin der Frau Konsulin mit dem Arm an die so eben auf den Tisch gestellte, noch ganz unberührte Kaffeekanne stieß und der ganze Inhalt derselben sich auf Madame Ns. nagelneues Seidenkleid ergoß. Schreiend vor Schmerz und Aerger über ihre zerstörte Toilette hüllte sie sich schnell in ihren Shawl und eilte in die Stadt zurück, um den Schaden wieder gut zu machen.

Hastigen Schrittes erreichte Madame N. ihr glücklicherweise nicht sehr entlegenes Haus. In der Wohnstube fand sich kein Mensch, aber im nächsten Zimmer stand ihr kleiner Günstling an einem Fenster und schluchzte.

„Ei der Tausend, mein liebes Kind, was stehst Du so allein da und weinst? Ich will nicht hoffen, daß Erika unartig gegen Dich gewesen ist.“

Die Kleine ließ blos das Mäulchen hängen und antwortete nicht.

„Aber so sage mir doch, mein kleiner Engel, sage der Mama, warum Du weinst?“

„Papa hat mich hinausgeworfen.“

„Das ist was Anderes; was hattest Du auch im Comtoir zu thun? Hat Mama nicht ihrem lieben Mädchen gesagt, daß es nicht dorthin gehen soll? Aber es gibt immer Spectakel, so oft ich fort bin. Ich begreife nicht, was die Schlampe von Erika thut, daß sie gar nicht nach Dir sieht.“

„Ich war nicht auf dem Comptoir,“ schluchzte die Kleine.

„Dann ist also Papa herabgekommen und Du bist unartig gewesen?“

„Papa ist bei Erika und dort war ich auch; aber er sagte,

ich solle hinausgehen und spielen und als ich nicht allein hier sein wollte, nahm er mich beim Arm und schlenkerte mich hinaus."

Madame N. wurde ganz gelbgrün im Gesichte. „Was sagte Erika," fragte sie mit zitternder Stimme, „als Papa Dich hinausführte?"

„Sie wollte mir folgen, aber sie durfte nicht, denn Papa sagte, sie müsse ihm einen Knopf an seine Weste nähen."

„Bleib hier, mein Engel, Mama will sogleich nach der Sache sehen und Du bekommst einen großen Teller Erdbeeren, weil Du meine kluge und kostbare Tochter bist."

Madame N. flog nach Erika's Kammer. Vor der Thüre blieb sie stehen, um Athem zu schöpfen und die unklaren Phantasien ein wenig zu ordnen, die ihre Vernunft gefangen nahmen. Der Sturm war geweckt und raste zerstörend durch ihre Brust. Sollte sie die Thüre öffnen oder nicht? Im Zimmer selbst war Alles so vollkommen still, als ob sich kein Mensch darin befände. Drei- bis viermal versuchte sie es, die Hand ans Schloß zu legen, aber die Heftigkeit der höllentstammten Gefühle von denen sie beherrscht wurde, beraubte sie aller physischen Kraft. Endlich vermochte sie es gleichwohl über sich einen Versuch zu machen, aber er mißlang, denn die Thüre war von innen verriegelt.

Was jetzt in Madame N. vorging, läßt sich nicht beschreiben. Verwirrt von Eifersucht und Raserei, ganz außer Stands zu denken, rief sie Erika mit den schimpflichsten Namen und befahl ihr augenblicklich zu öffnen.

Da wurde der Riegel zurückgeschoben, aber nicht Erika, sondern der Konsul selbst zeigte sich in der übrigens leeren Kammer.

Einige Augenblicke standen Mann und Frau einander schweigend gegenüber.

„Was führt Dich so unvermuthet in einem solchen Zustande nach Hause zurück, meine Liebe?" fragte der Konsul mit einer allerdings beleidigenden Ruhe.

„Was anders, als meine Ahnung, daß hier ein unwürdiger Betrug verübt werde? Aber, wo ist die Niederträchtige, die Elende, welche auf diese Art die Wohlthaten lohnt, die ich an sie verschwendet habe?"

„Nur sachte, sachte! Erika ist, wie Du wohl siehst, nicht hier; mache deßhalb keinen Lärm um Nichts."

„Um Nichts," rief Madame N. in leidenschaftlichem Tone; „um Nichts! Steht nicht das Fenster offen und ist es nicht blos drei Fuß in den Garten hinab? Der Ausweg war recht gut, nur Etwas gar zu handgreiflich, als sie meine Stimme hörte. Aber, bei Gott, das läuft nicht so leicht ab. Sie soll gestraft werden, sie muß aus dem Hause, gleich jetzt, auf der Stelle! Die ganze Welt soll erfahren, welche Schlange ich an meinem Busen genährt habe."

Als der Konsul die wirkliche Gefahr sah, die das einzige Besitzthum des unschuldigen, jungen Mädchens, ihren Ruf zu zerstören drohte, da ließ sich die Stimme des Gewissens und der Ehre mächtig in ihm hören. Er war ein leichtsinniger, vielleicht sogar schlechter Mann, aber doch kein solch gänzlicher Auswürfling, um den guten Namen der unschuldigen Erika noch länger seinetwegen leiden zu lassen. Mit einer Entschlossenheit, die männlich genannt werden konnte, hielt er seine Frau, welche bereits das Zimmer verlassen wollte, zurück, drückte sie auf einen Stuhl und verriegelte die Thüre aufs Neue.

„Mäßige Dich, thue Deiner stürmischen, unbilligen Heftigkeit Einhalt," sagte er zu ihr, „so will ich Dir mit kurzen Worten Alles sagen, was Du wissen willst, vielleicht auch noch ein Bißchen mehr. Bedenke indeß wohl, wenn Du mit einem einzigen Wort, einem einzigen zweideutigen Winke Erika beleidigst, so bekommst Du es mit mir zu thun. Ich habe bisher mit einer Geduld, die alle billigen Erwartungen übersteigt, Deine Verschwendung, Deine Launen, Deine Eitelkeit und all die mannigfachen Fehler, die unsere Ehe zu einer Pein für mich machen,

nachgesehen, aber erfüllst Du die eben genannte Bedingung nicht, so sei überzeugt, daß Du mich von einer andern Seite kennen lernen sollst, dann schaffst Du Dir selbst einen Herrn, der Dir schon Gehorsam einzutränken wissen wird."

„Was willst Du denn? Willst Du mich umbringen?" rief seine Frau halb weinend vor Aerger und Schreck.

„Gott bewahre! Ich will nur, daß Du Vernunft annehmen und die Sache ruhig betrachten sollst. Vor Allem mußt Du wissen und einsehen, daß Erika das gerade Gegentheil von Dir ist: sie ist jung, schön, sittsam, sanft und angenehm. Ich habe sie nicht tagtäglich ansehen können, ohne Alles dies zu bemerken. Dadurch schlich sich bei mir ein Gefühl ein, das zu erwiedern das arme, aber sittliche Mädchen zu stolz und zu tugendhaft war. Heute Nachmittag, als Du fort warst, wollte ich die Gelegenheit benützen. Ich schickte das Kind fort und versuchte meine Beredtsamkeit aufs Neue. Erika's Hartnäckigkeit verdroß mich; genug, das arme Mädchen flüchtete durch das Fenster, und wenn Du auch zu wissen verlangst, warum ich deß ungeachtet da sitzen geblieben bin, so will ich Dir nur sagen, daß es in der Hoffnung geschah, die Taube werde zurückkommen, wenn sie den Geier ausgeflogen glaube. Dies ist mit kurzen Worten der ganze Verlauf der Sache. Ich verachte es, mit Unwahrheiten umzugehen, und Du kannst Dich in diesem Stücke so sicher auf mein Wort verlassen, wie Du sonst seine Bürgschaft gelten lässest. Zugleich aber wirst Du einsehen, daß es um unserer Beiden, hauptsächlich jedoch um Deinetwillen am Besten ist, Du thust, als wäre Nichts vorgefallen."

„Danke gehorsamst! So meinst Du? Ich möchte doch wissen, was ich mit der Zeit noch Alles zu gewarten hätte, wenn ich das auf mir sitzen ließe."

„Ich versichere Dich, meine Liebe, daß Du nichts mehr zu befürchten hast. Es thut mir sehr leid, daß ich Erika heute in solche Gefahr gebracht habe, und ich verspreche Dir auf Ehre und

Seligkeit, das Mädchen künftig mit allen Zudringlichkeiten zu verschonen. Du siehst wohl ein, daß das Geheimniß seinen Hauptreiz verloren hat, sobald Du selbst eingeweiht bist. Begib Dich deßhalb hübsch ruhig und artig in den Garten zurück, als galanter Mann werde ich mich bald auch daselbst einfinden."

„O Gott, was muß ich hören!" seufzte Madame N. in erstickten Tone. „Ich armes, verschmähtes Weib, mich von einem Manne ohne Ehre und Sitten mit Füßen treten lassen zu müssen! Aber es ist nicht möglich eine solche Qual auszuhalten — nein, ich schwöre es, ich will mir Luft schaffen" . . . und bevor der Herr Konsul im Mindesten auf einen so verzweifelten Entschluß von Seiten seiner Frau gefaßt war, befand sie sich bereits auf dem Sims und war mit einem Sprung im Garten unten.

„Helena, Helena!" rief der Konsul der Forteilenden nach, „bedenke wohl, was ich gesagt habe und vergiß nicht, daß ich Wort halte."

Aber ohne zu sehen oder zu hören oder überhaupt ihrer fünf Sinne mächtig zu sein, stürmte Madame N. durch den kleinen Garten und brauchte nicht lange zu suchen, bis sie Erika weinend auf einer Rasenbank traf, die zur Hälfte von einem großen Baume beschattet war.

„So, finde ich die Mamsell hier!" brach Madame N. in scharfem, giftigem Tone los. „Sie hat mir und vor Allem sich selbst eine schöne Ehre angethan durch Ihre saubere Aufführung! Packe Sie sogleich Ihre sieben Sachen zusammen und scheere Sie sich; denn wenn Sie auf den Abend, bis ich zurückkomme, noch nicht aus dem Hause ist, so soll die ganze Stadt erfahren, warum ich Sie hinauswerfe."

Bei dieser unerwarteten rohen Behandlung trockneten Erika's Thränen von selbst. Sie stand mit einem Ausdruck in ihrem Gesichte auf, der keineswegs geeignet war, die strenge Richterin zu beschwichtigen, und antwortete mit der vollkommensten Ruhe und fester Stimme: „Ich bin unschuldig! Gott weiß es, daß ich

unschuldig bin! Aber ich will gehorchen und gehen, denn ich habe ja doch keinen Beschützer."

„Ja, packe Sie sich nur! Ich bin doch begierig, welchen Weg Sie nehmen wird. Sie gedenkt wohl, den Beistand des Konsuls anzusprechen — aber unterstehe Sie sich das nicht."

„Ich habe es nicht im Sinn. Ich will gehen, ärmer, als ich gekommen bin. Jetzt besitze ich Nichts mehr, nicht einmal den Glauben an Gerechtigkeit."

Madame N. wußte selbst nicht, was sie dachte, meinte aber vermuthlich, Erika werde nicht im Stande sein, ihren Beschluß auszuführen. „Gehe Sie nur!" rief sie ihr noch einmal in verächtlichem Tone zu, „auf den Abend, wenn ich zurückkomme, hoffe ich, daß die Mamsell fort ist."

Madame N. kleidete sich um, legte Schminke auf die bleichen Wangen und beschwor ein Lächeln auf die zitternden Lippen. Sofort nahm sie den Arm, den ihr der Konsul bot, gab ihrer kleinen Tochter die Hand und kehrte zur Gesellschaft vor der Stadt zurück. Unterwegs äußerte der Konsul: „Hoffentlich hast Du Dich jetzt von Deiner heftigen Aufregung erholt. Hast Du Erika getroffen?"

„Ja," antwortete sie lakonisch.

„Hoffentlich hast Du meine Erinnerungen nicht vergessen?" Der Konsul heftete dabei die Augen mit einem so strengen Ausdruck auf ihr Gesicht, daß sie, trotz der wiedererworbenen Ruhe aufs Neue ein starkes Herzklopfen verspürte. „Wir können ja auf den Abend von der Sache sprechen," sagte sie ausweichend. „Auf der Straße wenigstens möchte ich den Frieden haben, den ich zu Hause entbehren muß."

Der Konsul fand dies billig und die Sache wurde nicht mehr berührt bis zum andern Morgen, als man mit Bestürzung bemerkte, daß Erika aus der Sache Ernst gemacht hatte. Schon am Abend, gleich nachdem die Herrschaft ausgegangen war, hatte sie das Haus verlassen, ohne Jemand zu sagen, wohin sie gehe,

und erst nach mehreren Wochen, als sie sich durch einen Bekannten einen Ausweis schicken ließ, erfuhr man, daß sie in den Klippen der Scheeren eine Freistätte gesucht und gefunden hatte.

Drittes Kapitel.

> Mich hat Dein Blick, Dein Flammenblick erschreckt.
> Frau Nordenflycht.

> Ich will Dir nicht Dein Urtheil sprechen,
> Doch fürchte, fürchte einen Tag,
> Wo mich Dein eignes Herz wird rächen.
> Stenhammar.

Erika's Seele war stark, ihr Körper gleichfalls. Deßhalb konnte sie wohl ausführen, was sie sich selbst schuldig zu sein glaubte und Madame N. ihr befohlen hatte. Aber wo öffnete sich in Bälde eine Freistatt für diejenige, die so plötzlich und auf eine so zweideutige Art das Haus verließ, in welchem sie viele Jahre zugebracht? Ein Gefühl von Scham und Scheu verbot ihr, bei den wenigen Bekannten, die sie in der Stadt hatte, Schutz zu suchen. Lieber wollte sie sich in den Scheeren nach einem Platze umsehen, und ohne langes Bedenken nahm sie daher Shawl und Hut und begab sich nach dem Hafen hinab, ob sie vielleicht ein segelfertiges Fahrzeug treffe. Sie sah hier eine Frau, deren feine und zierliche Kleidung gleichwohl durch ihren besondern Schnitt eine reiche Bewohnerin der Scheeren verrieth; dieselbe ging auf und ab, als erwarte sie Jemanden, und nicht lange, so erschien auch ein Mann, der allerhand Sachen trug. Sobald er in ihre Nähe kam, ging die Frau auf eines der bes-

sern Boote voraus. Aus der Sicherheit ihrer Bewegungen ging zur Genüge hervor, daß sie sich auf ihrem Eigenthume befand.

Sogleich entschlossen, die glückliche Gelegenheit zu benützen, eilte ihr Erika an den Landungsplatz nach und stand bald auf dem blankgescheuerten Verdeck der Fremden gegenüber.

Die Bekanntschaft war schnell gemacht und Mutter Haraldson von Tistelön versicherte, da das Boot ihrem Manne gehöre, so könne sie der Mamsell ihren Wunsch, mit hinüberzufahren, leicht erfüllen.

Erfreut über den glücklichen Erfolg, eilte Erika nach Hause, packte ihre unentbehrlichsten Sachen zusammen und kehrte mit erleichtertem Herzen auf das Boot zurück, das die Anker lichtete, bevor man die Abendglocke geläutet hatte.

In der schönen, kühlen Nacht saß Erika, das schutz- und heimathlose Mädchen, neben der freundlichen Mutter Haraldson und erzählte ihr ihre wenigen aber bittern Schicksale. Theilnehmend suchte die wackere Frau die Niedergebeugte zu trösten. Auch wurde es ihr leichter und ruhiger um das ohnehin nie verzagende Herz, als sie nach einem kurzen Schlummer bei Tagesanbruch mit der Nachricht geweckt wurde, das Boot sei auf dem Landungsplatz von Tistelön angelangt.

Sowohl der ältere als der jüngere Haraldson machten auf die gebildete, fein fühlende Erika einen widrigen Eindruck, um so mehr aber zog es sie zur Frau des Hauses hin. Mutter Haraldson hätte sich so gut, wie manche andere reiche Scheerenbewohnerin, deren Mann einige Boote und Thrankochereien besitzt, Madame nennen können, allein sie verachtete eine solche Eitelkeit. Obgleich eine Pfarrerstochter wollte sie keinen andern Titel hören, als den, liebe Mutter, und diese Benennung, so wie ihre freundliche Zärtlichkeit führte bald das vertraulichste Verhältniß zwischen ihr und Erika herbei, die nun bis auf Weiteres hier blieb.

Mutter Haraldson besaß einen Schatz, der ihr mehr als

Alles auf der Welt am Herzen lag; dies war die kleine dreijährige Gabriele. Mit innerem Gram sah die rechtliche Frau das Leben, das ihr Mann und ihr Stiefsohn führten und es schwante ihr, als sollten diese kühnen Abenteuer kein gutes Ende nehmen. Schweigend härmte sie sich über die Dinge ab, die sie nicht zu ändern vermochte, dankte aber zugleich Gott für den reichen Trost, daß im Fall ihres baldigen Dahinscheidens die zarte Knospe, die schon jetzt wegen ihrer seltenen Schönheit von allen Reisenden die Rose von Tistelön genannt wurde, nicht den rohen Männern überlassen bleiben, sondern in Erika eine pflegende Schützerin erhalten werde.

Erika, die an ein so erfrischendes Gefühl wie menschliche Liebe und reines Wohlwollen nicht gewöhnt war, hörte auf ihre oft wiederholten Bitten, daß sie da bleiben und sich nach keiner andern Heimath umsehen möchte. Die nackten, öden Klippen, der widrige Geruch und die ganze wilde Natur, die Tistelön umgab, focht sie wenig an. Sie sah blos die seelenvolle Dankbarkeit in Mutter Britta's Augen, während die kleine prachtvolle Strandrose, die wilde Gabriele, ihr mit jedem Tage fester ans Herz wuchs.

Es war eine Freude für Erika, sich mit dem hoffnungsvollen Kinde zu beschäftigen, das sonst von den allzuzärtlichen Eltern ganz und gar verzärtelt worden wäre.

Erika's immer ruhiges und würdiges Wesen wirkte auch auf die rauhen Männer. Sie empfanden in ihrer Gegenwart einen gewissen Respekt, der sich immer fühlbarer machte, je länger sie im Hause blieb. Die Rohheit ihrer Gespräche nahm eine minder anstößige Form an und namentlich auf Birger übte sie eine solche Gewalt aus, daß sie sich oft selbst wundern mußte, wie sie mit einem Blick, einem einzigen Wort diese wilde Natur zu leiten vermöchte, über die kein Sterblicher außer ihr Macht besaß.

Erika zu gefallen und um ihr den Aufenthalt auf der Insel möglichst angenehm und erquickend zu machen, war das Zim=

mer in dem angebauten Giebel nach der obigen Beschreibung eingerichtet worden. Ein Schmuck um den andern kam aus der heimlichen Vorrathskammer, die nur Haraldson und sein älterer Sohn kannte. Erika wunderte sich nicht wenig über die Pracht und Mannigfaltigkeit der Schätze, die in den verfallenen Wänden dieses düstern Hauses verborgen waren; erst nach langer Zeit erfuhr sie mit Schmerz und Abscheu, woher alle diese Herrlichkeiten rührten, und von Stund an gestattete sie nicht mehr, daß irgend eine neue Zierrath auf ihr und Gabrielens Zimmer gebracht wurde.

Kaum ein Jahr nach Erika's Ankunft auf der Insel starb die gute, liebevolle Kreuzträgerin, die geduldige Britta. Sie starb aus Gram, aus tiefem, zehrendem Gram und ihre letzten Augenblicke, ihre letzten Gedanken waren ihrem Kinde gewidmet.

Erika's Pflege vertraute sie Gabriele an, und nahm ihr das heilige Versprechen ab, nie außer in der dringendsten Noth das Haus und die Kinder zu verlassen, die sie ihr ans Herz legte. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit ihrem Sohne, dem jungen Anton zu, dessen weiches Gemüth ganz und gar dem milden Sinne der Mutter glich. Der Junge schauderte vor den wilden Auftritten, die er schon in seinem zehnten Jahre erlebt, und gelobte seiner Mutter in die erkaltende Hand, nie eine Handlung zu begehen, die sein Gewissen verdamme und so bald er mündig sei, sich von seinem Vater und Bruder zu trennen, falls diese nicht ihren Wandel gebessert hätten.

Mutter Britta war todt und in Haraldsons harter Brust, wo vielleicht noch einige Funken von Zärtlichkeit geglüht hatten, wohnte Reue und Gram über das, was sich nicht mehr ändern ließ; indeß machte die Zeit den groben Stoff, aus dem er geschaffen war, immer härter. Er wurde wilder, grausamer und raublustiger als zuvor, und nur seine abgöttische Zärtlichkeit für die kleine Gabriele verkündete eine Schwachheit in seiner Eisennatur.

Jahre kamen und gingen. Tistelöns unerschütterliche Klippenmassen badeten sich nach wie vor in den Wogen des Kattegats und die rasenden Herbststürme warfen jährlich neue Wracke an den Strand. Es war ein unheimliches unruhiges, und gleichwohl einförmiges Leben, das Erika auf der kahlen Insel führte, allein Gewohnheit und Liebe zu ihrer Pflegetochter, sowie das tief niederbeugende Gefühl, daß sie auf keinem andern Fleck der Erde geliebt werde, daß kein Herz sich finde, das nach ihr verlange, oder nach ihrem Aufenthalte frage, bildete in ihrer innern Welt eine Art entsagungsvolle Ruhe, eine bewußtlose Unterwerfung unter ihr Schicksal. Sie wollte an dem Verhältnisse, wozu sie sich berufen glaubte, Nichts ändern, und empfand überdies einen innigen, erhebenden Trost in dem Gedanken, daß sie eben an ihrem dermaligen Bestimmungsorte ihren Mitmenschen am meisten nützen könne.

Seit einiger Zeit wurde sie indeß durch ein Verhältniß beunruhigt, das sie sich bisher noch nicht hatte klar machen können. Sie hatte gefunden, daß die Gefühle, welche Birgers finstere Seele beherrschten, einer Klasse angehörten, womit sie noch keine Bekanntschaft gemacht hatte. Es war ohne allen Zweifel Liebe, aber eine wilde, stürmische Liebe, die sie erschreckte, obgleich sie es nicht zu zeigen wagte. Erika fühlte, daß sie ihre Umgebung nur durch vollkommene Ruhe, durch beständige Geistesgegenwart zu zügeln vermochte. In den letzten Wochen hatte sich indeß das Verhältniß in so fern geändert, als Birger ihre Gesellschaft eben so eifrig mied, wie er sie sonst gesucht hatte. Sie glaubte auch zu finden, daß ihre Milde und Freundlichkeit seinem Wesen ein sanfteres Gepräge aufgedrückt habe. Seit sie ihn indeß in Folge ihrer neuern Entdeckungen über seine Gefühle mit einer gewissen Kälte zu behandeln anfing, erschien er düster und drohend wie die Nacht, wenn sie ihre stürmischen Schwingen ausbreitet, um das kühle Meer zu umfassen.

Aber wir kehren zu dem Abend zurück, an welchem wir

unsern Leser bei den Schleichhändlern von Tistelön eingeführt haben.

Gabriele war eingeschlafen. Erika saß am Tische und arbeitete an dem versprochenen Puppenkleide, aber die ängstliche Unruhe ihres Herzens gestattete ihr nicht, große Aufmerksamkeit auf ihr Geschäft zu verwenden. Warum wollen sie doch heute Nacht wieder hinaus? dachte Erika, während die Männer unten in der Stube ihre Zurüstungen zu dem nächtlichen Abenteuer machten. Sie bat Gott inständig um Kraft zum besten Entschlusse. Sollte sie es wagen, noch länger in dieser schrecklichen Umgebung zu leben, beständig bedroht von der düster flammenden Gluth in Birgers Augen? Sollte sie kämpfen, siegen und diesen halb verlorenen Menschen auf den rechten Weg zurückführen? Oder würde sie wohl Muth und Entschlossenheit genug besitzen, sich nach einer neuen Heimath in der Welt umzusehen, von der sie bereits verstoßen worden, bevor sie noch die Bedeutung eines einzigen Buchstabens von dem wichtigen Worte begriffen, das sich Gesellschaftsverhältniß nennt? Aber wenn sie sich auch die Möglichkeit dachte, für sich selbst einen guten Platz zu finden, wie konnte sie es über sich vermögen, die mutterlose Gabriele zu verlassen, zu deren Schutze sie sich so heilig verpflichtet hatte?

Der Kampf in Erika's Brust war nicht so leicht. Nie seit ihrer Ankunft auf Tistelön hatte sie sich so wundersam aufgeregt gefühlt, wie diesen Abend; nie waren ihr die von dem immer heftiger zunehmenden Octobersturm gepeitschten Wogen grauenhafter erschienen, als heute. Das zischte und toste in der schwarzen Tiefe unter ihren Fenstern. Das dumpfe Geheul des Kettenhundes zerschmolz in schauderhafter Harmonie mit dem ächzenden Orkane.

„Gott im Himmel schütze Alle, die in dieser schrecklichen Nacht draußen sind,“ betete Erika mit andächtig gefalteten Händen und ließ ihren Kopf auf die Brust herabsinken. Da hörte sie ein leise knarrendes Getöne auf der Treppe. „Sie gehen auf

den Boden hinauf,“ dachte das von Angst erfaßte Mädchen, aber die Schritte näherten sich ihrer Zimmerthüre und mit verhaltenem Athem forschte sie auf die mit einem eigenthümlichen, tiefen Tone ausgesprochenen Worte:

„Machen Sie auf, Mamsell Erika.“

Es war Birgers Stimme. Erika vermochte sich kaum von ihrem Stuhl zu erheben. Mehr als zwei Jahre waren verflossen, seit der wilde Jüngling die Schwelle dieses Zimmers nicht mehr betreten hatte, das Allen im Hause heilig zu sein schien. Was wollte er jetzt zu dieser ungewöhnlichen Stunde?

Nach erneutem Klopfen stand Erika auf und fragte mit wieder gewonnener Fassung, ohne jedoch zu öffnen: „Was wünschen Sie so spät, Birger? — Habe ich nicht Alles in Ordnung gebracht?“

„O freilich; aber da Sie noch auf sind, so öffnen Sie mir. Ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„So sprechen Sie, ich höre es recht gut.“

„Fürchten Sie sich etwa?“ war die höhnische Antwort, und ein unheimliches, erzwungenes Lachen schallte durch die öde Hausflur.

„Nein, warum sollte ich das?“ sagte Erika, die bei diesen Worten ihren ganzen natürlichen Muth wieder gewann. Schnell schob sie den Riegel zurück und hoch und ernst stand das Mädchen vor dem späten Gaste.

„Nun, was wollen Sie von mir, Birger?“ war ihre ruhige Frage.

„Was ich will, werden Sie vielleicht bald genug erfahren, seien Sie nur nicht so streng und erlauben Sie mir, mich ein wenig umzusehen. Ich bin lange, sehr lange nicht hier gewesen: ich wagte es nicht, Sie zu stören und wollte auch nicht, so gerne ich da sein möchte, wo Mamsell Erika ist.“

Er ging auf den Tisch zu, wo die Lampe brannte. Ein aufgeschlagenes Gesangbuch lag neben ihrer Arbeit. Birger beugte

sich nieder und las den Vers, neben welchen sie ein Zeichen gelegt hatte. Im Anfang schien es, als benützte er diesen Vorwand blos, um Muth zu dem zu fassen, was er sagen wollte, aber nach einigen Minuten sprach er laut und mit einem Gefühl, das Erika ihm gänzlich fremd geglaubt hatte, die Worte:

Dir will ich denn voll Zuversicht
Mein Schicksal überlassen,
Und wenn mir Hilf und Rath gebricht,
Die frohe Hoffnung fassen:
Du werdest stets mein Helfer sein,
Durch Deine Weisheit mich erfreun,
Und wenn mich Leiden drücken,
Mich sicher doch beglücken.

„Ich möchte nur wünschen, Mamsell Erika, daß ich den Vers mit derselben Andacht und Erbauung lesen könnte, wie Sie."

„Warum sollten Sie das nicht können, Birger? Wenn Sie das heilige Wort öfter hörten, so würden Sie auch vertrauter damit werden. Sie würden darin Kraft zum Guten und eine Stütze gegen die Versuchung finden; es würde gleich wohlthätig auf Ihr Herz und Ihr Gemüth wirken."

„Mein Herz und mein Gemüth sind beide schlecht, Mamsell Erika. Durch mich selbst, durch mich allein kann ich sie nicht besser machen."

„Das ist wahr, Birger, und daß Sie es erkennen, ist schon gut und christlich; aber das Gebet, das Gebet vermag viel und . . . ."

„Nein, nicht mein Gebet, Mamsell Erika!" unterbrach sich Birger in heftiger Bewegung. „Vielleicht könnte ich noch ein anderer, ein besserer Mensch werden, wenn — aber das ist wohl unmöglich. Es war wohl ein Wahnsinn von mir, daran zu denken, daß Sie sich entschließen könnten, einen so simpeln Kerl, wie ich bin, zu heirathen. Ja, ja, Sie erbleichen; es war auch

vermessen genug! Aber das müssen Sie dennoch erfahren, Mamsell Erika, daß Sie sich meiner nicht zu schämen haben sollten, wenn Sie sich zu einem so großen Opfer entschließen könnten. Ich habe jedenfalls im Sinn, für diesen Winter das Herumschiffen bleiben zu lassen, und statt wie jetzt von Abenteuern zu leben, will ich mir ein Schiff bauen, um damit als Rheder und Eigenthümer nach Jütland zu reisen und an die Stelle dieses alten Nestes da ein Haus zu bauen, so prächtig Sie es nur wünschen können. Und dann würden Sie eine so angesehene Frau, als irgend eine hier auf den Scheeren."

Während dieses langen, mit einer gewissen rohen Zuversichtlichkeit ausgesprochenen Antrags erholte sich Erika von ihrer unangenehmen Ueberraschung. Sie empfand einen innigen Abscheu vor einer Verbindung mit einem Menschen, wie Birger. Gleichwohl lag in seiner männlichen, kraftvollen, allezeit entschiedenen Handlungsweise etwas, was ihre eigene starke Seele ansprach. Es war ihr, als vermöchte sie jedes Opfer für den wilden Jüngling zu bringen, nur nicht das, seine Frau zu werden, und in Folge dieser inneren Bewegung antwortete sie ihm offen:

„Nein, Birger, diesen Vorschlag kann und will ich nicht annehmen. Nicht weil Sie, wie Sie sich ausdrücken, zu simpel für mich wären. Ich weiß ja selbst nicht einmal, wer ich bin, vermuthlich ein Kind der Armuth, vielleicht sogar der Sünde. Somit müßte jeder rechtschaffene Mensch, der die arme Erika zur Frau nehmen wollte, gut genug sein. Aber wie Sie wissen, es ist etwas Anderes, Birger, was mich sowohl jetzt, als in Zukunft zurückhält, auf Ihren Antrag einzugehen. Seit meinem Aufenthalte dahier hat Ihr wildes und gewiß oft sündhaftes Leben mich geängstigt. Sie standen immer vor mir als ein Mensch, der unmöglich mein Vertrauen gewinnen könnte. Und wo dieses fehlt, da kann man auch nicht lieben. Gleichwohl will ich Ihnen meine Freundschaft nicht entziehen. Erwerben Sie sich durch gute

Aufführung meine und anderer Menschen Achtung, so werde ich Sie jeder Zeit wie einen Bruder behandeln."

„Danke, danke, Sie sind gar zu gütig, Mamsell Erika!" antwortete Birger mit höhnischer Bitterkeit. „Lassen Sie mich Ihnen indeß noch Etwas sagen, was vielleicht dennoch einer Ueberlegung würdig ist. Bedenken Sie, daß Sie jetzt, jetzt in diesem Augenblicke, die weltliche Zukunft und wahrscheinlich auch die ewige Wohlfahrt eines Menschen in Ihren Händen haben, Erika!" fügte er mit einer bei ihm weichen, bittenden Stimme hinzu: „Sie sind ja gottesfürchtig, Sie wünschen einen Sünder zu bekehren — jetzt vermögen Sie es, denn ich schwöre Ihnen bei meiner Seligkeit, wenn Sie meine Frau werden, so will ich von Stund an nie mehr auf solchen Wegen wandeln, wo ich Ihren Augen nicht begegnen dürfte. Stoßen Sie mich aber zurück, dann —" sein Ton wurde wieder scharf und bitter — „dann gibt es Nichts mehr, was mich zurückhalten könnte. Bisher bin ich blos wild und übermüthig gewesen; das Böse, was ich gethan habe, ist nicht der Art, daß es geradezu einem Menschen geschadet hätte: ich habe nur gegen die Gesetze gefrevelt. Aber ohne Sie, Erika, verzehrt von Gefühlen, die Sie verachten, mich selbst, Sie und die ganze Welt hassend soll Birger Haraldsons Name ein Schrecken für die ganze Küste werden."

Zum ersten Male stand Erika zitternd vor dem Manne, den sie durch ihre Stimme und ihr Wesen zu beherrschen gewohnt war. Eine große Verantwortlichkeit lag in diesem Augenblick auf ihr. Sie fühlte ihre Kräfte wanken, ihr Herz wollte brechen vor Angst. Sollte sie sich selbst oder ihn aufopfern und mit ihm vielleicht schweres Unglück über unschuldige Geschöpfe bringen? Es war doch gar zu entsetzlich, in diesem Augenblick ein Versprechen auf die ganze Lebenszeit abgeben zu sollen. Sie besaß indeß Fassung genug, um einzusehen, daß dies ihre Kräfte überstieg, und daß sie lange Jahre hindurch zu büßen haben würde, was die Noth eines Augenblicks ihr abgedrungen hätte.

Erika richtete ihre bittenden Blicke auf Birger. Des Riesen Gestalt erhob sich in dem unsichern Lampenscheine; seine Augen brannten sich in ihr Herz ein; diese Augen, die zugleich demüthig zu betteln und dennoch zu drohen schienen, sie waren fürchterlich. Erika vermochte nicht in dieselben zu blicken; ihre Augenlider senkten sich und leise schlichen sich die Worte über ihre Lippen: „Ich kann nicht, Birger, ich kann nicht."

„Noch ist es Zeit," sagte er mit unruhigem, angstvollem Ausdruck. „Sie können, Sie können wohl, aber Sie wollen nicht. Sehen Sie, Erika, so elend, so verzaubert bin ich, daß ich Sie auf meinen Knieen um Erbarmen anbettle." Birger sank wirklich vor dem zitternden Mädchen nieder und auf seinem Gesichte spiegelte sich eine Qual, die keine Worte auszusprechen vermögen: „Willst Du meine Frau werden?"

„Nehmen Sie mein Leben, wenn Sie wollen, Birger, aber über mein Herz kann ich nicht gebieten, das sich dagegen sträubt."

Da richtete sich Birger auf. Seine Lippen waren hart zusammengepreßt, und das Muskelspiel in seinem Gesichte schrecklich. In der Thüre wandte er sich noch einmal um und sagte in einem mehr gramvollen, als bittern Tone: „Leben Sie wohl, Erika, Sie mögen vor Gott all das Böse verantworten, was diese Stunde mit sich führt."

„Nein, Birger, nein! Nehmen Sie Ihre grausamen Worte zurück, Gott ist gerecht!"

„Ja, Gott ist gerecht, und wenn das Verbrechen mein ist, so wird die Reue Dein sein." Damit warf er die Thüre zu und ging mit dumpf knarrenden Schritten wieder die Treppe hinab.

Der ältere Haraldson hatte sich inzwischen umgekleidet und stand jetzt reisefertig da, in Beinkleidern von dünnem Seehundsfell und einem Ueberwurf von dunkelbraunem Fries.

„Wenn Du fertig bist, Birger, so geh hinab, mache die

Segel zurecht und laß den Jungen die Päcke hinabtragen. Ich komme sogleich nach."

Der in einer Ecke der Stube halbschlummernde Anton wurde geweckt und erhielt Befehl, sich im Augenblick fertig zu machen. Erschreckt sprang der arme Junge auf und ließ sich geduldig bepacken, wie ein Lastthier. Indeß konnte er es nicht verhindern, daß ein Paar Seufzer sich seiner gepreßten Brust entwanden, allein der Vater beantwortete sie mit einem groben „Pfui schäme Dich, Schlingel, bist Du etwas Besseres als Dein Vater? Pack Dich sogleich fort und bedenke wohl, daß Du Deiner Mutter Nichts mehr vorwinseln kannst."

Der Knabe verschluckte einige bittere Thränen und ging schweigend mit den Packeten an den Landungsplatz. Das große Fahrzeug wurde, als wäre es von Papier, von dem Sturm hin- und hergeworfen, unter dessen pfeifendem Getöse die wilden Schiffer ihre Zurüstungen machten. Haraldson setzte sich selbst ans Ruder und pries das günstige Wetter. Fock- und Sprietsegel wurden aufgezogen und nachdem Birger noch einen düstern Blick nach dem Fenster geworfen hatte, von wo ein matter Schein herschimmerte, stieß er das Boot ab. Die Nacht umhüllte Menschen und Fahrzeug und hoch schlugen die Wogen zusammen über dem verschwindenden Punkte.

Viertes Kapitel.

Dort singt kein Vogel in dem Walde mehr,
Du siehst, wohin Dich Deine Schritte tragen.
Nur Wogen an die nackten Ufer schlagen,
Und selbst der Himmel ist ein stürmisch Meer.
Sätherberg.

Ein paar Meilen von Tistelön liegt ein kleines Fischerdorf, zwar unbedeutend, aber groß genug, um ein treues Bild jener kleinen verborgenen Fischerwelt zu liefern.

In verschiedenen Richtungen vor der holprichten, unebenen Steinaufschüttung, die eine Straße verstellen soll, erblickt man eine Menge Häuschen aufgeführt. Die vornehmsten prunken mit einer rothangestrichenen Außenseite, aber fast alle haben auf dem Giebel der hinausgebauten Erker irgend ein Bildwerk von verunglückten Schiffen, größtentheils vergoldete hölzerne Köpfe nach Holländer Art u. s. w.

Ein pestartiger Gestank von verfaulten Fischen hat sich dermaßen eingefressen, daß kaum die frischen Winde die Luft zu reinigen vermögen; allein die Bewohner, die daran wie an andere Unannehmlichkeiten gewöhnt sind, nehmen keine Notiz davon. Die Männer liegen beinahe Tag und Nacht auf der See, und die Weiber, die im Allgemeinen häßlich sind, beschäftigen sich zu Hause mit Trocknung der Fische und Ausbesserung oder Anfertigung der Segel, Angelleinen, Netze und anderer Fischergeräthschaften. Die Kinder, deren es hier, wie in andern Fischerortschaften eine unmäßige Menge gibt, sind kastanienbraun, haben gelbweiße Haare und blaue Augen. Gewöhnlich sieht man sie in ganzen Schaaren, die ärmsten blos mit einem zerlumpten, schwarzen Hemde ausgestattet, die wohlhabenderen in den betheerten Fragmenten der abgelegten Hosen und Jacken ihrer Väter, die unverändert bleiben und für die Kleinen eine Art Mantel

bilden, ihnen aber durch ihre langen, herumbaumelnden Aermel nicht wenig beschwerlich fallen. Rasch und an Thätigkeit gewöhnt, beschäftigen sich die Kinder mit Fischetrocknen, oder belustigen sich auf dem Strande in Gesellschaft ihrer halbverhungerten, milzsichtigen Ferkel, denen sie kleine Fische und andere Leckerbissen dieser Art zuwerfen.

Wendet man nun den Blick auf das Innere dieser Wohnungen der Armuth, so findet man gleichwohl darin eine Reinlichkeit und Ordnung, die gewissermaßen einen tröstenden Eindruck zurückläßt. Ein altes, aber rein gewaschenes und mit Seegras ausgestopftes Segel bildet das ganze Bettzeug. Der große Tisch ist rein gescheuert, aber abgenutzt, der Boden mit dem feinsten Sande geschmückt. In einer Ecke steht gewöhnlich ein Schrank mit Pfeilern von glattgeschliffenem Föhrenholz, allwo der vornehmste Theil der Hausgeräthschaften aufbewahrt wird, d. h. zwei oder drei Theetassen nebst einer zersprungenen Schüssel, einer Kaffeekanne ohne Schnauze, eine zinnerne Branntweinflasche u. s. w. Ueber dem Fenster befindet sich ein schmaler Sims und auf demselben die Bibliothek des Hauses, bestehend in einer vergilbten Bibel und einem Gesangbuch in schwarzes Leder gebunden; als Zierden und Zeichen prunken in demselben Apostel auf Goldpapier. Aber das kleine Brett verwahrt nicht bloß die geistliche Literatur, sondern auch einige staubige Bände, enthaltend „den Lunkentus," „den gestiefelten Kater," „die schöne Melusine," so wie, ein paar Lieder zu singen nach eigener schöner Melodie, gedruckt in diesem Jahre." Die armselige Stube hat auch ihre Pracht. An den Wänden hängen, mit Nägeln befestigt, die Bilder Sr. Majestät und des Kronprinzen zu Pferde, sämmtlich in Holzschnitt und Verse darunter. Zwischen diesen Kostbarkeiten und den Fischergeräthschaften, die sich an den Wänden befinden, ist eine gewisse anständige Entfernung beobachtet, denn „Ehre, wem Ehre gebührt!" Die ehrlichen Seelen würden es für einen Mangel an Ehrfurcht gegen Se. Majestät halten, wenn sie ihr

mit ihren Netzen, Angelleinen und Hummerzangen zu nahe kämen. Aus Veranlassung dieses letztern wollen wir in einer Parenthese erwähnen, daß unsere Geschichte sich in der angenehmen Zeit zutrug, wo der Bohusländer frei seinen eigenen Hummer kaufen und daran zehren durfte und nicht mit langer Nase sehen mußte, wie die Engländer das Beste seines Landes verschluckten.

Nachdem wir nun das Aeußere eines Fischerdorfes gezeichnet haben, sollten wir auch all das Elend schildern, das der Winter mit seinem gewöhnlichen Gefolge, Hunger und Noth, unter seinen Bewohnern anzurichten pflegt; indeß werden wir später darauf zurückkommen. Wir treten jetzt in das kleine, rothangestrichene Haus, dessen weiße Fensterläden und abgesonderte Lage auf etwas Vornehmeres, als die andern hinzuweisen scheint. Dem ist auch wirklich so, denn hier wohnt der dienstthuende Hüter der Küste, der Jachtlieutenant Arnman mit seiner kleinen Familie.

Seht nur, wie hübsch es da aussieht! Die Hausflur ist zierlich und freundlich, wie die Wohnzimmer; durch die kleinen aber blanken Fensterscheiben leuchten hohe Balsaminen, nebst einem Geranium und einem Zwergäpfelbäumchen auf dem grünbemalten Stockbrette herein. Und mitten durch diese anspruchslose Orangerie guckt ein ehrbarer Kopf mit zurückgestrichenem Haare und Bindehaube hervor; er gehört der Frau Katharina Arnman, der wohlverständigen Ehegattin des Jachtlieutenants.

Die Wanduhr in der Wohnstube schlug zwölf und mit dem letzten Schlag trat Madame Arnman in die Hausthüre und sah sich um. Es war eine herrliche Frau, diese Madame Arnman. Die Ehre und Krone ihres Mannes, war sie stets mit Rath und That bei der Hand und wurde deshalb auch oft genug von den armen Fischersleuten angegangen, die schon nach kurzem Aufenthalt in ihrer Mitte eine Mutter in ihr erkannten, bereit nach Kräften überall zu helfen, übrigens auch zu schelten und nicht durch die Finger zu sehen, wenn es sich

um Fehler, üble Angewöhnungen und Untugenden handelte. Frau Katharina war eine strenge und ernste Hausmutter. Nichtsdestoweniger wurde sie von ihrer einzigen Dienerin, der alten Annika aufs Innigste geliebt und auch das einzige Kind, womit der Herr ihre Ehe gesegnet hatte, zollte der keineswegs nachsichtigen Erzieherin die höchste Liebe und Verehrung, so wie den unbedingtesten Gehorsam: ein Wort von ihren Lippen war ein Orakel, dem man sich unmöglich widersetzen konnte. In Frau Katharina's ganzem Wesen und namentlich in ihrer großen, eigentlich majestätischen Gestalt lag aber auch etwas wirklich Imposantes und Würdevolles, dessen Einflusse sich Niemand zu entziehen vermochte.

„Die Männer können sich doch nie an Pünktlichkeit gewöhnen," murmelte sie mißlaunisch vor sich hin. „Ich möchte nur wissen, wo sie so lange bleiben."

In diesem Augenblick sah man zwei Personen mit eiligen Schritten um eine Ecke herum biegen und auf das Haus zugehen. „Zum Henker, wo steckt ihr denn?" rief ihnen Frau Katharina entgegen; „wißt ihr auch, daß es bereits zwölf Uhr geschlagen hat, daß der Langfisch kalt wird und Arve, der arme Junge, sich aus Hunger beinahe die Finger abbeißt."

„Sei nicht böse, Mutter," antwortete in heiterem Tone der jüngere von den Männern, die indeß beide über die Gränze des frischen Mannesalters hinaus waren. „Ich habe etwas Wichtiges erfahren — die Zolljacht muß noch heute Nachmittag hinaus."

„Wahrscheinlich hast du wieder Wind von den Spitzbuben auf Tistelön bekommen? Doch davon können wir später sprechen. Jetzt wollen wir nur dafür sorgen, daß ihr etwas Warmes bekommt.

Alle drei begaben sich in das hübsche behagliche Stübchen, wo ein Tisch für vier Personen gedeckt stand. Zwei von den Plätzen nahm der Jachtlieutenant und seine Frau ein, den brit-

ten ihr Sohn Arvid, ein vierzehnjähriger, lebensfrischer Knabe, und den vierten der Freund des Hauses, Herr Pehr Fabian Askenberg, ehemaliger Unterlieutenant bei der königlichen Flotte, und ehemaliger Kriegskamerad des alten Arnman, der in seiner Jugend gleichfalls bei der Marine gedient hatte.

Diese vier guten und glücklichen Menschen geben ein hübsches Familiengemälde ab. Die herzlichste Liebe und Einigkeit herrschte in ihrem Kreise und oft erheiterte Lieutenant Pehr mit seinen angenehmen Erzählungen den ernstern Arnman, wenn sie Abends ihr Pfeifchen zusammen rauchten und die früher bestandenen Seeabenteuer ihnen vor die Augen traten.

Der alte Invalide Askenberg lebte indeß keineswegs von der Gnade seines Freundes. Er hatte, als sein rechter Arm unbrauchbar geworden, eine anständige Pension erhalten, und sich noch überdies in bessern Zeiten ein kleines Kapital erworben, welchen letzteren Schatz er jedoch als ein fremdes Eigenthum betrachtete, denn er hatte ihn nebst seinen Waffen, die blank und glänzend über seinem Bette hingen, seinem Pathen, Günstling und Schüler Arve zugedacht.

Das muntere Gespräch, das sonst gleichen Takt mit den Anfällen auf das schmackhafte Mahl zu halten pflegte, wollte indeß heute nicht recht von Statten gehen. Frau Katharina's Gedanken beschäftigten sich bereits mit dem Speisekorbe, den sie ihrem Manne mitgeben wollte. Arve speculirte auf irgend einen Plan, um die Reise mitmachen zu dürfen. Der Jachtlieutenant selbst sah nachdenklich auf seinen Teller, und der alte Askenberg befand sich in dem seltenen Falle, daß es ihm unlustig, ja beinahe ängstlich zu Muthe war, er wußte selbst nicht, warum.

Endlich, als Frau Katharina den Speisekorb in Gedanken vollgepackt hatte, verlangte sie zu wissen, was diese allgemeine Schweigsamkeit bedeuten solle. „Was war es denn also, lieber Arnman? Was hast Du gehört?"

„Viel, Mutter, und sehr wichtige Nachrichten. Man hat

mir angezeigt, daß die verdammten Freibeuter von Tistelön schon wieder auf Schleichhandel ausgehen. Aber diesmal hoffe ich, sie in die Falle zu bekommen. Der Wind ist gut und mit Gottes Hülfe wird die Jacht vor Anbruch der Nacht auf ihrem Posten stehen."

„Ist es denn so gewiß, daß sie gerade heute Nacht ausziehen?" fragte Frau Katharina. „Wir bekommen auf den Abend einen Sturm und es ist kein Spaß, sie in ihrem Versteck aufzusuchen, besonders für Dich, Vater, da Du in diesen vermaledeiten Scheeren noch nicht zum Besten bekannt bist."

„Nein, Mutter, ein Spaß ist es freilich nicht, aber ich vertraue auf den Herrn und auf die Gerechtigkeit meiner Sache. Sie treiben ihre Schmuggeleien ins Große, die Kanaillen, und es wäre ein herrlicher Fang zu machen, wenn die Sache glückte."

„Ja das ist eben die Sache," fügte der alte Askenberg bedenklich hinzu. „Heute Nacht gibt es wieder eine Finsterniß, die ich mehr fürchte, als den Sturm. Ich könnte doch kein Auge zuthun, wenn ich daheim bliebe, deßhalb will ich die Expedition mitmachen."

„Und ich auch, Vater, ich will auch einmal dabei sein," rief Arve, der hinter dem muthigen alten Lieutenant nicht zurückbleiben wollte.

„Einfältiges Geschwätz! bleib Du zu Hause, bis Du hinter den Ohren trocken bist!" versetzte Frau Katharina streng. „Die Nacht und eine Jagd auf Schleichhändler taugen blos für Männer, die der Gefahr gewachsen sind; aber die Jungen müssen nicht ausfliegen wollen, bis ihre Flügel sie tragen."

Arve verschluckte seinen Verdruß, denn Madame Arnman hatte ihren Sohn in der Zucht und Vermahnung des Herrn auferzogen. Wenn sie einmal nein gesagt hatte, da durfte er nicht mehr mucksen. Gleichwohl konnte der nach Abenteuern dürstende Knabe nicht umhin, von Zeit zu Zeit dem gewöhnlich nachgiebigern Vater Blicke zuzuwerfen. Allein dies Mal waren alle Versuche vergebens, denn Arnman erklärte in ernstem

Tone: „Du bleibst zu Hause, mein Sohn, und Onkel Pehr gleichfalls. Ich will blos meine zwei Jachtleute bei mir haben."

„Warum denn?" fragte der alte Askenberg halb böse; „ich bin doch auch kein Hase. Ist meine rechte Hand auch steif geworden, so thut doch meine linke noch ganz gut ihren Dienst."

Ein vorwurfsvoller Blick von Arnman brachte den Lieutenant zum Schweigen, als sie aber den Tisch verlassen hatten und Frau Katharina in die Küche hineingegangen war, wo Arve ihr half, indem nach ihrer verständigen Lebensansicht auch solche Kenntnisse einem jungen Menschen nur nützlich sein konnten, da sagte Arnman, indem er vom Fenster aus auf das unruhige Meer deutete: „Dort kannst Du mir keinen Dienst leisten, wohl aber hier zu Hause — es mag gehen, wie es will."

„Es mag gehen, wie es will," wiederholte Askenberg und sah seinen Freund scharf an. „Ja, ja, die Sache kann gefährlich werden, wie die Frau Schwester schon bemerkt hat. Du kennst die Schlupfwinkel dieser Leute nicht und sie sind darin zu Hause, wie in ihrer Stube. Gott wolle es zum Besten lenken."

„Sie sind mir schon dreimal aus den Händen gewischt," versetzte Arnman, der mit Leib und Seele seinem Amte vorstand und noch volle Kraft dazu besaß, daher ihm auch jedesmal bei dem Gedanken an die verunglückten Expeditionen die Galle kochte; „ja, Bruder, drei Mal schon haben mich die Hunde in den April geschickt, diesmal aber habe ich ganz sichere Nachrichten, daß sie eine Menge kostbarer Artikel an ein Kaufmannshaus in Gothenburg spediren wollen. Sie sollen eine dieser Nächte dazu ausersehen haben und vermuthlich wählen sie die heutige, die sich zu dergleichen Unternehmungen vortrefflich eignen zu wollen scheint."

„Aber wenn Du sie heute Nacht nicht triffst?"

„Dann lasse ich sie doch nicht aus dem Gesichte, bis ich mein Ziel erreicht habe; kommen müssen sie mir und wenn ich drei Nächte draußen bleiben sollte. Den Tag über kreuze ich natürlich in andern Richtungen."

„Auf diese Art kannst Du lange ausbleiben, ohne daß wir Nachricht von Dir erhalten.“

„Ja es kann wohl ein paar Tage anstehen. Treffe ich sie aber nicht heute oder morgen Nacht, so komme ich übermorgen auf ein paar Stunden nach Hause.“

Schlag drei Uhr begab sich Arnman, begleitet von seiner Frau, seinem Sohn und dem alten Invaliden an Bord der Zolljacht. Frau Katharina hatte eine schöne, warme Kanne Kaffee mitgenommen, schenkte jetzt in der kleinen Kajüte ihrem Manne zum Abschied noch eine Tasse ein und wünschte ihm dann mit thränenden Augen noch eine glückliche Reise.

„Es ist mir immer betrübt zu Muthe, Vater, wenn Du so in die Nacht hinaussegelst,“ sagte sie in herzlichem Tone zu ihm, „aber heute ist es mir ängstlicher als je. Gott der Allmächtige schütze und geleite Dich auf Deiner Fahrt. Deine Dose steht links auf dem Brette und den Tabak habe ich Dir in den einen Pantoffel gesteckt. In dem andern liegen noch ein paar Hummer, die nicht in den Korb hineingingen. Der Herr halte in dieser Nacht seine Hand über allen Seefahrern. Lebe wohl, lebe wohl, lieber Alter!“

„Lebe wohl, Alte!“ Arnmans braune verwitterte Wange neigte sich zu Frau Katharina's Gesicht herab und seine Lippen suchten und fanden den Mund der treuen Gefährtin.

„Sei nur nicht gar zu verwegen,“ flüsterte der alte Askenberg, indem er Arnman die Hand schüttelte: „bedenke, daß Du nicht allein auf der Welt stehst.“

Arve trat zuletzt vor. „Sieh da, mein Junge,“ sagte der Jachtlieutenant und zog seine große, massive silberne Uhr mit der tombakenen Kette aus der Tasche; „hier hast Du Etwas zum Troste, daß Du nicht mitgehen darfst. Ich habe hier auf dem Schiffe eine Uhr und bedarf diese nicht. Du mußt sie aber so treu bewahren, wie ich. Sie stammt noch von Deinem Großvater her — und jetzt fort vom Bord! Behüte Euch Gott, der Herr!“

Die kleine Familie kehrte nach Hause zurück, während die Zolljacht in die See stach. Es war an demselben Abend, wo die Schleichhändler sich zu ihrer nächtlichen Fahrt anschickten.

Fünftes Kapitel.

Die Sünde ist schwärzer als die schwärzesten Kohlen,
Die Seele ist schneller als Schwingen der Lerche,
Zur Hölle hinführet die breiteste Bahn,
Und doch kommt der Mensch hier zu frühe stets an.

Atterbom.

Der Jachtlieutenant Arnman hatte den Ort erreicht, von wo aus er die Bewohner Tistelöns am besten im Auge behalten zu können glaubte; allein es waren schon mehrere Stunden unter aufmerksamem Forschen und Spähen verstrichen, ohne daß sich die geringste Aussicht auf einen guten Fang zeigen wollte. Die Jacht wurde aufs Heftigste vom Sturme hin und her geworfen, aber geduldig und unverdrossen stand Arnman auf dem Verdeck und lauschte, ob sich unter dem Heulen des Orkans nicht auch ein anderes Geräusch vernehmen ließe.

„Martin," sagte er zu dem handfesteren seiner Leute, „hol' mir die Flasche her, wir müssen zur Stärkung einen Zug thun."

„Der wird gut schmecken!" sagte Martin und drückte im Vorgeschmack des erwarteten Genusses sein Priemchen bereits auf die andere Seite, aber kaum war er die Kajüttentreppe zur Hälfte hinabgekommen, als ein leises Pfeifen des Jachtlieutenants ihn zurückrief.

Martin, der schon fürchtete, der angenehme Auftrag möchte zurückgenommen werden, streckte schnell die Hand aus, ergriff die

auf dem Brette stehende Flasche wie im Fluge und kehrte im Nu zu seinem Lieutenant zurück, der ihn sachte auf die Schulter klopfte und flüsterte: „Was siehst Du dort im Dunkeln, Martin?"

„Ein Boot unter dem Winde, wenn nicht der Teufel sein Spiel treibt."

„Nein, Martin, es ist wirklich ein Boot und zwar sicherlich das gesuchte. Zieh das Takfegel auf und laß uns darauf losgehen."

Arnman hatte sich nicht getäuscht: es waren wirklich die Schleichhändler von Tistelön.

Haraldson und Birger hatten wirklich die Gefahr entdeckt und ohne lange Zeit mit Berathungen zu verlieren, kehrten sie das Boot um und segelten gerade auf die Paternosterscheeren zu, in der Hoffnung, den Jachtlieutenant irre zu führen und zu entkommen. Aber Arnman steuerte rasch hinter ihnen her, und da die Zolljacht schneller segelte als das Boot, so kam sie ihm allmählich immer näher und näher.

Haraldsons Züge nahmen während dieser Flucht eine immer rohere und, wenn man so sagen darf, charakteristische Wildheit an. Die großen grauen Augen rollten fürchterlich in ihren tiefen Höhlen und die scharfen Gesichtsmuskeln zuckten auf und nieder. „Es wird ernst!" sagte er mit dumpfer Stimme zu Birger, der sich mit der Takelage beschäftigte. „Wir haben sie nächstens auf dem Hals und dann ... aber Bursche, wie kannst Du das Maul nicht aufmachen? Es bedarf eines raschen Entschlusses."

Birger wandte sich um und beim schwachen Schein eines hervorbrechenden Mondstrahles gewahrte der Vater das bleiche entstellte Gesicht seines Sohnes.

Haraldson, der nach Birgers Rückkunft von Erika's Zimmer weiter nicht auf ihn geachtet hatte, hielt diesen sonderbaren Ausdruck für Furcht vor der bevorstehenden Gefahr und brüllte ihm

grimmig zu: „Verdammter Hund, läßt Du die Ohren hängen, wenn Du Deinen Vater bereit siehst, das Aeußerste zu wagen?"

„Ich werde Dir in Nichts nachgeben," antwortete Birger mit einem so furchtbaren Ernst, daß Haraldson, der sein Unrecht einsah, ruhiger hinzufügte: „Hier wird es Gelegenheit geben, dies zu beweisen. Ich habe einen verzweifelten Beschluß gefaßt."

Hierauf befahl er Birger, das Focksegel besser auszubreiten und sich dann auf dem Verdeck niederzulegen, ob er vielleicht gegen den dämmernden Morgenhimmel hin bereits die Paternosterscheeren zu entdecken vermöge.

Noch sah man Nichts, aber man hörte die entsetzliche Brandung, wie einen fernen Donner, und je näher das Boot den Scheeren kam, um so zufriedener und ruhiger wurde der Ausdruck in Haraldsons grimmigen Zügen. „Hörst Du, wie er brüllt? Die Meerhexen spielen und tanzen; das ist ein lustig Spiel!" sagte er zu Birger, der neben ihm lag und düster in die geheimnißvollen Abgründe hinabstierte.

„In meiner Jugend," fuhr Haraldson mit einem seltsamen Lächeln fort, „da bin ich auch einmal durch diese Brandungen gesegelt. Die Oeffnung ist nur zehn Ellen breit; und kommt man im Mindesten von der Bahn ab, so ist Mann und Maus verloren. Damals gelang es mir und mein Verfolger zerschellte vor meinen Augen an den Klippen. Verstehst Du mich, Birger? Wir haben keine andere Wahl und ich hoffe mit des Satans Hülfe wird es diesmal wieder so gehen."

„Wollen sehen," versetzte Birger eintönig; „es ist noch nicht so weit," sodann sprang er hastig auf. „Hörst Du, Vater, er ruft uns; er ist uns dicht auf den Fersen."

„Noch nicht, noch nicht," erwiderte Haraldson mit merkwürdig fester Stimme; „noch haben wir einen kleinen Vorsprung."

„Aber wenn wir uns nicht ergeben, schießt er uns in den Grund, bevor . . . . hörst Du, er ruft uns schon wieder an,"

sagte Birger, gleichfalls mit einer Ruhe, die einer schöneren Sache werth gewesen wäre.

„Jetzt!“ rief Haraldson in der höchsten Spannung, als das Boot sich so eben dem gefährlichen Eingange näherte; aber in demselben Augenblick blitzte und krachte es von der Zolljacht her, die ihnen ganz nahe gekommen war — eine Kugel sauste am Boote der Schleichhändler vorüber und eine andere zerschmetterte die Segelstange am Fockmast.

„Tod und Teufel!“ brüllte Haraldson, „wir sind verloren, wenn wir die Stange nicht auswechseln. Thu, was Du kannst, Birger; unser Leben hängt an einem Härchen.“

Aber der Riese hatte bereits, ohne des Vaters Befehl abzuwarten, das im Sturm flatternde Segel erfaßt, sich der abgebrochenen Stange bemächtigt und hielt diese mit Titanenkräften in der einen Hand zusammen, während er mit der andern das Segel festhielt.

„Bravo, Junge!“ rief Haraldson, als sich das Boot jetzt durch die rasende Brandung hinstürzte. Es waren keine Wogen mehr, die sie durchschifften: man sah weder Himmel noch Erde, weder Felsen noch Wasser — blos weißer Schaum umgab das Fahrzeug von oben, von unten und von den Seiten, und heulend tobten die an den Klippen zerschellenden Wogen ihre zitternden Todesseufzer hervor.

Endlich flog das Boot links von den Scheeren ins weite Meer hinein. Die Gefahr war überstanden und Haraldson richtete mit der kühnen Zuversicht, die ein gelungenes Wagstück solchen Naturen einflößt, sein Haupt wieder empor. „Das war ein schönes Stück Arbeit!“ sagte er triumphirend zu Birger. „Befestige jetzt die Stange, so gut Du kannst, dann wollen wir sehen, wie es den Kronburschen hinter uns gegangen ist.“

Mittlerweile hatte es zu dämmern angefangen. Der Sturm hatte sich gelegt, aber die Luft war trübe und kühl. Haraldson strengte seine geübten, scharfen Augen an, um sich mit Bestimmt-

heit zu überzeugen, wie die verhaßte Zolljacht den Weg alles Fleisches gegangen sei. Eine grimmige, höhnische Befriedigung spielte in seinen Augen. Aber dieser Ausdruck verwandelte sich in die furchtbarste Raserei, als er mit einer Stimme, die zum erstenmal während des ganzen Straußes ein Zittern verrieth, seinem Sohne, der vergebens die Stange zu befestigen suchte, zurief: „Bei allen Teufeln! der alte Halunke ist mit heiler Haut hindurch gekommen. Die Zeit ist kurz, wir dürfen sie nicht mit Worten vergeuden. Wir sind verloren, wenn wir nicht . . .“ dabei warf er einen ausdrucksvollen Blick auf Birger und wog bedächtig seine Büchse in der Hand.

Ein furchtbar wildes Lächeln auf Birgers Lippen war dessen ganze Antwort auf den wohlverstandenen Wink. „Erika!“ brummte er zwischen den Zähnen, „gestern hätte ich das nicht vermocht, heute fürchte ich Nichts mehr; mein eigenes und fremdes Leben ist mir ganz und gar gleichgültig.“ Er nickte bedeutungsvoll dem Vater zu, sprang auf, zog mit gewaltiger Faust das Focksegel ein und verbarg sorgfältig sein Gewehr unter demselben.

Haraldson, der bereits seine ganze Ruhe wieder erworben hatte, versteckte die seinige auf dem Boden und wartete jetzt auf seinen Gegner.

Die Zolljacht kam heran und der Lieutenant forderte das Boot zum dritten Male auf.

Haraldson erklärte, er habe allerdings verbotene Waaren an Bord, wollte sich aber unterwerfen, da doch jeder Kampf vergebens sein würde.

„Es freut mich, daß ihr das endlich einsehet,“ antwortete Arnman mit einem gewissen verzeihlichen Stolz. „Aber ihr hättet besser gethan, uns Beiden ein Wagestück zu ersparen, das uns leicht Fahrzeug und Leben hätte kosten können. Legt jetzt nur bei, daß die Jacht herankommen kann.“

Haraldson gehorchte mit dem Ausdruck demüthiger Unterwürfigkeit und nach einigen Augenblicken lag endlich das Kronboot neben dem der Schleichhändler.

„Jetzt ist es an uns, Martin, die Herren zu spielen und dies Pack zu bezahlen,“ sagte der Lieutenant und schickte sich an über Bord zu steigen, aber bevor er seinen Entschluß ausführen konnte, hatte Haraldson unbemerkt seinen Stutzer ergriffen und angelegt; Paff! brannte er los und der ehrliche, alte Arnman, der so würdig seinem gefahrvollen Beruf nachgekommen war, stürzte mit zerschmettertem Schädel in das Boot der Schleichhändler herein.

Beinahe in demselben Augenblick war Birger am Bord der Zolljacht und nach einem kurzen aber furchtbaren Kampf mit den beiden Schiffsleuten, wobei er seine ganze Riesenstärke aufwenden mußte, war der Eine ins Meer geworfen und der Andere, der wackere Martin, mit dem Gewehrkolben niedergeschlagen, nachdem er seinen Gegner bereits zur Hälfte über das Geländer hinaus gedrückt hatte. Beide fielen auf das Verdeck zurück und Martins letzte Worte waren: „Bluthund Du, wenn Du einmal am Galgen zappelst, dann wirst Du an diese Schandthat denken, und wenn Deine sündige Seele Deinen verfluchten Leib erlöst, dann wirst Du es vor Gott verantworten müssen, daß Du meine zwei Jungen vaterlos gemacht hast.“

Nach dieser Blutscene durchsuchte der raublustige Haraldson die feindliche Jacht, eignete sich einige Stücke von ihrem Takelwerk zu, band sofort die Leichen an den Mast und bohrte sie endlich in den Grund. Jetzt erst, als die Wogen mit gewohnter Einförmigkeit sich wieder über dem versunkenen Kronboote wälzten, verschwand auch für die Mörder jede Gefahr der Entdeckung, denn so weit das Auge reichte, ließ sich weder ein Fahrzeug, noch ein lebendiges Wesen blicken.

Vater und Sohn waren schauderhaft anzusehen, als sie nach vollendeter Blutarbeit schweigend, wie Gespenster, in der halbdunkeln Dämmerung einander gegenüber standen, und sich Blicke

zuwarfen, die gegenseitig Haß und Abscheu verriethen. „Jetzt läßt es sich nimmer ändern," sagte endlich der ältere Haraldson und zwang sich eine Frechheit anzunehmen, die alles menschliche Gefühl vollends abstreifen zu wollen schien. „Es war Nothwehr," fügte er in einer Art überzeugendem Tone hinzu, „Selbstvertheidigung! Wir waren gezwungen, wenn wir uns nicht selbst ans Messer liefern wollten. Aber laß uns jetzt heimfahren . . . doch wo ist der Junge?"

Jetzt erst erinnerten sich Birger und Haraldson, daß sie Anton schon seit mehreren Stunden nicht mehr gesehen hatten. Verwundert warfen sie die Augen umher und wurden jetzt mit Schauder gewahr, daß der arme Junge sich in die Oeffnung, welche zum Schiffsraum hinabführt, zusammengedrängt hatte und sie jetzt mit Blicken anstierte, die eben so viel Entsetzen als Wildheit und Wahnsinn verriethen.

„Was machst Du da, Anton?" fragte Haraldson in einem Tone, der aus seinem Munde sanft klingen konnte.

„Komm herauf, Junge."

„Nein, nein, das thue ich nicht, Ihr macht es mir sonst wie dem Jachtlieutenant und den Andern. Laßt mich im Frieden, laßt mich im Frieden!" Und zitternd vor Angst duckte er sich immer tiefer und verbarg sich endlich unter den alten Kleidungsstücken in der Koje.

„Elende Kanaille, gebärde Dich nicht wie ein Wahnsinniger!" rief Haraldson, indem er den Kopf durch die Oeffnung steckte und ihm mit einem Taustück in seiner Hand winkte.

Ein wildes, schauerliches, gellendes Geheul war Antons einzige Antwort und obgleich vom Zorn geschüttelt und kaum im Stande, sich zu bändigen, zog sich Haraldson zurück, aus Furcht gehört und entdeckt zu werden.

„Was ist da zu machen?" sagte er zu Birger; „der Junge kann uns verrathen." Schaudernd vor seinen eigenen Worten

warf er einen Blick in die Koje hinab, vor welchem sogar Birger zusammenbebte. „Was ist zu machen?"

„Nichts," antwortete Birger düster, „Nichts ist zu machen; der arme Junge hat den Verstand verloren. Vier Blutschulden liegen jetzt auf uns. Hätte lieber die Brandung in den Paternosterscheeren uns alle zusammen verschlungen."

„Bist Du eine so feige Memme, daß es Dich schon gereut?" sagte Haraldson mit rohem Stolz. „Was ich einmal gethan habe, bereue ich nie; alte Weiber mögen heulen, Männer müssen handeln. Du solltest Dich schämen, so zu sprechen, als wärst Du nicht der Sohn Hakan Haraldsons, des größten Schleichhändlers in den Scheeren."

„Und Mörders und Seeräubers," höhnte Birger mit grimmiger Bitterkeit.

„Schweig, Bursche, und geh' an die Arbeit!" donnerte Haraldson mit rollenden Augen — „oder soll ich Dir auch den Garaus machen?"

Birger maß mit verächtlichem Blick den Mann, dem er den geheiligten, aber mißbrauchten Vaternamen gab. „Wir müssen fort," sagte er mit fester, ruhiger Stimme; „ich will Dir helfen, aber dann ..." er vollendete seinen Satz nicht, aber Haraldson erblickte in den Augen des Sohnes Etwas, was ihn überzeugte, daß die Blüthezeit ihres Zusammenwirkens vorüber sei.

„Feige, feige!" brummte der Alte zähneknirschend; „der Kerl taugt Nichts, aber fort jetzt, so lang der Narr da unten schweigt."

Und begünstigt durch den starken Nebel entkamen die Mörder.

Sechstes Kapitel.

Wie sollt ich meine Qual nicht ruhig tragen?
Sie ist ein Engel mir von Gott gesandt,
Und sollt ich wohl den guten Vater fragen,
Warum er mir die Prüfung zuerkannt?

Vitalis.

Aufs Neue stand Frau Katharina Arnman bei den blühenden Balsaminen und blickte über ihre reichen Kronen hinweg nach dem Strande hinaus. Der Tag war so ruhig und klar wie ihn der Herbst nur in seiner allerbesten Laune zu schenken vermag, aber Frau Katharina's Herz war schwer und wehmüthig, denn es war der dritte Tag nach ihres Mannes Abreise und noch hatte man Nichts von ihm gehört.

Lieutenant Pehr war ausgegangen, um sich bei den so eben von einem langen Zuge heimgekommenen Fischern zu erkundigen, ob sie Nichts von der Zolljacht gesehen hätten, die allem Vermuthen nach in derselben Gegend kreuze, von der sie gekommen waren; aber zu Madame Arnmans großem Verdruß blieb der alte Askenberg gar zu lange aus und sie wollte sich eben selbst auf den Weg machen um nachzufragen, als Arve mit einer Heftigkeit und Bestürzung eintrat, welche die stärkste Unruhe, die schrecklichste Angst verkündete.

„Was gibt es, Junge? Ist die Jacht angekommen? Ist vielleicht der Vater krank?"

„Die Jacht ist nicht gekommen, Mutter," antwortete Arve und ein paar große Thränen rollten langsam über die frischen, vollen Wangen.

„Nun, warum weinst Du denn, mein Sohn?" Frau Katharina hielt sich mit der einen Hand fest an der Tischecke; sie zitterte am ganzen Leibe, doch hatte sie die Kraft, als Arve nicht

antwortete, noch einmal zu fragen: „Warum weinst Du? Sag es mir, damit ich ebenfalls weinen oder Dich trösten kann."

„Nein, nein, Mutter, es gibt keinen Trost!" rief Arve laut schluchzend. „Bei Nils Asmundsons haben sie gesagt, die Zolljacht kehre nie wieder; sie sei in dem heftigen Sturm vorgestern Nacht untergegangen, denn Keiner von Allen, die denselben Weg gemacht, habe eine Spur von ihr entdeckt."

Frau Katharina vermochte sich nicht länger auf ihren wankenden Knien zu erhalten; mit gefalteten Händen sank sie auf den Stuhl nieder, aber ihr Blick, aus welchem der stumme, tiefe Schmerz sprach, verweilte noch mit einem herzzerreißendem Ausdruck auf dem Meere.

„Wo ist Onkel Pehr?" fragte sie endlich mit einem schwachen Schimmer ihrer gewöhnlichen ruhigen Fassung: „kommt er nicht nach Hause?"

„Er ist bei Nils Asmundsons, Mutter, und spricht dort mit den Männern. Ich stand außen am Fenster und hörte, was sie sagten. Ich dachte doch gleich so Etwas, als der Vater abreiste. Er sah mich so freundlich an und dann gab er mir seine Uhr und sagte, ich solle sie eben so treulich aufbewahren, wie er. Ja ich will sie verwahren und will jeden Tag zu Gott beten, daß ich auch ein solcher Mann werde, wie mein Vater." Arve zog die sorgfältig in der Tasche verwahrte Uhr heraus, küßte sie und benetzte sie mit heißen Thränen.

Als Madame Arnmann die Uhr, diesen Schatz, den ihr Alter so hoch geachtet und so sorgfältig in allen Verhältnissen gehütet hatte, in ihres Sohnes Hand sah, da machte sich ihre Beklemmung gewaltsam Luft. Thränen, heiße, bittere, einzelne Thränen rollten ihr über die kreideweißen Wangen. „Hat er Dir die Uhr gegeben, Kind?" fragte sie mit strauchelnder Stimme; „warum hast Du mir das verschwiegen?"

„Ich dachte, wenn ich sie Dir zeigte, so würdest Du sie mir aufheben wollen."

„Gib sie einmal her!“ Frau Katharina streckte die Hand aus, nahm die Uhr und betrachtete sie mit Augen, in welchen eine bebende Herzensqual sich stärker ausdrückte als in Worten. Aber ihre Seele war zu stark, um gleich beim ersten Schmerze zu unterliegen; sie richtete sich mit wiederkehrender Kraft auf und erklärte ihrem Sohn mit wenigen aber festen Worten, daß es eine Sünde sei, sich über ein Unglück zu härmen, worüber man noch keine Gewißheit habe. „Niemand kann wissen,“ sagte sie, „wo der Vater sich aufgestellt hat, um diese gemeine Schleichhändler auszuspähen. Geh, Arve, hol' den Lieutenant — er wird wohl etwas zu berichten haben.“

Der Eintritt des alten Askenberg machte diesen Auftrag überflüssig.

„Was sind das für Geschichten, die sie bei Asmundsons erzählen?“ fragte Frau Katharina und suchte sich so unerschrocken als möglich zu zeigen. „Haben sie auch Beweise für ihre Vermuthungen? Kann mein Alter nicht an einem Orte liegen, wo ihn Niemand ahnt?“

„Ja eben das fürchte ich auch,“ antwortete der alte Seemann mit bewegter, zitternder Stimme. „Ich glaube, Frau Schwester, er liegt an einem Orte, wo ihn Niemand sucht.“

„Auf der Lauer, meine ich,“ berichtigte Frau Katharina.

Askenberg schüttelte den Kopf. „Niemand hat die Jacht seit dem Nachmittage gesehen, da sie von hier wegfuhr. Und es ist eben jetzt ein Schiffer von Känsö da, der gestern Vormittag an den Lyholmen vorbeikam. Er hätte sie sehen oder wenigstens eine Spur von ihr entdecken müssen, wenn sie noch über dem Wasser wäre.“

„Ueber dem Wasser! Großer himmlischer Vater, wenn mein Mann, was der Allmächtige in seiner Gnade verhüten wolle, wirklich gescheitert wäre, so müßte sich doch wohl das Wrack noch finden.“

„Nein, das ist nicht nothwendig; das Schiff darf nur irgendwo

aufgestoßen sein. In einer solchen Finsterniß kann es mit Mann und Maus versunken sein. Wir hatten ja einen Sturm in jener Nacht, daß man kein Auge zuthun konnte. Und Arnman war von jeher zu diensteifrig; er ging oft weiter, als Pflicht und Nothwendigkeit erforderten."

„Der Herr ist gnädig, ich gebe die Hoffnung noch nicht auf," sagte Frau Katharina mit fester Zuversicht. „Ich will selbst hinaus — wir wollen Asmundsons Boot nehmen und jeden Winkel zwischen hier und Tistelön durchsuchen."

„Ja, das wollen wir und zwar sogleich!" stimmte der alte Askenberg ein. „Das Boot wird eben in Bereitschaft gesetzt. Aber wer kann wissen, wie weit die Jacht über die Lyholmen hinausgekommen ist, wenn sie das Gesindel aufgetrieben und verfolgt hat?"

„Gleichviel, wir wollen suchen; der liebe Gott wird uns wohl ein Zeichen geben. Nimm die Uhr mit, Arve, damit wir sehen, wie viel Zeit über unserem Jammer dahinstreicht — oder gib sie mir, mein Kind. Wenn wir nach Hause kommen, es sei in Freud oder Leid, so sollst Du sie wieder haben."

Und Asmundsons Boot mit der unglücklichen Familie, so wie mehrere andere Fahrzeuge theilnehmender Nachbarn stachen in verschiedenen Richtungen in die See.

„Habt Dank, liebe Freunde," sagte Frau Katharina, bevor sie sich trennten; „habt Dank für die Liebe, die ihr mir beweist, und für Eure Begleitung auf meiner traurigen Fahrt. Ich bin jetzt zu ergriffen, um Euch meine Empfindungen besser ausdrücken zu können, aber kommt zu mir, wenn die Stunde der Betrübniß für Euch schlägt, und Ihr werdet mich stets zu Hause finden."

Die Achtung gebietende Frau ergriff selbst das Ruder und indem sie nach Rechts und Links grüßte, trennten sich die Boote und thränenvolle Augen folgten der Suchenden auf der unsichern, zweifelhaften Fahrt.

Die stille Familie Arnman war allgemein geachtet und

geliebt; fast Jedermann wollte hinaus und ihr Oberhaupt suchen helfen.

Drei lange Tage währte die traurige Streiferei. Auch die Ufer von Tistelön wurden besucht und der freche Haraldson, der am Landungsplatze stand, beklagte mit heuchlerischer Theilnahme den diensteifrigen Beamten, im Fall er als Opfer seiner Thätigkeit umgekommen sein sollte. „Es war aber auch gar zu kühn," fügte er hinzu, „sich bei Nacht, bei einem solchen Sturm und bei solcher Finsterniß, in Scheeren zu wagen wie die unsrigen."

„Haben Sie den Sturm in jener Nacht vielleicht selbst geprüft?" fragte der alte Askenberg und sah Haraldson scharf an.

„Ja, das habe ich!" antwortete dieser mit kühner Fassung, wohl wissend, daß ihn leicht Jemand von seinen Leuten verrathen könnte; „aber ich mußte umkehren, denn in einem solchen Unwetter bin ich, so sehr ich daran gewöhnt bin, noch selten draußen gewesen."

„Und Sie bemerkten nicht die geringste Spur von der Zolljacht?"

„Weder von ihr, noch von sonst einem Fahrzeug."

Trostlos kehrten die Suchenden in das Fischerdorf zurück. Kein Schimmer eines Verdachtes konnte auf Haraldson fallen, denn das Verbrechen war zu unerhört, als daß man es nur hätte ahnen können und man glaubte nicht mehr anders, als daß die Jacht in der Nacht gestrandet und untergesunken sei.

Tage und Wochen vergingen. Die Zolljacht mit ihrer Mannschaft war und blieb fort. Es wurde ein neuer Beamter ernannt und mit brechendem Herzen verpflanzte Frau Katharina ihre Balsaminen und sonstigen kleinen Habseligkeiten in ein anderes Häuschen. Hier richtete sie sich so gut ein, als sie vermochte, um es ihrem Sohn und dem Lieutenant Pehr, der getreu in Freud und Leid bei ihr aushielt, bequem zu machen; aber für sich selbst fand sie kein Plätzchen auf Erden mehr, das sie als ihre Heimath ansehen mochte. „Ich komme mir hier," pflegte

sie mitunter zu dem alten Askenberg zu sagen, „wie ein Fremdling vor, der seine Reise fortsetzt, so lange es dem Herrn gefällt; aber mein Leben ist im Himmel, wohin mein Alter vorausgegangen ist. Doch Lob und Preis sei dem Allmächtigen, auch wenn er züchtigt! Ich war so glücklich, als ein Mensch nur sein kann, ich hatte so viel, dessen ich mich erfreuen durfte; indeß ist das Glück unserem stolzen Gemüthe nicht immer zuträglich, das weiß ich am Besten jetzt, da das Unglück mich gelehrt hat, meine Kräfte zu prüfen."

Der alte Askenberg achtete Frau Katharina und die einfache Würde, die ächte Gottesfurcht, womit sie ihren Kummer ertrug, hoch; er selbst vermochte sich nicht zu derselben Kraft zu erheben. Er murrte oft bitter über das wunderbare Geschick, das den Tugendhaften und Rechtschaffenen bei seinen besten und kraftvollsten Bestrebungen untergehen lasse, während der tückische Schurke beständig mit günstigem Wind dahinsegle.

„Und wen halten Sie für beneidenswerther, Herr Bruder?" fragte Frau Katharina in einem Tone, der die alte Seemannsseele in Verlegenheit bringen mußte.

„Für beneidenswerther? Das ist so eine eigene Sache, eine recht kitzliche Sache, Frau Schwester. Ich finde eigentlich keinen von beiden sonderlich beneidenswerth; denn wenn wir bedenken . . . ."

„Bleiben Sie mir mit Ihren Spitzfindigkeiten zu Hause," wendete die Matrone ernsthaft ein; „der Knabe soll mir nicht hören, daß sein Pathe Anstand nimmt, diese Frage rund heraus zu beantworten. Sage Arve, was willst Du lieber, ein redlicher, rechtschaffener, aber vom Unglück verfolgter Mensch sein, oder alle Schätze der Welt dadurch gewinnen, daß Du Dein Gewissen verkaufst und auf dem Weg der Sünde wandelst?"

„Ganz gewiß, Mutter, will ich lieber mit allem Ungemach kämpfen, als ein solcher Elender werden, und denjenigen, die mich lieben, Kummer bereiten," antwortete Arve mit fester Zuversicht:

„und fürchte nicht, Mutter, daß ich je die Ermahnungen vergessen werde, die ich bei jedem Abendgebet erhalten habe.“

Frau Katharina's Lippen öffneten sich zu einem stillen Lächeln. Sie sah den Lieutenant an und dieser beantwortete ihren Blick mit einem andern, der sie überzeugte, daß sie im Grunde dieselbe Ansicht, denselben Glauben hatten, wenn auch die stille Geduld des Weibes dem Manne nicht zu Theil geworden war.

In solchen Augenblicken der Bewegung trat Frau Katharina gewöhnlich ans Fenster, beschäftigte sich mit ihren Balsaminen und suchte durch ihre blumenreichen Zweige hindurch unvermerkt einen Schimmer vom Meer zu gewinnen, dessen Wellen sachte ihr ewiges Lied in ihr lauschendes Ohr lullten.

Siebentes Kapitel.

Welch' brennende Schmerzen
In meinem Gehirne,
Und dann in dem Herzen! . . .
Nein in dem Gehirne
Ist alles so wirre,
Da drinnen da braust es,
Da drinnen da saust es,
So dumpf und so schwül,
O still doch, o, still!
Palméer.

Es war Winter: auf Tistelöns klippigem Strande bettete sich der Schnee immer höher und höher. Das große Boot lag unthätig und festgefroren am Ufer, die kleineren waren in ihre schützenden Schuppen gezogen und das Takelwerk in der Plunderkammer träumte von den überstandenen Mühseligkeiten des

Herbstes. Drinnen in der Stube, in welche die beeisten Fensterscheiben kaum einen Strahl des Tages dringen ließen, saß Haraldson am einsamen Kaminfeuer und rauchte seinen Knaster. Er sah finster und gedankenvoll aus und die Wolken, die über seiner gerunzelten Stirne schwebten, wurden immer düsterer, je länger er auf eine Thüre am andern Ende des Zimmers stierte. Diese Thüre führte in eine kleine finstere Kammer, wohin nie Jemand von den Domestiken kam, indem die Kommunikation nur durch die große Thüre vorn im Hause Statt fand. Blos Haraldson selbst benützte sie und Birger, dessen Zimmer an die genannte Kammer stieß.

Birger hatte sein Winterquartier nicht wie gewöhnlich auf Tistelön aufgeschlagen. Seit der schrecklichen Blutnacht in den Paternosterscheeren hegte er einen wahren Abscheu davor, Erika's reinen Blick wieder zu sehen. Er kehrte daher nach Abschluß ihres gemeinschaftlichen Schleichhändlergeschäfts nicht mit dem Vater zurück, sondern unternahm statt dessen eine schon längst beabsichtigte Reise und blieb auf dem Heimweg in Gothenburg, wo er sich vor der Hand mit dem Studium der Schiffskunst beschäftigte. So viel von seinen äußeren Verhältnissen — sein Inneres werden wir später Gelegenheit haben näher zu betrachten. Inzwischen wollen wir die Kammer besuchen, die während seiner Abwesenheit einem Geschöpfe zum Aufenthalt diente, dem sie mehr zum Gefängniß, als zur Wohnung bestimmt zu sein schien.

Diese niedrige, finstere und enge Kammer sah noch weit unbehaglicher und öder aus, als die Wohnstube. An der einen Wand war eine Bettstatt aufgeschlagen, deren Gestell mit doppeltem Boden bequem als heimlicher Verwahrungsort diente. Im Uebrigen bestand das ganze Ameublement aus einigen plumpen Stühlen, einem alten Schiffspult und einem zwischen dem Fenster und der Wand eingekeilten Tische.

Außer diesen gewöhnlichen Möbeln befand sich für den Augenblick noch ein schlechtes Feldbett darin, und zwar wahr-

scheinlich, um es gegen Kälte und Zug zu schützen, mitten in der Kammer. Auf den reinen, weißen Kopfkissen ruhte ein blaßgelbes Gesicht und über der Decke lag eine Hand ausgestreckt, deren abgemergelte Finger nähere Berührung mit dem Sensenmanne zu suchen schienen.

Am Bette des Kranken saß Erika lauschend mit gesenktem Kopfe und bleichen Wangen. Die trüben Augen und die matten Bewegungen verkündeten deutlich Unruhe, Nachtwachen, Sorgen und Kummer. Es war nicht mehr dieselbe lebensvolle Kraft in Haltung und Wesen, die man bei dem kräftigen, verständigen Mädchen zu finden gewohnt war: irgend etwas Gährendes nagte sichtbarlich an den frischen Blättern ihrer Lebensblume: ein Gram, dessen Ursache jedoch nicht in einem liebesiechen Herzen gesucht werden durfte; denn Erika's Herz war unangegriffen, und der Blick ihres Auges deutete nicht auf das halb verschmachtende Leiden, das aus solchen Sorgen entsteht. Es war eher ein Kampf des Verstandes, als des Herzens, eine Grübelei über Dinge, die mit den zarteren Empfindungen des letzteren nichts zu schaffen hatten.

„Laß mir das Tau, laß mir das Tau!" rief auf einmal mit gellender Stimme der arme, kranke, beklagenswerthe Anton, der seit jener Schauernacht noch nicht wieder zum klaren Bewußtsein gekommen war. Sein Vater hatte ihn in einem Zustand von Besinnungslosigkeit nach Hause gebracht, auf welchen eine lange, zehrende Krankheit folgte, von der Haraldson hoffte, sie werde dem jungen, schmerzvollen Leben seines Sohnes ein Ende machen und damit die letzte Möglichkeit einer Entdeckung des Verbrechens begraben. Allein der eigennützige Wunsch ging nicht in Erfüllung. Die Flamme flackerte matt fort, ohne zu leben, aber auch ohne zu erlöschen; die physischen Kräfte wollten schwach zurückkehren, allein der Nebel über seiner Seele wurde eher dichter.

„Mein armer Anton," sagte Erika mit ihrer freundlichen, beruhigenden Stimme, „was willst Du mit dem Taue machen?"

„Ich will mich hinablassen! Laß los, laß los, damit ich mich

verstecken kann.“ Und er kauerte sich mit einer angstvollen Bewegung zusammen und zog sich die Decke weit über die Ohren.

„Warum willst Du Dich verstecken, Anton? Will Dir Jemand Etwas zu Leide thun?“

„Still, still, sprich nicht so laut, Er hört uns sonst, und er sagt immer, ich soll schweigen, es sei bloße Nothwehr gewesen. Aber gehe weg, damit ich mich in die Koje hinablassen kann, dort sieht er mich nicht.“

„Wer sieht Dich dort nicht, Anton? Wen fürchtest Du?“

Der Knabe lachte unheimlich. „Sei nicht so einfältig, Erika, und glaube nur nicht, daß Du Etwas erfährst,“ sagte er mit einem bei ihm ungewöhnlichen Ausdruck von List. „Siehst Du nicht, daß er hinter der Thüre steht und mir droht? O, ich kann gewiß schweigen! Ich kann gewiß schweigen!“ rief er laut, als wollte er sich vertheidigen. „Fürchte Nichts; schlage mich nicht so arg! Nicht so arg! nicht so arg! Au, au! Ich will ja schweigen!“ und jetzt wand und krümmte sich der wahnsinnige Knabe wieder als würde er entsetzlich geschlagen. Sein Jammergeschrei war fürchterlich, es zerschnitt Erika das Herz und drang bis in die Stube, wo Haraldson saß.

Bei dieser wohlbekannten Stimme verstummte Anton unwillkürlich. Aber jede Muskel drückte eine tödtliche, verhaltene Angst aus und je länger Haraldsons durchdringender Blick ihn fixirte, um so matter schien er zu werden; endlich fiel er in den Zustand der Erschlaffung zurück, worin die Schreckensbilder, die ihn peinigten, nur in seiner innern Welt zur Wirksamkeit kommen konnten.

„Sei doch still, Junge! Es thut Dir ja kein Mensch Etwas zu Leid,“ sagte der Vater und trat an das Bett des Leidenden.

„Es ist mir unbegreiflich, wie Sie ihn so ansehen können,“ sagte Erika mit einem Ausdruck des Unmuths und Abscheues zu Haraldson. Es ist ja klar, daß schon Ihr bloßer Blick ihn vom Verstande schreckt, sobald ein Fünkchen davon sich hervordrängen möchte.“

„Was ist das für ein einfältiges Geschwätze?" antwortete Haraldson barsch. „Soll das ganze Haus durch sein wahnsinniges Geschrei beunruhigt werden?"

„Die Gefühle der Hausbewohner sind wohl nicht so zarter Natur, daß sie auf Kosten des Kranken geschützt zu werden brauchen. Ueberdies darf ja Niemand hereinkommen. Aber auf diese Art kann die Sache nicht fortgehen. Ich bin beim besten Willen nicht im Stande, beständig zu wachen, auch fürchte ich mich, den Knaben Ihnen allein zu überlassen, denn so oft ich wiederkomme, ist er so eingeängstigt, daß es mehrere Stunden bedarf, ihn wieder zu beruhigen."

„Ich bin gewohnt zu thun, was mir beliebt und will keine Vorlesungen hören," versetzte Haraldson, der während Birgers Abwesenheit seinem rohen Willen den Zügel schießen ließ. „Wenn Sie herabkommen wollen, dann meinetwegen; wollen Sie aber oben bleiben, so ist es mir nur um so lieber; denn das Mädchen vermißt Sie, und dem Jungen warte am besten ich selbst ab."

„Nein, Haraldson, mein Gewissen erlaubt mir nicht, den armen Knaben in Ihren Händen zu lassen und noch mehr die Pflicht, die mir Ihre sterbende Frau auferlegt hat, nöthigt mich, Sie auf Ihr Gewissen zu fragen, ob Sie mir Nichts von der Ursache seiner Krankheit zu sagen vermögen. Er war gesund an dem Abend, als Sie ihn zwangen, Sie auf ihrer geheimnißvollen Reise zu begleiten. Was ist auf derselben vorgefallen? Daß es nicht leer abgelaufen ist, bin ich vollkommen überzeugt, Haraldson."

„Ich sage Ihnen aber, daß nichts vorgefallen ist; der verzärtelte Junge, der sonst das ganze Jahr am Kamin saß und in der Asche herumstöberte, hat blos dieses Wetter nicht ertragen können. Er wurde kalt und naß und das kann einem solchen Schwächling schon eine Krankheit auf den Hals ziehen."

„Es ist wahr, von einer starken Erkältung konnte er wohl krank werden, allein seine Geistesverwirrung steht offenbar in einer Beziehung zu seiner Krankheit, obgleich sie darauf ein-

wirken mag. Besonders auffallend ist, daß er immer auf denselben Gegenstand zurückkommt. Was fürchtet er und warum will er sich immer in der Koje verstecken?"

Haraldsons Augen schoßen beinahe mörderische Blitze auf Erika, aber sie begegnete ihnen unerschrocken und fügte mit fester Stimme hinzu: „Suchen Sie mich nicht zu hintergehen, Haraldson. Es ist bestimmt Etwas vorgefallen, was Sie mir verhehlenwollen."

„Hüten Sie sich wohl, davon zu sprechen!" antwortete Haraldson in einem Tone, der von schlechtbekämpfter Wuth zitterte. „Behalten Sie Ihre aberwitzigen Gedanken für sich selbst, aber machen Sie sich aufs Aergste gefaßt, sobald Sie den Mund aufthun."

„Wie? — Sie wagen es, mir zu drohen?" entgegnete Erika, die deutlich fühlte, daß sie sich selbst immer Geistesgegenwart sichern konnte. Wissen Sie nicht, Haraldson, daß ich Ihr Haus jeden Augenblick verlassen kann, und wenn Sie mich festhalten wollen, so rufe ich Ihre Domestiken, und sage ihnen, daß Sie blos fürchten, ich möchte verrathen, was ich hier gehört habe. Nehmen Sie sich in Acht — Sie wissen, ich lasse mich nicht einschüchtern."

Es ist ungewiß, was Haraldson zar Vernunft brachte, ob diese Worte Erika's oder die Nachricht, die man denselben Tag erhalten hatte; genug, seine Züge nahmen ihre gewöhnliche heimtückische und eisige Ruhe wieder an und mit einer Art Vertraulichkeit begann er aufs Neue: „Mamsell Erika, da Sie sich so auf die Hinterfüße stellen, obgleich ich nichts Böses im Sinne hatte, so will ich Ihnen reinen Wein einschenken. Der Junge sprang mir in den Weg, während ich im Sturme vollauf mit dem Segel zu thun hatte; da nahm ich ihn am Arme und warf ihn etwas unsanft in die Koje hinab. Er schlug dabei seinen Kopf an, und daher fürchte ich, daß er verrückt geworden. Aber da Sie leicht begreifen können, daß dies nicht in böser Absicht, sondern nur in der Hitze geschehen ist, so werden Sie als ein kluges und in der Welt erfahrenes Frauenzimmer auch einsehen,

daß ich fürchte, es möchten sich schlimme Gerüchte darüber verbreiten. Die Leute sind mir ohnehin nicht grün. Ich darf ihnen nicht selbst noch Knochen vorwerfen."

Erika fand die Erklärung ziemlich wahrscheinlich, doch schien ihr allerhand noch ganz dunkel und sie nahm keinen Anstand, sich offen darüber zu äußern.

„Wenn es sich wirklich so verhält, Haraldson, warum fahren Sie dann fort, den Knaben durch Angst zum Schweigen zu bringen, da doch gar keine Gefahr bei der Sache ist? Und wenn Anton wirklich nichts Anderes verrathen kann, als daß Sie ihn während des Sturmes in der Hitze die Koje hinabgeworfen haben, warum brauchen Sie dann alle Menschen ferne von ihm zu halten?"

„Ich habe es Ihnen ja gesagt; ich fürchte, man möchte seine Reden so auslegen, als ob ich ihn absichtlich unglücklich gemacht hätte."

„Das braucht Ihnen keinen Kummer zu machen, Haraldson. Niemand wird so ruchlos denken. Machen Sie nur kein Geheimniß aus der Sache. Und so spät es auch schon ist, so lassen Sie doch einen Arzt kommen, der den Kranken untersucht, und erlauben Sie, daß eines von den Mädchen uns im Wachen ablöst."

„Diese Krankheit kurirt kein Doktor; da kann nur unser Herrgott helfen. Daß ich aber Jemand zu ihm ließe, fällt mir nicht ein, denn, wie gesagt, ich warte ihm am besten selbst ab. Ohnehin bekomme ich bald Hilfe; ich habe heute Nachricht erhalten, daß Birger in der nächsten Woche nach Hause kommt."

Jetzt hatte Erika nichts mehr hinzuzufügen. Birgers Name brachte sie allein schon zum Schweigen. Nach einer langen, peinlichen Pause, deren Ursache Haraldson glücklicherweise nicht kannte, stand sie auf und erklärte, man könne jetzt Anton verlassen, da sein Schlaf natürlich zu sein scheine. In der Thür wandte sie jedoch noch einmal um, um sich zu überzeugen, ob auch Harald=

son gehe, und nun eilte die sorgenvolle Erika von dem armen Siechling zu der frischen Rose, der kleinen Gabriele.

Bei unserer jungen Heldin offenbarte die große Mutter Natur ihre wunderbare Kraft aus der giftigsten Wurzel die lieblichste Blume hervorgehen zu lassen. Dieser zarte Schößling eines groben und wilden Stammes zeigte bereits den Keim zu den mildesten und schönsten Eigenschaften, Eigenschaften, welche nicht einmal die beständige Verzärtelung und die leichte Erfüllung jedes ihrer Wünsche, ja sogar ihrer Launen, auszumerzen oder zu stören vermochte. Indeß muß auch hinzugefügt werden, daß Gabriele es hauptsächlich ihrer treuen, liebevollen Lehrerin zu danken hatte, wenn das Gute, das sich bei ihr vorfand, sich herrlich entwickelte und Früchte trug. Es ist dies nicht der erste Beweis von der Macht einer vernünftigen Erziehung, die kräftig genug ist, sowohl angeborenen, als angenommenen Fehlern entgegen zu arbeiten.

Die kleine Rose von Tistelön, ein Name, den sie wegen ihrer ungewöhnlichen Schönheit und ihres holdseligen, kindlich frischen Wesens erhielt, war eine zarte, liebliche Knospe, die den Namen dereinst zu rechtfertigen versprach, womit sie schon jetzt von allen Seefahrern, welche an der Insel anlegten, begrüßt wurde. In jeder Bewegung dieses holden Naturkindes lag Anmuth und ihr Gang war so flüchtig und schwebend, daß man eine kleine Silphide zu sehen glaubte, wenn sie auf den Klippen ihrer einsamen Insel herumkletterte. Von irgend einer weiteren Welt hatte Gabriele noch einen höchst undeutlichen Begriff, denn sie war blos ein Paar Mal mit Erika in der nächsten Kirche auf dem Festlande und nur ein einziges Mal, aber schon so lange, daß sie sie sich kaum zu erinnern vermochte, mit Vater und Mutter in Marstrand gewesen. Kein Wunder also, wenn die nackte, öde Tistelön für sie Alles enthielt, was sie sich als prächtig und schön dachte. In den tiefen Buchten der Ufer, wo das Wasser sich sammelte, ließ Anton seine kleinen Boote segeln und Gabriele

saß entzückt dabei und muntere ihn auf. In den großen Riesenköpfen oder Felsenlöchern hatte sie ihre Spielplätze, und hier brachte ihr Anton jeden Tag die schönsten Schnecken, den feinsten Sand und alles Merkwürdige, was er auf dem Strande aufzuwühlen vermochte.

Mit dankbarer Liebe schloß sich Gabriele ihrem jüngeren Bruder an, und ein Tag ohne ihn kam ihr vor, wie eine Woche. Da behagte ihr Nichts, sie hatte nicht die geringste Freude, wenn sie nicht Anton mit ihr theilen konnte, und so sehr sie auch Erika liebte, so vermochte diese doch den Kummer nicht zu verscheuchen, den die Sehnsucht nach ihrem gewöhnlichen Spielgefährten mit sich führte.

Bei einem so herzlichen Verhältniß zwischen den beiden Geschwistern ist es natürlich, daß der Winter, der jedesmal die gewöhnlichen Vergnügungen unterbrach, der Kleinen doppelt so lang vorkommen mußte, als sonst.

„Ist Anton nicht bald gesund? Kommt er heute nicht herauf, oder darf ich nicht zu ihm hinabgehen?" waren immer die Fragen, womit sie Erika empfing. Auch heute schwebten sie zuerst über ihren Lippen, als sie mitten im Geschäfte, ein kleines Fischermädchen als Braut aufzuputzen, ihre Erzieherin hereintreten sah.

„Nun, liebe Erika, was hat Anton gesagt? Kommt er heute herauf? Hast du ihm auch gesagt, wie sehr ich mich nach ihm sehne?"

„Anton sehnt sich auch nach Dir, Ella, aber er ist heute schlimmer, als je. Er könnte das Bett nicht verlassen und noch viel weniger die Treppe heraufsteigen."

„Da kann ich ja zu ihm hinabgehen. Nicht wahr, liebe Erika, du erlaubst es?"

„Morgen, wenn er besser ist."

„Morgen, so sagst Du immer! Aber es ist jetzt gewiß ein Monat, daß ich Anton nicht mehr gesehen habe. Ich möchte ihm

gerne die schönen Schnecken da zeigen, die gerade aussehen wie kleine Häuschen. Ich habe sie von Fischer Kajsas Lene bekommen. Sind sie nicht sehr schön?"

„O freilich. Aber heute kann Anton keine Freude daran haben, wenn er sie auch sieht."

„Liebe, beste Erika, sei nicht so garstig!" Und die kleine Sirene, die von der Natur bereits gelernt hatte, sich ihrer Vortheile zu bedienen, kletterte schnell auf Erika's Schooß, legte ihre Wange an die ihrige und sah ihr mit einem so innigen vertrauensvollen Blick in die Augen, daß Erika wenigstens einigermaßen nachgab, und ihr versprach, sie auf den Abend zu Anton zu führen.

Gabriele, die keinen höhern Wunsch hatte, spielte jetzt weiter mit Fischer Kajsas Lene, einem muntern, kleinen Mädchen, das Haraldson aus seltener Barmherzigkeit aufgenommen hatte, weil ihre Mutter, eine arme Wittwe, die manches Jahr auf Tistelön Fische eingesalzen, erst neulich durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen war. Aber das Spiel wollte nicht mehr recht in Gang kommen, denn Gabrielens Ungeduld zerstörte im nächsten Augenblick all' die Herrlichkeiten, die sie im vorhergehenden mühsam zu Stande gebracht hatte.

Endlich erschien der so sehnlich herbeigewünschte Abend. An Erika's Hand trat Gabriele in das Krankenzimmer. Anton saß halb aufgerichtet im Bette und unterhielt sich damit, daß er bewußtlos die Baumwolle aus der Decke zupfte.

„Ella!" rief er freudig und streckte der geliebten Schwester die Arme entgegen. „Gott sei Dank, daß Du heimgekommen bist. Jetzt sollst Du nicht mehr von mir reisen und mich allein da unten lassen in der häßlichen, schwarzen Koje, wo ich in der Nacht, als wir durch — ich darf Dir das nicht sagen, denn es war blos Nothwehr, sagte der Vater. Hu, es ist so kalt! Der See schlägt bis da herauf! Sieh, ich habe das Segel so weit über mich hergezogen, und doch ist es ganz durchnäßt. Nimm

Dich in Acht. Ella! Du erkältest Dich, wenn Du so im Wasser watest."

Gabriele brach in Thränen aus und warf sich mit einem Ausdruck von Angst in Erika's Arme. „Liebe Erika, Anton erschreckt mich. Er sieht so blaß und garstig aus, wie Birger manchmal und er spricht so wunderlich."

„Ella, fürchtest Du Dich vor mir?" fragte der kranke Knabe und seine Stimme verrieth Kummer. „Thue es nicht; ich werde wieder gut, sobald Du Dich zu mir an's Bett setzest, denn dann darf das Wasser nicht heraufkommen, sondern muß unten in der Tiefe bleiben. Wenn Du wüßtest, Elle, was da liegt! Hu, hu, sieh nicht hin! Du würdest Dich sonst so fürchten, daß Du viele Nächte lang nicht mehr schlafen könntest. Aber ich bin gezwungen beständig hinzusehen: ich mag wollen oder nicht, meine Augen laufen einmal so."

„Aber was siehst Du denn?" flüsterte Gabriele, schon zum Voraus von Grauen erfaßt, wenn sie etwas Unheimliches sagen hörte.

„Ich muß schweigen, sonst bekomme ich Prügel, so daß ich mich krümmen muß." Und nun begannen wieder die gewöhnlichen Wendungen des Körpers, gleich als suchte er sich Schlägen zu entziehen. Auffallend war indeß, daß er nicht schrie, obgleich sein Gesicht größeren Schmerz verrieth, als gewöhnlich. Und als Erika, die mit getreuer Aufmerksamkeit jedes Symptom der Krankheit beobachtete, ihn fragte, ob es heute nicht wehe thue, antwortete er leise, beinahe flüsternd:

„O, entsetzlich, ärger als sonst; aber ich darf nicht schreien; denn dann sieht er mich an; und das thut noch viel weher."

Als der arme Kranke ruhiger wurde, setzte Erika die zitternde Gabriele zu ihm auf's Bett. Antons freundliche Liebkosungen trösteten sie zwar einigermaßen über den ersten Empfang, aber gleichwohl blieb ihr eine gewisse Unruhe und sie sah mit kindlicher Angst Erika nach, so oft diese sich nur ein Paar Schritte

entfernte. Endlich schlummerte der an Leib und Seele erschöpfte Knabe ein, während Gabriele mit ihrer kleinen Hand seine heißen Wangen strich und der brennenden Stirne Kühlung zublies.

„Mamsell Erika, Sie können das viele Wachen nicht aushalten," sagte Haraldson in freundlicherem Tone als gewöhnlich, als Erika mit Gabriele aus dem Krankenzimmer kam.

„Ich sehe wenigstens, daß Sie es für überflüssig halten, sonst hätten Sie meinen kleinen Sopha nicht hinausschaffen lassen."

„Das kommt daher, weil ich selbst hierinnen wohnen will, bis Birger zurückkommt. Ich kann den Jungen wohl verpflegen, und Sie dürfen überzeugt sein, Mamsell Erika, daß ich, obgleich einmal von Natur streng und rauh, doch meinem eigenen Kinde Nichts zu Leide thun werde."

„Vielleicht wollen Sie es nicht, aber so viel ist gewiß, daß Sie Anton schon durch Ihre Blicke erschrecken."

„Wenn wir allein sind, nicht. Da ist er ruhig, wie ein Lamm und dann bin ich niemals streng. Wenn Sie nicht so oft herabkämen, Mamsell Erika, so würde er bald besser werden. Ich könnte ihn dann eher mit gelinderen Mitteln behandeln."

„Wenn ich wüßte, daß das wahr wäre, so wollte ich nie mehr kommen," antwortete Erika, „aber, Haraldson, nur Gott allein sieht, wie es steht. Ich kann hier nicht mit Ihnen rechten, aber ich bitte Sie inständig, seien Sie nicht hart gegen den Knaben. Denn er ist bereits um so viel besser, daß ich bestimmt glaube, nur harte Behandlung kann sein Uebel verschlimmern."

„Warum sollte Papa garstig gegen Anton sein?" fragte Gabriele und blickte verwundert bald zu ihrem Vater, bald zu Erika hinauf.

Etwas verlegen über ihre Unvorsichtigkeit, dieses Thema in Gegenwart des Kindes berührt zu haben, machte Erika ihrem Schützling mit kurzen Worten begreiflich, wie solche Krankheiten bald Strenge, bald Güte erfordern, und wie schwer es sei, die richtige Mitte zu treffen.

Gabriele war mit dieser Erklärung nicht zufrieden und äußerte mißvergnügt: „Es ist noch etwas Anderes, was Du mir nur nicht sagen willst, Erika. Gewiß schlägt Papa den Anton, wenn Niemand drinnen ist," und jetzt fing die Kleine bitterlich zu weinen an, als hätte sie selbst Schläge bekommen. „Warum bist Du gegen alle Leute so böse, Papa? Blos gegen mich bist Du gut, aber wenn Du nicht auch gegen Anton freundlich sein willst, so will ich Dich gar nicht mehr lieb haben."

„Gib dich zufrieden, liebes Kind. Ich werde Anton Nichts zu Leide thun. Tröste Dich nur, mein Zuckerpüppchen. Wenn Anton erwacht, werde ich ihm das große Gemälde geben, das er sich so oft gewünscht hat."

Da leuchteten Gabrielens schöne Augen; sie nickte freundlich mit dem Köpfchen und sprang dann auf ihr Zimmer zurück, um vor Schlafengehen noch ein Bischen mit Fischer Kajsas Lene zu plaudern.

Achtes Kapitel.

Hart war ihr Kampf und viel hat sie gelitten,
Ihr Herz ist wund und ihre Pulse stocken,
Noch immer keine Ruh! Ein scheuer Flüchtling
Ist ihr Gedanke ziel- und ordnungslos;
Gejagt vom Heer der Sorgen irrt er stets —
Umher und findet nirgends eine Freistatt.

Runeberg.

Es war Etwas über eine Woche verflossen. Im Giebelzimmer war es Dämmerung. Gabriele lag mit ihrer neuen Puppe im Arm eingeschlafen in einer Sophaecke, und Erika stand, von düstern Vorstellungen gequält, am Fenster und dachte an den

immer näher rückenden Augenblick, da sie Birger wieder sehen sollte. Er war schon seit ein Paar Stunden da, aber eine Angst, die sie nicht bewältigen konnte, hatte sie verhindert, hinabzugehen und ihn willkommen zu heißen.

In Erika's Kopf arbeitete ein Gedanke, der sie beständig verfolgte. Er erschien ihr bald in Gestalt der Pflicht, bald einer Sünde, und das fortwährende Grübeln über dieses ungelöste Räthsel verzehrte ihre Lebenskraft und lies sie zu keinem entscheidenden Entschlusse kommen. Der Auftritt am Abend vor der bekannten Mordnacht hatte sich in ihr Herz eingebrannt, und ihre lebhafte Einbildungskraft spiegelte ihr fortwährend die ganze Scene nebst allen ihren Einzelnheiten vor. Was Birger in Zukunft wurde, jede sündhafte That, die er noch begehen konnte, fiel ihr zur Last: ihr Name sollte die Losung für Verbrechen und Unglück sein — entsetzlich! Und welche Folgen hatte ihre hartnäckige Weigerung bereits gehabt? In jener schauerlichen Nacht war Etwas vorgefallen, was Birger von der Insel verjagte, und den armen Anton um Gesundheit und Verstand brachte. Erika vermochte über diese Fragen nicht zu entscheiden; aber sie war überzeugt, daß die Antwort, wenn sie je eine erhalten könnte, fürchterlich ausfallen würde.

Oft wenn sie allein bei dem kranken Knaben saß, sein Leiden sah und die verworrenen Ausbrüche seiner schmerzhaften Phantasien hörte, hatte sie sich mit schaudernder Angst gefragt, ob sie nicht selbst unbewußt theilweise Schuld an diesen Zuständen trage. Nur ein einziges Mal hatte sie den Muth gehabt, Birgers Namen auszusprechen. Da war Anton heftig zusammengefahren, hatte sich mit allen Zeichen der schmerzlichsten Angst abgewandt, und von diesem Augenblick an hütete sich Erika, den fieberhaften Träumen des Kranken irgend eine neue Nahrung zu geben. Sie verschloß ihre Gedanken in sich selbst; aber leider waren diese Gedanken so bitterer und schmerzhafter Art, daß die arme Erika oft unter ihrer Last zu erliegen glaubte.

Das Verschwinden der Zolljacht in derselben Nacht, wo die Schleichhändler draußen waren, hatte in ihr in Folge von allerhand Aeußerungen, die dem Kranken entfielen, und mit Berücksichtigung der argwöhnischen Wachsamkeit Haraldsons, wenn auch keinen bestimmten Verdacht, doch eine schwache dunkle Ahnung erweckt, daß Haraldson und Birger darum wissen möchten. Zuweilen wurde sie zwar dadurch, daß sich gar keine Spur von der Zolljacht fand, wieder davon abgebracht, allein auf der andern Seite warf Antons unheimliche Versicherung, daß etwas Schreckliches in der Tiefe unten liege, eine schauerliche Klarheit über einen Gedanken, gegen den sich sowohl ihr Gefühl, als ihr Verstand sträubte. Haraldsons Erklärung war der letzte Anker, woran sie sich anzuklammern suchte, aber auch dieser wollte nicht Stich halten, denn sie kannte seine Falschheit und erinnerte sich der Drohung, womit er ihr Stillschweigen anbefohlen hatte. Alle diese qualvollen Vorstellungen machten sie oft ganz irre und riefen beständig aufs Neue den Gedanken in ihr hervor, sie müsse sich selbst und ihre ganze geringe Hoffnung auf irdisches Glück dem großen Zwecke opfern, einen Mitmenschen vom Verderben zu retten und dadurch Grausamkeiten zu verhüten, welche der sich selbst überlassene, verwilderte Birger in Zukunft begehen könnte.

Nicht ohne eisige Schauer dachte sie sich durch das Band der Ehe mit einem Menschen vereinigt, der vielleicht . . . nein, sie hatte nicht die Kraft, den schrecklichen Verdacht auszusprechen — aber wenn er gegründet war, auf wen fiel die Schuld? Ein Gefühl, das sich unmöglich mit Worten wieder geben läßt, durchzuckte Erika's Herz, als sie die Möglichkeit ahnte, selbst eine unschuldige Ursache des gräßlichen Verbrechens zu sein. Hatte sie nicht Birgers Schicksal in ihren Händen gehabt und dem verhängnißvollen Wendepunkte den Faden abgeschnitten, der ihn mit einer bessern Zukunft, einem rechtschaffenen Leben hätte verknüpfen können? Mußte sie sich nicht deßwegen jetzt für die bloße Mög-

lichkeit, in Zukunft etwas Gutes bewirken zu können, zum Opfer bringen?

Von diesem moralischen Gesichtspunkte aus betrachtete Erika die Frage. Aber sie hatte auch noch eine andere, eine rechtliche Seite. Wenn Birger ein Verbrechen begangen, war es dann nicht eine Sünde, wodurch sie sich vor Gott und sich selbst erniedrigte, wenn sie ihr Schicksal mit dem seinigen verband? Erforderte es dann nicht ihre Pflicht, Alles aufzubieten, was zum Lichte führen konnte, und wenn ihre Ahnungen sich bestätigten, war sie dann nicht gesetzlich verbunden, die Verbrecher dem Gerichte anzuzeigen?

So kämpfte die arme Erika, und vielleicht wäre auch eine schärfere Logik, als sie sich zu erwerben vermocht hatte, unter solchen Umständen auf Irrwege gerathen.

Die Sorge für das Abendessen nöthigte sie endlich, ihren Gefühlen Gewalt anzuthun; sie mußte hinabgehen, sie mußte Birger wieder sehen, und was half es auch, das Unvermeidliche um einige Augenblicke hinauszuschieben?

Als sie ins Zimmer trat, saß Birger allein am Tische und schnitt mit seinem Taschenmesser einige Streifen in die dicke Platte. Entweder hörte er den leichten Gang nicht, der sein Herz jederzeit in Bewegung setzte, oder er stellte sich so. Erika hatte vollkommen Muse, die auffallende Veränderung zu betrachten, die sowohl in seinem Gesichte, als mit seiner Kleidung vorgegangen war.

Die braune aber frische Farbe hatte einer olivengelben Bläße auf Wangen und Stirne Platz gemacht. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen und um den gewöhnlich zu einem höhnischen, gezwungenen Lächeln verzogenen Mund hatte sich ein ganz anderer Zug eingefunden. Erika glaubte, er deute auf Schmerz und Unruhe. Selbst der eigene Ausdruck von roher Wildheit, der ihn stets auszeichnete, lag wie gebunden und war einem andern gewichen. Gram und Leidenschaft hatten mit vereinigter Macht

allen seinen Bewegungen ihren unverkennbaren Stempel aufgebrannt. Was die Kleidung betraf, so war sie feiner und besser als sein bisheriger Sonntagsanzug. Erika erinnerte sich jetzt, von Haraldson gehört zu haben, daß Birger sein Schifferexamen gemacht; sie konnte sich daher nicht verwundern, wenn er die bisherige Jacke mit einem anständigen Ueberrock vertauscht hatte.

„Guten Abend, Birger!" sagte Erika, die es unmöglich über sich bringen konnte, „willkommen" zu sagen.

Birger stand auf. Ein Zucken fuhr ihm durch die Glieder. „Mamsell Erika!" er war nicht im Stande, eine Silbe mehr hervorzubringen; aber der Blick, den er auf sie heftete, enthielt eine solche Mischung von Qual und Bitterkeit, daß Erika erschrack und ihr Herz vor Mitleid zitterte.

„Ich glaube, Sie sind krank gewesen, Birger?"

„Nein, ich war nicht krank. Finden Sie mich so verändert, Mamsell Erika?"

„Ja, in der That."

„Es ist kein Wunder; es hat sich, seit wir uns das letzte Mal sahen, Viel zugetragen. Ich bin nicht mehr derselbe." Birgers abgemagerte Wangen überzogen sich bei diesen Worten mit einer unheimlichen Blässe und seine Augen folgten aufmerksam allen Bewegungen Erika's. Sie konnte seinen forschenden Blick nicht aushalten und senkte die ihrigen. Dann fügte er leiser hinzu: „Haben Sie sich meines Abschieds zuweilen erinnert, Mamsell Erika?"

„Ja gewiß, aber ich habe gedacht . . ."

„Was?" fragte Birger eifrig, „haben Sie vielleicht gedacht, ich würde nicht Wort halten?"

Erika schauderte unwillkürlich zusammen bei dieser heftigen Frage, welche die Versicherung zu enthalten schien, daß sie sich in diesen Fall wünsche. „Ich habe innig zu Gott gebetet," sagte sie endlich, „daß er seine Hand über Ihnen halten möge."

Er sah sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Schmerz

an. „Gott hat Ihr Gebet nicht erhört. Als Sie mich verstießen, sprachen Sie auch mein Verdammungsurtheil aus.“

„Nein, Birger, glauben Sie so etwas Entsetzliches nicht. Ich bin ja selbst ein armer sündhafter Mensch und habe gethan, wie mir mein Geschäft und meine Pflicht geboten.“

„Pflicht! ja die Pflicht gegen Sie selbst.“

„Allerdings. Aber diese Pflicht ist auch heilig. Glauben Sie nicht auch Pflichten gegen sich selbst zu haben, Birger?“

„O freilich, zum Beispiel die Pflicht der Selbsterhaltung. Um mein eigenes Leben, meine eigene Sicherheit zu retten, versuche ich jegliches Mittel. Ist das nicht ganz in der Ordnung, Mamsell Erika? Man erfüllt blos die Pflicht gegen sich selbst.“

Es lag Etwas in Birgers Ton, mehr noch, als in seinen Worten, was Erika's Herzblut erstarren machte. „Ich meine es nicht so, wie Sie es aufzufassen scheinen, Birger, man darf sich keiner andern, als erlaubter Mittel bedienen.“

„Ja, aber es ist nicht gut wissen, wann sie erlaubt oder unerlaubt sind. Ich verstehe die Sache nicht so recht, aber ich glaube, es kommt ganz auf die Stimmung an, in der man sich befindet, wenn man gerade auf einen schwierigen Fall stößt. Ist das Blut recht aufgeregt, so daß die Vernunft nimmer Meister bleibt, dann greift man zum nächsten besten Mittel, ohne sich lange zu bedenken, ob es erlaubt ist oder nicht.“

„Ich begreife wirklich nicht, Birger, wie ein Mensch, der seine gesunde Vernunft besitzt, in einen solchen Zustand kommen kann, daß ihn nicht ein Unglück oder drohende Gefahr, oder irgend ein anderes ihm nahe gehendes Ereigniß wieder zur Besinnung bringen sollte.“

„O das ist leicht zu erklären. Ich habe im letzten Winter mehr gelesen, als in meinem ganzen übrigen Leben zusammen, und unter andern ist mir ein Buch in die Hände gerathen, worin ausdrücklich gesagt ist, daß es Menschen gebe, die mit den grausamsten und wildesten Anlagen zu allem Bösen geboren

werden und ein wahres Bedürfniß empfinden, andere zu quälen. Sie stürzen sich unbedenklich in die größten Gefahren, nur um dieser unüberwindlichen Lust, dieser Raserei, die in ihrer physischen Constitution ihren Grund hat, Genüge zu thun. Denken Sie sich nun einmal eine solche oder ähnliche Mißgeburt und überlassen Sie dieses schädliche Gezüchte sich selbst, oder Leuten, die es zu seiner Bosheit noch aufmuntern. Wohin muß das führen? Denken Sie sich ferner einen solchen Menschen auf's Aeußerste gereizt, ist es dann wohl möglich, daß er im nächsten Augenblick darnach fragt, ob irgend ein Mittel erlaubt ist oder nicht?"

„Es ist merkwürdig," äußerte Erika erstaunt, „wie Sie an so schauderhaften Gedanken festhalten können, Birger. Die Sache lautet zwar nicht ganz unwahrscheinlich, möchte aber in keinem Fall hier eine Anwendung finden. Unter allen Umständen halte ich es für höchst gefährlich, solche Gedanken zu nähren, denn auf diese Art könnte ja einer die gröbste Sünde begehen, in der falschen Ueberzeugung, durch einen unwiderstehlichen Drang dazu genöthigt zu sein. Und ließe sich ein solcher wirklich denken, so meine ich, daß ein solcher Mensch vor allen Andern auf sich selbst achten und beständig gegen seine sündige Natur kämpfen sollte, um diesen fürchterlichen Hang zu überwinden. Noch etwas fällt mir an Ihnen auf, Birger: ich begreife nicht, wie Sie es in ein Paar Monaten so weit brachten, für alle Ihre Gedanken die richtigen Worte zu finden. Ihre Sprache ist weit gebildeter, aber was Sie sagen, kommt mir gefährlicher vor."

„O ich habe wohl von jeher, namentlich seit ich herangereift bin, einigen Mutterwitz gehabt, obgleich es mein Vater für Hochmuth erklärt, besser sprechen zu wollen, als er. Den Bücherwitz habe ich mir erst nach der Hand erworben — meistens im letzten Winter — aber weder das Eine noch das Andere kann mir viel helfen!" fügte er mit einem bittern Seufzer hinzu.

„Sie haben Unrecht, Birger, — so bald nur nicht der letz-

tere falsch und verwirrend auf Ihr natürliches Urtheil einwirkt! Aber sind Sie auch schon bei dem armen Anton drinnen gewesen?"

Bei diesem Namen strömte Birger das Blut ins Gesicht. „Nein," sagte er in ganz verändertem Tone, „der Vater ist noch drinnen; ich will meinen Besuch auf morgen verschieben."

„Es ist eine merkwürdige Krankheit!" fuhr Erika fort; „ich habe mir viel Gedanken gemacht über die Aeußerungen, die Anton in seiner Geistesverwirrung fallen läßt. Gleichwohl ist mir die eigentliche Ursache seiner Krankheit immer noch nicht klar. Aufrichtig gesagt, ich kann Haraldsons Aussagen hierüber nicht ganz trauen. Sie, Birger ..." hier brach sie schnell ab, sie sah ein, daß sie bereits zu viel gewagt hatte.

„Von mir also, Mamsell Erika, wollen Sie wissen, ob mein Vater Sie wahr oder falsch berichtet hat? — Von mir? Haben Sie denn so viel Vertrauen zu mir, daß Sie nicht fürchten, ich möchte Sie gleichfalls hinters Licht führen?"

Erika besann sich kaum einen Augenblick und antwortete sogleich: „Ich weiß, daß ich Ihnen glauben kann, Birger."

„Dank für dieses Wort! Es ist das Beste, was ich seit langer Zeit gehört habe. Aber überlegen Sie es wohl, ob Sie wirklich hören wollen, was ich Ihnen erzählen könnte. Bedenken Sie, ob es Sie nicht später gereuen möchte."

„Eine recht gute Erinnerung, Birger. Die Einweihung in das Geheimniß könnte vielleicht eine drückendere Bürde werden, als die Ungewißheit selbst. Jedenfalls binde ich mich durch kein Versprechen zu schweigen."

„Wer nach reiflicher Ueberlegung eine offene Mittheilung anhören will, ist vielleicht so stark gebunden, wie durch ein förmliches Versprechen," bemerkte Birger.

„Ja, das ist sehr richtig; aber, aber ..."

„Wir wollen ein andermal davon sprechen. Ich höre den Vater im Gang. Inzwischen dürfen Sie überzeugt sein, Mam=

sell Erika, daß ich meine etwaige Mittheilung nie an die Bedingung eines solchen Versprechens knüpfen werde. Wer Herz und Kopf so am rechten Flecke sitzen hat, der weiß auch, was recht ist."

Erika entfernte sich, da Haraldsons Rückkehr sie an die Essenszeit erinnerte. Nachdem sie ihre häuslichen Geschäfte besorgt, ging sie wie gewöhnlich hinein, um nach dem kranken Anton zu sehen. Der Knabe hatte sich im Verlauf der letzten Tage Etwas ruhiger gezeigt: seine Seele schien abgemattet, es war ein neues Stadium in seiner Krankheit eingetreten.

Als Erika sich dem Bette näherte, bemerkte sie, wie seine Blicke sich mit einem gespannten, aber zufriedenen Ausdruck abwechselnd bald zu dem einen, bald zu dem andern der großen braunen, hölzernen Knöpfe wandten, die an den untern Theilen seiner Bettstatt angebracht waren. Er bemerkte Erika nicht, sondern grüßte freundlich nach Rechts und Links, gleich als säßen Leute auf beiden Seiten seines Bettes.

Nach einer kleinen Pause sagte er im innigsten, freundlichsten Tone: „Ihr habt mich heute Abend so lange warten lassen."

„Ach das sind seine Engel," dachte Erika, und es wurde ihr wohler ums Herz, da sie sich erinnerte, daß die Wiederkehr dieser Phantasie immer das Zeichen eines besseren, ruhigeren Zustandes gewesen war. Anton hatte ihr oft, wenn sie Nachts bei ihm wachte, als ein heiliges Geheimniß anvertraut, daß zwei kleine, schöne Kinder, noch schöner als Gabriele, aber ihr sehr ähnlich, manchmal Stunden lang auf seinen Bettknöpfen sitzen; indeß bleiben sie nicht immer ruhig, sondern spazieren zuweilen auf den Seiten des Bettes herum, kommen ihm aber nie so nahe, daß sie ihn berühren. Der eine von Antons Engeln war, seiner Erzählung zufolge, weiß gekleidet und hatte in seinem ganzen Wesen einen schönen Ausdruck inniger Freude; der andere dagegen, der weit prächtiger war und ein Purpurkleid anhatte, schien leidend und tief niedergebeugt. Beide aber waren über

alle Beschreibung herrlich und schienen gerne bei dem armen Kranken zu verweilen.

„Ich will ihm doch einmal zuhören," dachte Erika, die, obgleich von eigenen Sorgen in Anspruch genommen, sich der innigsten Theilnahme für den armen Anton nicht erwehren konnte.

Der Knabe redete jetzt seine kleinen Gäste mit einer Stimme an, aus deren herzlichem, innigem Tone Erika sich überzeugte, daß er mit Engeln zu sprechen glaubte.

„So, so, ihr seid also nicht von mir weg gewesen, sagst Du, obgleich ich euch lange nicht gesehen habe. Das war recht hübsch von euch. Ich möchte euch nur immer sehen; ich habe euch so gar lieb. Aber," fuhr der Kranke fort, indem er sich mit einem fragenden Ausdruck rechts wandte, „sag mir einmal, Du kleiner Rothrock, warum Du immer so betrübt aussiehst? Es thut mir in der Seele weh, wenn Du Deine Augen so auf mich heftest."

Jetzt schwieg er einige Minuten und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Endlich rief er in verwundertem Tone: „Der Engel des Lebens, sagst Du! So, so! Bitterkeit und Schmerz! — Du bist so mitleidig — Du mußt Dich nicht so sehr darob betrüben: Du bietest es ja, so gut Du es hast, und Du kannst nichts dafür, wenn der Wurm in Deine prächtigen Aepfel kommt. Tröste Dich nur. Ach was für schöne Backen! — Gib mir Dein kleines Köpfchen her, damit ich Dich streicheln kann. Nun, sieh nur nicht so traurig aus. Wenn Du einmal größer bist, wollen wir recht oft zusammen mit Gabriele spielen."

„Und wer bist denn Du? fragte Anton, indem er sich zu seinem fröhlichen Kameraden auf dem linken Bettknopfe wandte. Wieder erfolgte eine kleine Pause, dann fuhr er mit gleicher Verwunderung, wie vorhin fort: „Du bietest Licht und Seligkeit ohne Ende — und bist der Engel des Todes;" er schien darüber nachzudenken. — „Ja so, wenn ich Dich meinem Kopfkissen näher kommen sehe, dann neigt sich meine Krankheit auf die

Seite des Todes; aber wenn Dein Bruder kommt, so neigt sie sich dem Leben zu. Hast Du nicht so gesagt? Dank, Dank; aber bleib jetzt nur ein wenig ruhig. Spring nicht so heftig auf und ab. Der Rand meines Bettes ist ja so schmal, du könntest leicht ausglitschen und todtfallen. Du lächelst . . . . o geh nicht von mir. Nein, nein, bleibt alle beide da!" bat der Kranke jetzt mit einem Tone, der schnell einen verzweifelnden Ausdruck annahm; „es ist am Besten so, wie es ist. Ich will nicht sterben — es ist so schwarz dort unten in der Tiefe, wo sie alle beisammen liegen, bei den Paternoster-Scheeren."

Ein kalter Schauer zuckte Erika durch alle Glieder. „Meine Ahnung!" sagte sie leise und hielt sich beinahe krampfhaft am Bette fest.

Anton stieß einen Schrei aus. Seine lieblichen Phantasiebilder waren zerstört und er rief in heftiger Angst: „Sieh dort, dort sind sie. Sieh, wie sie aus dem Wasser auftauchen! O laßt mich, laßt mich! Laßt mich in Ruhe! Ich bin unschuldig, ich bin blos in der Koje gestanden und habe zugesehen."

Erika schlang ihren kräftigen Arm um den Leib des geisteskranken Knaben. „Lege Dich ruhig hin, lieber Anton," sagte sie im gefaßtesten Tone, den sie annehmen konnte. „Ich bins, ich, Deine Erika, bin bei Dir. Sprich nur mit Deinen Engeln. Ich sehe, sie sitzen so artig dort auf den Bettknöpfen und wachen über Dich."

„So, sind sie noch da? Sie sind so lieb. Das ist recht angenehm, daß Du sie auch zu sehen bekommen hast," sagte Anton, auf einmal in seinen glücklichen Irrthum wieder zurückversetzt. „Aber Erika, sie sitzen jetzt nicht mehr auf den Knöpfen, wie Du sagtest. Siehe, wie sie auf der Decke auf- und abspringen, jeder auf seiner Seite. Merkst Du, welcher mir am nächsten ist?"

„Ja, der schöne Engel in dem rosenrothen Kleide steht dicht an Deinem Kopfkissen."

„Das ist schön. Ich sehe es jetzt auch." Er nickte nach rechts und links.

„Deine kleinen Kameraden bitten Dich jetzt zu schlafen, Anton. Sie versprechen über Dich zu wachen und Dir schöne Träume zu schicken."

„Ja ich glaube auch, daß ich schläfrig bin. Aber, Erika, ich muß Dir vorher Etwas leise sagen." Erika lehnte sich zu ihm hinab und mit vieler Vorsicht, um ja sonst von Niemand gehört zu werden, legte Anton seine Lippen an ihr Ohr und sagte: „Wenn Du siehst, daß der weiße Engel meinem Kopfkissen zu nahe kommt, so — jage ihn fort."

Sie versprach seinen Wunsch zu erfüllen und nun schlief der arme Anton vertrauensvoll ein; Erika aber ging auf ihr Zimmer, um sich von ihren wachenden Träumen quälen zu lassen.

Neuntes Kapitel.

— Soll eine Himmelsfreude hier auf Erden Wurzel schlagen,
Trotz der Stürme grimmem Toben fortbestehn und Früchte tragen,
Soll in dumpfer Atmosphäre auch ein edler Funke glühn
Und zum Lichte sich entzünden, soll er helle Flammen sprühn:
Muß man dieser Freude pflegen, wie die Blumen in dem Garten,
Und der zarten Himmelsflamme muß ein treuer Wächter warten,
Daß der Boden nicht verhärtet, daß die Luft nicht wird zu schwer,
Sonst verwelket stets die Freude und kein Funke zündet mehr.

Wallin.

Birger hatte bereits vierzehn Tage auf Tistelön zugebracht, ohne daß weder er, noch Erika, Gelegenheit suchten, das wichtige Gespräch wieder anzuknüpfen. Er war fast beständig bei Anton, aber in der ersten Woche durfte Erika nicht zu dem Kranken und

war daher ohne alle Nachrichten über den Eindruck, den Birgers Rückkehr auf diesen hervorbrachte.

Als ihr der Eintritt wieder gestattet wurde, mußte sie indeß gestehen, daß dieser Eindruck ein sehr wohlthätiger war.

Anton war jetzt still und ruhig. Er dachte oft folgerichtig und verrieth keine Bangigkeit vor der Nähe seines Bruders. Birger hatte sich aber auch erstaunlich viele Mühe gegeben, den kranken Knaben zu unterhalten und zu zerstreuen. Alle Gedanken an die Vergangenheit wußte er zu beseitigen, oder so zu wenden, daß sie ihre alte Macht über die reizbare Phantasie des armen Jungen verloren. Erika begriff nicht, wie Birger, dem alle solche friedliche und stille Beschäftigungen von je fremd gewesen, sich selbst so viel Gewalt anthun und mit solch unermüdlicher Aufmerksamkeit und Entsagung sich ganz und gar dem Knaben widmen konnte. Ueberdies bemerkte sie eine Art sympathisirende Schwermuth in den Blicken der Brüder, auch konnte es ihr nicht entgehen, daß Birgers Wangen mit jedem Tage mehr zusammenfielen, sein Kopf sich immer mehr senkte, seine Augen immer stierer wurden und er überhaupt eine sprechende Aehnlichkeit mit Anton bekam, während die Kräfte des Knaben zurückzukehren anfingen, so daß er nach einigen Wochen, auf Birgers Arm gestützt, im Zimmer umhergehen konnte. Der bleiche Anton, der während seiner Krankheit in die Höhe geschossen war, lächelte diejenigen, die sich ihm nahten, oder ihn anredeten, freundlich an, sprach aber selbst beinahe nie. Eine stille Schwermuth drückte sich in seinen Zügen und allen seinen schleppenden Bewegungen aus.

Eines Abends, als Gabriele, die jetzt wieder allein bei ihrem so langen vermißten Spielkameraden sein durfte, zu seinen Füßen auf einem Schemel saß und aufmerksam die schöne Erzählung von den beiden Engeln anhörte, ging Erika auf ihr Zimmer zurück. Ihre Gedanken weilten bei denen, die durch den Untergang der Zolljacht vaterlos geworden und die quälende

Unruhe, die sich immer zu diesen Betrachtungen gesellte, hielt sie in einer so starken Spannung, daß sie ein leises Klopfen an ihrer Thüre nicht eher hörte, als bis es sich wiederholte.

Es war bloß eine einzige Person im Hause und auf der ganzen einsamen Insel, die sich so anmelden konnte, das wußte Erika und deßhalb öffnete sie lieber selbst die Thüre, als daß sie durch das gewöhnliche „herein" die Bewegung verrathen wollte, in welche die drei leisen Schläge sie versetzt hatten, und die sich unfehlbar ihrer Stimme mitgetheilt haben würde.

Es war wirklich Birger, der noch einmal das Giebelzimmer besuchte.

Erika stand schweigend und dem Ansehen nach vollkommen ruhig und kalt vor ihm, aber in ihrer Brust war es anders. Hier wohnten Angst, Schmerz, Ahnung der bevorstehenden Erklärung, ihrer Folgen, vielleicht einer gänzlichen Veränderung in ihrem Leben. Sie fühlte sich, noch ehe Birger sprach, von einer unaussprechlichen Qual ergriffen; aber was bedurfte es auch der Worte? Schon sein Aussehen verkündete das Schlimmste, was ihre Phantasie bereits erfunden hatte. Ermattet von dem schmerzhaften innern Kampfe setzte sich Erika; ihre Augen forderten Birger auf, zu sprechen.

„Sind Sie also entschlossen, mich anzuhören, Mamsell Erika?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Dann sagen Sie mir vor Allem aufrichtig, damit wir so wenig als möglich über den betrübten Gegenstand zu sprechen brauchen, was haben Sie für einen Verdacht gefaßt und welche Schlüsse haben Sie aus Antons verworrenen Aeußerungen gezogen?"

„Diese Schlüsse, Birger, sind schauerlich. Ich fürchte in Worten auszusprechen, was ich beständig als eine Ausgeburt einer kranken Phantasie zu unterdrücken gesucht habe."

„Mamsell Erika," sagte Birger mit einer Stimme voll des

tiefsten Erstaunens, „wir wollen unsere Gedanken offen einander vorlegen. Ausflüchte oder Rückhalte könnten wir, glaube ich, alle unterwegs lassen. Sie rauben uns blos die Zeit. Wollen Sie Ihre Meinung offen sagen?"

„Die Zolljacht . . ." rückte Erika heraus; sie vermochte blos dieses einzige Wort hervorzubringen.

Aber es war genug. Auf Birgers Gesicht lag schon vorher ein Ausdruck, dessen Unheimlichkeit sie erschreckt hatte; jetzt ging ein so entsetzliches Muskelspiel auf demselben vor, daß Erika mit Gewalt einen Schreckensschrei unterdrückte. Es vergingen mehrere Minuten. Birger maß das Zimmer mit großen Schritten. Es schien ihn die größte Anstrengung zu kosten, seine Bewegung niederzukämpfen. Endlich blieb er dicht vor Erika stehen, und sagte mit leiser, aber durchdringender, klarer Stimme:

„Es ist so — der Jachtlieutenant und seine zwei Begleiter sind durch mich und meinen Vater umgekommen. Die Jacht haben wir in den Grund gebohrt."

Erika's Kopf sank auf ihre Brust herab. Der Boden schwankte unter ihren zitternden Füßen. Was sie jetzt empfand, war zu tief, zu entsetzlich, als daß sich ein Wort hätte Bahn über ihre Lippen brechen können und ihre Gedanken vermochten sich nicht zu entwirren, nachdem sie in diesen geahnten Abgrund hinabgeschleudert worden.

„Mamsell Erika," sagte Birger, indem er sich zu ihr hinabneigte: „wissen Sie auch, warum ich Ihnen ein Geheimniß geoffenbart, das die Klugheit zu verschweigen gerathen hätte?"

Erika wandte mit einer schmerzhaften Bewegung ihr Gesicht ab.

„Sie haben mich noch nicht angehört," fuhr Birger fort und sein Ton verrieth den ganzen furchtbaren Sturm, der in ihm tobte. Wollen Sie mich nicht hören — wollen Sie mich mit Ihrem Haß und Ihrer Verachtung fortschicken, ohne das Uebrige vernommen zu haben?"

„Was ich noch hören kann," erwiederte Erika mit Anstrengung, „bedeutet wenig gegen das, was ich bereits gehört habe. Mein Gewissen sagt mir, daß ich mich gewissermaßen zur Theilnehmerin Ihres gräßlichen Verbrechens mache, wenn ich nicht . . ." Sie hatte nicht den Muth zu vollenden.

Da schwebte ein bitteres Lächeln über Birgers Lippen. „Aha," sagte er eintönig, „Sie wollen uns also anzeigen, Mamsell Erika?"

„Mein Herz zerreißt bei diesem Gedanken, aber wie kann ich unter demselben Dache leben mit . . ."

„Mit einem Menschen, den Sie selbst zum Mörder gemacht haben!" fiel Birger ein und seine Augen schoßen einen scharfen, vorwurfsvollen Blick auf Erika.

„Das ist zu viel! Gott im Himmel, erbarme dich meiner Angst!" seufzte das gequälte Mädchen und ihre starke Seele vermochte den natürlichen Ausbruch des Schmerzes nicht länger zu unterdrücken. Sie zerfloß in Thränen.

Birger hatte Erika nie weinen gesehen. Ihre Bewegung milderte die Bitterkeit in seinem Herzen und er bedauerte es jetzt, sie in einen solchen Zustand des Jammers versetzt zu haben. „Mamsell Erika," bat er beinahe demüthig, „beruhigen Sie sich und hören Sie mich an! Ich verlange ja nicht, daß Sie schweigen sollen, ich will Ihrem Vorhaben kein Hinderniß in den Weg legen. Ich verlange blos, daß Sie mich Alles sagen lassen, was mir auf dem Herzen liegt, und beharren Sie auch dann noch auf Ihrem Entschlusse, so seien Sie überzeugt, daß ich Sie verlasse, um nie wiederzukehren. Der heutige Abend soll mein Schicksal entscheiden; ich bitte Sie, spielen Sie nicht mehr damit — Sie haben jetzt gesehen, was daraus entstehen kann."

„Lassen Sie es uns bis auf morgen verschieben! ich halte es nicht länger aus."

„Ich kann nicht länger warten," erklärte Birger, „die Sache hat schon zu lange gedauert. Jetzt will ich Gewißheit haben;

dieses unthätige, elende Leben, das ich jetzt führe, darf nicht fortdauern, lieber thue ich Etwas, um es einmal loszuwerden. Ich muß jetzt zu einem Entschlusse kommen." Und ohne ihre Antwort abzuwarten, begann Birger die wilde Raserei zu beschreiben, die sich seiner Seele bemächtigt, als er nach seiner demüthigen Bitte um Erika's Hand eine abschlägige Antwort erhalten habe. Er versicherte bei seiner Seligkeit, er habe sich bei der Abfahrt von der Insel in einem solchen Zustand gänzlicher Sinnesverwirrung befunden, daß er zu Allem fähig gewesen wäre, ohne zu wissen, was er thue. Sofort erzählte er den ganzen Hergang mit der Zolljacht, die Aufforderung seines Vaters, und wie ihm auf einige Augenblicke die Vernunft zurückgekehrt, aber sogleich wieder entwichen sei vor der schauderhaften Erinnerung, in demselben Augenblick, wo er einen bessern Weg einzuschlagen gewünscht und gehofft habe, verstoßen worden zu sein. Er erzählte Alles und in seinem ganzen Vortrag lag eine vielleicht unbewußte, aber jedenfalls deutliche Anspielung darauf, daß Erika durch ihre Weigerung die ganze Unthat mit verschuldet habe. Inzwischen deutete noch kein Wort auf eine Hoffnung oder auch nur einen Wunsch, daß sie sein einsames verbrecherisches Leben theilen möchte, und Erika fing bereits an, langsam wieder Athem zu schöpfen, als er hinzufügte: „So elend konnte ich sein . . . ich konnte in der Geistesverwirrung, in der Narrheit ein Verbrechen begehen, dessen Schauderhaftigkeit Alles übersteigt, was ich noch gehört habe. Aber was glauben Sie wohl, daß darauf folgte? Die R e u e. Die Reue ist ein entsetzliches Wort; ich habe ihre ganze schmerzliche Bitterkeit empfunden und empfinde sie noch bis auf diesen Augenblick. Mein Zustand war schrecklich. Ich habe mich gemartert, habe gebetet und gewacht, habe aus dem Innersten des Herzens blutige Thränen geweint. Gleichwohl vermochten sie meine Schuld nicht abzuwaschen, noch meine Gewissensqual zu lindern. Nur ein Paar Mal war es mir, als fielen Tropfen eines wohlthuenden Balsams auf die

brennende Wunde, und dies war, als ich auf Umwegen, die kein Mensch geahnt, den beiden hinterlassenen Kindern des einen Zollsoldaten eine Unterstützung zuschickte; der andere hatte weder Weib noch Kind. Für die beiden armen Knaben, die auch mutterlos sind, habe ich in der Art gesorgt, daß der jüngere einem Meister in die Lehre gegeben worden ist; der ältere, der durchaus Seemann werden will, wie sein Vater, reist jetzt mit der neuen Zollwacht und es soll Keinem von ihnen je an Hülfe mangeln, so sehr ich dabei auf der Hut sein muß. Dies, Mamsell Erika, ist das einzige Gute, was ich gegen alles dieses Böse in die Wagschale zu legen habe. Ich sehe Ihnen an den Augen an, wie wenig es ist — aber bedenken Sie auch, was ich ausgestanden habe in diesen langen Nächten, die kein Ende nehmen wollen. Den Tag über erhalte ich mich aufrecht, denn so elend will ich nicht sein, daß alle Menschen lesen sollen, was ich nur mit meinem Gott abzumachen habe."

Er schwieg einige Augenblicke. Auch Erika war stumm; sie hatte dem unglücklichen, reuevollen Sünder kein Wort zu sagen.

„Mamsell Erika," begann er endlich wieder und suchte vergebens ihrem gesenkten Blicke zu begegnen, „stehet nicht in Gottes Wort, keine Sünde sei so schwer, keine Schuld so groß, daß nicht Besserung sie zu sühnen vermöchte? Allein vermag ich jedoch, wie ich bereits gesagt habe, das Werk nicht zu vollbringen! dies widerstreitet meiner ganzen innern Anlage — aber Sie, Mamsell Erika, Sie, ein so gutes, sanftes Mädchen, ein Engel des Lichts, Sie könnten mich, ich weiß es, noch zu einem Menschen machen. Ich sehe jedoch deutlich aus Ihren Bewegungen, daß Sie an etwas Anderes denken; Sie halten es für eine Gewissenspflicht, uns anzuklagen. Thun Sie, wie Sie wollen; aber überlegen Sie wohl die Folgen. Sie würden sich in eine langwierige Untersuchung verwickeln, ohne daß man uns verurtheilen könnte. Dies könnte nie geschehen, denn Sie haben keinen Zeugen. Wir läugnen Alles hartnäckig und müßten dann

frei ausgehen. Ihnen aber bleibt nur die Erinnerung, einen Menschen, den Sie hätten retten und aus dem Abgrunde zurückziehen können, vollends ganz vernichtet zu haben."

Der grausame Kampf in Erika's Herzen begann aufs Neue. „Gewähren Sie mir drei Tage Frist," sagte sie, „ich muß Zeit haben, meine verwirrten Gedanken zu ordnen."

„Ausflüchte — in drei Tagen oder drei Wochen werden Sie noch eben so unschlüssig sein, wie jetzt. Sie werden sich nie mit dem schauderhaften Gedanken vertraut machen, Birger Haraldsons Frau zu sein, bis die Sache unwiderruflich entschieden ist. Dann aber kenne ich Sie zu gut, um nicht zu wissen, daß Ihre starke Seele auch die Pflichten erfüllen wird, die Sie auf sich genommen haben."

„Thun Sie, was Sie wollen, Birger," sagte Erika, und richtete mühsam ihren gesenkten Kopf empor. „Wollen Sie nicht diese drei Tage warten, bis ich mich besinnen und meine Gedanken ordnen kann, so verlassen Sie mich; denn beim allmächtigen Gott, heute Abend zwingen Sie mir kein Wort mehr ab."

Birger sah die edle, entschiedene Standhaftigkeit, die auf ihrem Gesichte lag. Um eine solche Frau zu gewinnen, war es wohl der Mühe werth, sich ihrer Bedingung zu fügen, obgleich Birger es sich als große Schwachheit anrechnete, einem Weibe nachzugeben. Aber dieses einzige Weib, das ihn dazu vermögen konnte, war Erika. Sachte ging er aus der Kammer und sagte blos im Vorbeigehen: „In drei Tagen komme ich wieder."

Die ganze Zeit über zeigte sich Erika nicht im Wohnzimmer. Sie verbrachte die Tage in Grübeleien, die Nächte mit Gebet. Ein Andachtsbuch war ihr einziger Vertrauter. Sie entwarf unzählige Plane, um ihrem Schicksal zu entgehen. Beständig verfolgte sie die schreckliche Anklage, eine unmittelbare Ursache zu Birgers Verbrechen gewesen zu sein, und der Gedanke, wenn sie ihn auch jetzt, da sich aus jedem seiner Worte die tiefste Reue aussprach, von sich stoße, so werde sie selbst dereinst vergebens

um Erbarmen flehen. Die moralische Seite der Sache, wodurch sie auf Selbstaufopferung hingewiesen wurde, schien ihr die meiste Beherzigung zu verdienen, denn die Verbrecher den Gerichten anzuzeigen, hätte in Ermangelung aller Beweise zu Nichts geführt, und durch eine Flucht hätte sie Birgers Raserei und all seine schlechten, verbrecherischen Neigungen aufs Neue entzündet, die mutterlose Gabriele alles Schutzes beraubt und den geistesschwachen Anton, dessen Unglück sie gleichfalls sich selbst zuschrieb, der Unbarmherzigkeit seines Vaters preisgegeben. Durfte sie alle diese Wesen aufopfern, blos aus dem eigennützigen Wunsche, sich selbst zu retten und dann zu was für einem Leben? Erika's Herz, dieses von allem Egoismus freie, offene und für Pflichtgefühl so empfängliche, dieses einfache, sanfte, gottesfürchtige Herz siegte über alle Vernunftschlüsse. Auf ihren Knien rief sie den höchsten Richter aller Handlungen und Gefühle an, ihren Vorsatz zu prüfen und ihr zu vergeben, im Fall sie das in ihrem Gewissen lebende Gebot, alles Irdische aus den Augen zu lassen, wenn es die Beförderung des Reiches Gottes gelte, falsch gedeutet hätte. Denn fest und tief war ihre Ueberzeugung, daß sie durch dieses Opfer dem Himmel einen Sünder zuführe.

Der dritte Abend kam. Doch wir wollen den Schleier nicht lüften, der über der Befestigung des Bundes zwischen Erika und Birger ruht. Der zerknischte Mann, das in seiner Entsagung hohe Weib, Gott sah sie beide und zeichnete ihre Gelübde auf: aber die Menschen verwunderten sich, wie immer über Sachen, die sie nicht begreifen können.

Zehntes Kapitel.

Woher kommst Du, selige Ruh' im Sturme?
Nimmer schuf meine eigene Kraft dich,
Nimmer bist Du ein Kind von des Menschenstaubes
Schwindelnden Gedanken.

Nicander.

— Laß mich sprechen! frohe Botschaft bring ich.

Atterbom.

„Borgen Sie mir die Ihrige, Herr Bruder — die meinige ist so trübe," sagte die alte Arnman, und streckte die Hand nach Lieutenant Pehrs Brille aus. „Ich kann wahrhaftig nicht begreifen, woher dieses Schreiben kommen soll." Frau Katharina kehrte dabei vorsichtig einen Brief um und um, den sie zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger hielt.

„Ja, die Sache ist merkwürdig," äußerte der alte Askenberg, der ebenso neugierig war, wie die Dame. „So weit ich mich erinnern kann, haben Sie seit dem Verschwinden Ihres seligen Mannes keinen Brief mehr erhalten und das sind im Herbst fünf Jahre."

„Ich kenne das Siegel nicht und vielleicht steht auch gar Nichts darin," meinte Frau Arnman, indem sie den Brief mit ihrer großen Scheere öffnete. Sie legte ihn auseinander und las, da sie vor dem alten Invaliden keine Geheimnisse hatte, laut, wie folgt:

„Verehrte Madame!

„Ich weiß nicht, ob ein alter Bekannter des ehrlichen Arnman bei seiner Frau noch im Andenken steht; aber . . ."

„Ich muß doch nach der Unterschrift sehen," unterbrach Frau Katharina sich selbst und buchstabirte mit einiger Mühe den Namen heraus: Isaak Gabriel Palmqvist. „Ach, du gnädiger Gott, diesen lieben Namen werde ich gewiß nicht vergessen. Es

ist der Zollverwalter in H., liebster Herr Bruder; er war immer ein Ehrenmann und ist es gewiß noch. Sie erinnern sich vielleicht noch, wie Arnman ihn immer lobte. Er war zur Zeit als wir unsere Station in H. hatten, stets ein warmer Gönner meines seligen Alten und Arnman war, ich darf es wohl sagen, seine rechte Hand. Aber wir wollen doch sehen, wie es weiter lautet.

„Verehrte Madame!"

„Wie artig! Ja er war immer artig!" Und nun las sie halblaut weiter, bis sie an die abgebrochene Stelle kam.

— — „ich für meine Person erinnere mich noch recht gut sowohl Ihrer selbst, als Ihres vortrefflichen Kaffees, Ihrer schönen Balsaminen und Ihres muntern Sohnes . . ." Jetzt nahm die Matrone ihr Nastuch hervor und ein Tropfen um den andern fiel auf den Brief. „Gott segne ihn, das war noch ein lieber Mann! Er hielt sich nicht für zu gut, in unserem kleinen Stübchen Platz zu nehmen und eine Tasse Kaffee zu trinken; aber seit der Zeit ist mancher Tropfen Wasser den Bach hinabgelaufen. Doch thut es einem immer noch wohl, wenn man sieht, daß man nicht ganz vergessen ist."

„Meine liebe Madame Arnman! Das harte Schicksal, das Sie getroffen, habe ich im innersten Herzen beklagt; doch will ich nicht davon sprechen, um vernarbte Wunden nicht wieder aufzureißen. Genug, Arnman war ein rechtschaffener, redlicher Mann von festem und männlichem Charakter. Er hat seinen Dienst gewissenhaft gethan und sich vielleicht aus übertriebenem Eifer geopfert. In diese finstre Sache sieht nur Gott und er wird richten."

„Ich habe mich nach Ihren Umständen erkundigt und erfahren, daß Sie von keinen Nahrungssorgen gequält werden. Gott hat Ihnen an dem braven alten Lieutenant Askenberg eine gute Stütze verliehen und ich bin überzeugt, daß er sich auch des Sohnes seines Freundes annimmt. Mein Schreiben hat eigent-

lich keinen Zweck, als Ihnen mit wenigen Worten meinen Wunsch auszudrücken, für die Zukunft des Knaben Etwas thun zu können. Hat er Lust zum Handel, so will ich ihm eine vortheilhafte Stelle verschaffen; ist aber sein Sinn auf das Zollwesen gerichtet, so brauche ich eben jetzt einen geschickten Schreiber für das Zollamt. Was ihm noch an Kenntnissen für seine neue Stellung abgeht, wird er, das bin ich überzeugt, durch Fleiß und Eifer ersetzen. Außerdem werde ich es mit ihm, als dem Sohne meines wackern Arnmann, nicht zu genau nehmen und nach besten Kräften für sein weiteres Fortkommen sorgen. Sie können den Jüngling mit vollkommenem Vertrauen in meine Hände geben; ich werde dasselbe gewiß nicht mißbrauchen. Wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, so wünschte ich, daß er in ein Paar Wochen bei mir einträfe; jedenfalls darf ich mir wohl einige Zeilen als Antwort ausbitten.

„Mit aller Freundschaft zeichnet
Isaak Gabriel Palmqvist.“

„Nun das ist einmal Etwas!“ rief die alte Dame mit funkelnden Blicken, indem sie die Brille von der Nase zog und dem Lieutenant wieder zustellte. „Sehen Sie, bester Herr Bruder, wie der liebe Gott seine Hand über den Vaterlosen hält und die Wittwen tröstet in ihrer Bekümmerniß. Zuerst schickte er uns unsern lieben Lieutenant Pehr, der uns in Freud und Leid eine wahre Stütze gewesen ist. Und jetzt, da ich täglich in meinem Herzen geseufzt habe: Was mag wohl aus dem Kinde werden? der Knabe wird alt, schon neunzehn Jahre und noch immer daheim bei der Mutter! siehe, da blickt er, der aus jeder Noth helfen kann, auf meinen Kummer. Preis und Dank sei ihm gesagt in Ewigkeit!“

„Nun, nun, Frau Schwester, so schlimm stand es denn doch nicht mit Arve! Er hat seine Zeit nicht vergeudet. Und daß er nicht jetzt schon Steuermann ist und sein Brod selbst verdient, ist weder seine noch meine Schuld, sondern einzig und

allein die der Frau Schwester, die sich seiner Neigung zum Seewesen immer widersetzt hat. Im Uebrigen habe ich, was die Erziehung des Knaben betrifft, nichts auf dem Gewissen; er hat zu Hause rechnen und schreiben und überhaupt doppelt so viel gelernt, als zu einem Zollschreiber gehört. Und durch seine Reisen mit dem neuen Küstenaufseher hat er sich praktische Erfahrung und Geschicklichkeit erworben, im Fall er einmal in seines Vaters Fußstapfen treten sollte."

„Ereifern Sie sich nur nicht so, mein lieber Herr Bruder — es war gar nicht so böse gemeint!" sagte Frau Katharina ganz bestürzt über den ungewöhnlichen Fall, daß der Lieutenant ernstlich böse war. Aber der alte Askenberg hatte, und zwar mit Recht, so gut seine Eigenliebe wie andere Leute; deßhalb verdroß es ihn wirklich, daß Madame Arnman es als so ein entsetzliches Unglück ansah, ihren Sohn noch zu Hause zu haben.

Inzwischen wurde sein Zorn bald entwaffnet durch die sichtbare Verlegenheit und Betrübniß seiner Wärterin. Er nahm seine Pfeife aus dem Munde und sagte ganz freundlich: „Verzeihen Sie, Frau Schwester, wenn der Alte zu weit gegangen ist, aber mit dem Jungen hat es keine Noth. Ich meinte nur, es würde jedenfalls etwas Tüchtiges aus ihm geworden sein."

„Ja, mein Gott, das will ich nicht bestreiten, mein lieber Herr Bruder. Ich wollte blos in aller Einfalt meine Meinung sagen, daß besser doch besser ist. Es hätte in die Länge nicht gut thun können, wenn er nicht auch in die Welt hinausgekommen wäre. Es ist ganz gesund für die jungen Herren, wenn sie einmal ihre Kräfte probiren müssen. Und was seine Brauchbarkeit betrifft, so hoffe ich mit Gottes Hülfe, das Werk wird den Meister loben."

Frau Katharina nickte bei diesen Worten bedeutungsvoll dem Lieutenant zu, den die artige Wendung vollkommen versöhnte. „Ich bin doch begierig," sagte er, wie wenn Nichts vorgefallen wäre, „wann unser Arve wieder nach Hause kommt."

„Wahrscheinlich entweder heute oder morgen," antwortete Frau Katharina und bot dem Lieutenant eine Prise. „Er ist ganz versessen auf die Seehundsjagd, dafür löst er aber auch einen schönen Batzen aus den Fellen und recht stattlich sieht mein Bursche aus, wenn er mit seiner hohen Seehundsmütze auf dem Kopf und der Jagdtasche über der Schulter heransteigt. Oft kommen mir die Thränen in die Augen, wenn ich ihn ansehe. Er erinnert mich lebhaft an meinen seligen Arnman, der auf und nieder so aussah, als er zum ersten Mal um mich freite."

„Zum ersten Mal?" fragte der Lieutenant, „haben Sie ihm einen Korb gegeben, Frau Schwester?"

Eine lebhafte Röthe, die sich auf dem freundlichen Gesicht der Alten nicht übel ausnahm, verrieth die Erinnerung an Ereignisse vergangener Tage. „Jeder Mensch wird wohl seine Schwachheiten haben, Herr Bruder. Es gab eine Zeit, wo ich mir im Leichtsinn und Unverstand viel auf mein Gesicht zugutethat und auf das verführerische Geschwätze schöner Herren horchte. Der selige Arnman, der damals seinen Abschied von der Flotte genommen hatte und Zollwachtmeister in H. war, kam mir gar zu einfach vor. Aber der liebe Gott, der viele Ruthen hat, strafte meine Eitelkeit. Ich bekam die Pocken, und zwar sehr bösartige, da war es auf einmal um mein feines Lärvchen geschehen. Als ich zum ersten Mal nach meiner Krankheit wieder aufstand, weinte ich mir die Augen so roth, daß ich noch häßlicher wurde, als ich schon war. Dann habe ich lange Zeit nicht minder bittre Thränen darüber vergossen, daß man mich auf einmal so allein sitzen ließ. Aber wie ich oft gesagt und Gott sei Dank immer gedacht habe, der Herr ist der Thoren Vormund. Meine Prüfung war mein Glück."

„Nun, da wäre ich doch begierig zu hören, wie es weiter ging," sagte der alte Askenberg und rückte seinen Stuhl näher zu Frau Katharina.

„Ja, es war eine schöne Abendstunde; ich erinnere mich

noch so genau, wie wenn es erst gestern geschehen wäre. Wir hatten Roggen zum Trocknen ausgebreitet, und ich saß auf dem Hofe, um ihn vor den vierfüßigen Thieren unseres Nachbars und unseren eigenen Hühnern zu schützen, und wickelte Garn dazu. Nun, wie gesagt — beliebt dem Herrn Bruder nicht ein Prischen? — ich saß allda und wickelte und dachte dabei, es wäre doch besser gewesen, ich hätte dem Zollwachtmeister keinen Korb gegeben. Er meinte es ehrlich mit mir und würde mich sicherlich in den Tagen meines Unglücks — Sie verstehen mich, Herr Bruder, ich hielt den Verlust meiner Schönheit damals noch für ein Unglück — eben so lieb gehabt haben, als in den Tagen meines schönsten Sonnenscheins. Aber seitdem waren mehrere Jahre vergangen. Arnman hatte eine Zolljacht bekommen, man titulirte ihn jetzt Lieutenant und gewiß bekümmerte er sich Nichts mehr um die, die ihr Glück nicht besser zu schätzen gewußt hatte. Ja, das waren so ungefähr meine Gedanken, als Jemand sanft von hinten meine Schulter berührte. Ich sah mich um und hätte beinahe laut aufgeschrieen vor Freude, als ich den seligen Vater so freundlich dastehen und sich vor mir verneigen sah. Aber auf einmal fielen mir die Pocken ein und die Verheerungen, die sie auf meinem Gesichte angerichtet. „Es freut mich recht sehr, den Herrn Jachtlieutenant zu sehen," sagte ich, stand auf und verneigte mich in der großen Verlegenheit meines Herzens, so tief ich nur konnte.

„‚Ich habe schon sehr lange nicht mehr das Vergnügen gehabt, Fräulein Dahlstedt,' sagte er, ‚hoffentlich ist Alles wohl?' Bei diesen Worten wäre ich beinahe in Thränen ausgebrochen doch nahm ich meinen Muth zusammen und bat ihn statt der Antwort hereinzutreten. Mein Vater befand sich in seiner Werkstätte, aber ich meldete ihm sogleich den Besuch.

„Jetzt war die Bekanntschaft erneuert und seitdem kam Arnman jede Woche. Aber so lieb ich ihn bereits hatte, weil ich seinen großen Werth eingesehen, so wollte ich ihn doch nicht das

Geringste merken lassen, denn noch steckte so viel Hochmuth in mir, daß es mich sauer ankam, in einen früher verschmähten Kuchen zu beißen und auf diese Art war er lange in Ungewißheit, ob er einen neuen Versuch machen solle. Endlich aber setzte ihm die Liebe dermaßen zu, daß er sich dennoch entschloß. Eines Vormittags um die Zeit, da mein Vater in seiner Werkstätte zu sein pflegte, putzte sich Arnman und verließ sein Haus. Als er die Treppe hinabging, sagte er bei sich selbst: ‚Wenn ich zuerst einem alten Weibe begegne, so kehre ich wieder um, denn das bedeutet Unglück und Verdruß; begegne ich aber einem Hunde, so steht es gut und ich gehe weiter.‘ Und sehen Sie, Herr Bruder, der liebe Gott hatte seine Hand dabei im Spiele. Kaum hatte mein Alter um die erste Ecke gebogen, so sprang ihm des Bürgermeisters großer Caro entgegen, und wedelte freundlich und vertraulich mit dem Schwanze. Mit fröhlichem Herzen ging jetzt der Vater über den Kirchhof und in unser Haus. Nun müssen Sie auch wissen, Herr Bruder, daß ich gerade in einer Nebenstube war und Mehl stiebte und um mein Haar gegen den Staub zu schützen, ganz zufällig den Kopf mit einem gelben und rothen Seidentuch umbunden hatte, das Arnman am Abend zuvor bei uns vergessen. Er kam gewöhnlich am Abend, nachdem ich alle meine Geschäfte besorgt hatte, deßhalb dürfen Sie mir wohl glauben, daß es mir ein großer Schreck war, als auf einmal der Herr Jachtlieutenant mir Nichts dir Nichts herein trat und sagte: ‚Nichts für ungut, Fräulein Dahlstedt, das Tüchlein steht Ihnen so gut, daß es nie von Ihrem Kopfe kommen sollte.‘

„Ich bitte um Entschuldigung, sagte ich, und nahm es hastig herab: es ist blos aus Irrthum geschehen, ich glaubte in der Eile, es gehöre dem Vater.“ Ich war übrigens nicht gewöhnt zu lügen und deßhalb stieg mir auch die Schamröthe in's Gesicht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

„„Mein liebstes Fräulein,' begann er auf's Neue und suchte meine Hand zu ergreifen, die seine neuen schwarzen Kleider ganz mehlig machte: ‚Wollte Gott, ich dürfte Ihnen noch etwas mehr schenken, als diese Kleinigkeit. Ich will nicht mehr von dem Korbe reden, den Sie mir vor ein paar Jahren gaben. Aber wenn ich Ihnen jetzt meine Person anbieten dürfte und Sie wären damit zufrieden, so gäbe es keinen glücklicheren Menschen als mich."

„Da schlug mir das Herz bis in den Hals hinauf. Ich dachte an meinen sündhaften Hochmuth, an die Strafe, die garstigen Pocken und Gott weiß an was Alles noch und zog mich in aller Ehrbarkeit hinter das Mehlfaß zurück, denn ich schämte mich Ja zu sagen. Aber mein seliger Alter, der recht wohl sah, wie viel Uhr es geschlagen hatte, rückte mir immer näher und näher, — bis er mich Gott allein weiß, wie das zuging — am Arme bekam und mehlig, wie ich war, in die Stube hineinführte. Der Vater wurde geholt und als er hörte, um was es sich handelte, nahm er seine Nachtmütze ab und sagte: ‚Amen,' und so war Alles in der schönsten Ordnung, und ich eine Braut."

„Das ist ja eine recht hübsche Geschichte, Frau Schwester," sagte der Lieutenant, sich am Kinn streichend, „recht hübsch! Ich glaube jetzt, es ist ein wahres Glück gewesen, daß das schöne Fräulein Dahlstedt die Pocken bekam."

„Ja, allerdings. Hochmuth kommt vor dem Fall, aber Gott legte mir in seiner Milde die gelindeste Züchtigung auf. Das habe ich erst später eingesehen und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß mir leicht etwas Schlimmeres hätte begegnen können, wenn ich nicht ganz zur rechten Zeit die gesegneten Pocken bekommen hätte . . . Aber mein lieber himmlischer Vater, ich habe ja heute meine Balsaminen noch nicht begossen. Das darf ich nicht versäumen, denn wenn sie mir abstärben, so wäre alle meine tägliche Freude dahin." Und die Alte eilte mit einem großen Glas an's Fenster, um ihre Lieblinge zu erfrischen.

„Ich wollte doch wetten," sagte der alte Askenberg lächelnd,

Bayerische Staatsbibliothek München

„daß sich an diese Blumen da auch irgend eine liebe Erinnerung knüpft. Ich habe bemerkt, daß die Frau Schwester sie weit sorgfältiger verpflegt, als ihre Nachbarn."

Madame Arnman sah ihren alten Freund lächelnd an und es lag etwas unbeschreiblich Freundliches, beinahe Dankbares in dem Blick, der sofort auf die prächtigen Balsaminen fiel.

„Ich sehe, sie haben auch ihre Geschichte, und da die Frau Schwester heute gerade im Zuge ist, so dächte ich, Sie erzählten es mir."

„Recht gern, warum nicht? Ich brauche mich meiner Liebe zu ihnen nicht zu schämen. Von dem Tage an, wo ich sie oder vielmehr ihre Vorgänger — denn dies da sind blos die Ableger, verstehen Sie, erhielt, haben sie mir Freude gemacht und es ist mir oft ein Trost gewesen, sie knospen und blühen zu sehen. Ich habe dabei immer an den Tag gedacht, wo sie zum erstenmal mein Fenster schmückten. Sehen Sie, Herr Bruder, meine seligen Eltern ließen mich Maria Katharina taufen. Aber in meiner Jugend, als ich noch nicht die Pocken hatte, und jedermann mir schön that, nannte man mich allgemein die ‚schöne Maria,' was ich wohl wußte, obgleich ich mir Nichts davon anmerken ließ. Nun begab es sich, daß der erste meiner Namenstage nach meiner Verlobung mit Arnman der Katharinentag war. Mein seliger Mann kam Morgens schon in aller Frühe, um mir Glück zu wünschen und hatte unter dem Arm einen Topf mit einer sehr schönen Balsamine, um deren Stamm ein Papierstreifen gewickelt war, den ich noch bis auf den heutigen Tag aufbewahre, und auf dem Papier stand in einer Reihe von schöngemalten Vergißmeinnichten der Name Katharina. ‚Ich weiß nicht,' sagte Arnman, indem er mir ein Geschenk übergab, ‚ob ich nicht einen schlechten Geschmack habe, aber Katharina klingt in meinen Ohren besser, als Marie. Wenn Du mich wirklich lieb hast, so erlaube mir, daß ich Dich künftig so nenne."

„Ich verstand wohl, was er sagen wollte, so fein er es

auch angebracht hatte. Der Name Marie, meinte er, erinnere an die Zeit, wo ich schön und eitel war; Katharina passe besser für die jetzigen Umstände. Ich gab mich zufrieden mit der Veränderung, nahm mir fest vor, dem neuen Namen jederzeit Ehre zu machen; und von diesem Tage an wurde ich nicht mehr anders als Katharina genannt."

„Und Sie haben Wort gehalten, Frau Schwester," sagte Lieutenant Pehr mit einem Tone, der die Bewegung verrieth, mit welcher er die einfache Geschichte von den Balsaminen angehört hatte.

„Aber jetzt ist es an Ihnen, zu erzählen, Herr Bruder," bemerkte Frau Katharina und nahm den weggelegten Strumpf wieder auf. „Ich habe noch nie erfahren, wie es zugegangen ist, daß Sie Ihr Lebenlang Junggesell geblieben sind."

„O, die Geschichte ist kurz," erklärte der alte Invalid mit einem herzlichen Lächeln. „In meiner Jugend hatte ich nie Zeit zum Freien, obgleich es mir drei Mal recht warm um die Herzgrube war, und als ich alt wurde, war es zu spät. Hätte ich nicht meines Freundes Arnman Haus gehabt, wo ich das Winterquartier beziehen konnte, als ich nicht mehr zum Dienste taugte, so hätte ich mich vielleicht nach einer artigen Person umgesehen. Aber nun war es so am Besten. Ich habe mich in der Gesellschaft der Frau Schwester so wohl befunden, daß ich niemals eine Frau vermißte, die mich vielleicht nicht halb so gut und so freundlich verpflegt hätte, als Sie gethan haben, Frau Schwester."

„Sie sind gar zu gütig, Herr Bruder. Im Gegentheil stehen wir bei Ihnen in Schuld," sagte Frau Katharina höchst zufrieden mit dem wohlgemeinten Kompliment. „Aber, mein lieber Lieutenant, es hat zwölf Uhr geschlagen und der Tisch ist noch nicht gedeckt. Haben Sie die Güte und richten Sie ihn her, indeß ich in die Küche hinausgehe und sehe, ob Annika während unseres langen Geplauders nichts hat anbrennen lassen."

Elftes Kapitel.

Auch das Leben findet schon Versöhnung,
Ist es gleich nur Vorspiel eines höhern.

Tegnér.

Aus schon längst vergangnen Träumen
Steigt wohl manches Bild herauf,
Aber bald verschwindet's wieder
In der Zeiten raschem Lauf.

Hedborn.

Der gewaltige Geist, der sichern Schrittes durch die Welt geht, Finsterniß und Licht wechseln läßt und auf seinem Wege alle Verhältnisse verrückt; der Geist, der die Augen der Menschen öffnet oder schließt, der Gebräuche und Sitten über den Haufen wirft, neue Gesetze stiftet und auch die eingewurzeltsten Vorurtheile ausrottet — die Zeit, die mit einem Worte Alles vermag, hatte ihre Macht auch auf dem Flecke der Erde bewiesen, den wir unter dem Namen Tistelön kennen. Fünf Jahre hatten den Verhältnissen daselbst eine ganz andere Gestalt verliehen.

Betrachten wir jetzt zum Beispiel diesen Felsenrücken vor dem früheren Häuschen mit seinem hinaufgeflickten Giebelbaue, so finden wir ihn nunmehr gesprengt, ausgefüllt und eben gemacht, so daß der Reisende einen artigen, viereckigen Hof mit einer schönen Mauer erblickt. Die Katze, die früher neben dem stinkenden Köder im Hummerfasse saß, sonnt sich jetzt auf der Schwelle des neuen, zierlichen Hauses, mit drei Fenstern auf jeder Seite seiner vollkommen ausgebauten Fronte, und an den zwei kleineren Fenstern sehen wir grüne Vorhänge prangen. Die Sonne, die für Alles eine so schöne Vergoldung hat, scheint strahlend auf die Blumenbeete hinter dem Hause, welche den einst so rauhen Boden bedecken. Alles dies deutet darauf hin,

daß die Schleichhändler, die berüchtigten Seeräuber von Tistelön, wie so manche andere, die sich ein Vermögen zusammengerafft, ein Haus gebaut haben und nunmehr auf einem guten Fuße leben. Sie geben den Armen des Kirchspiels etwas Bestimmtes, vielleicht mitunter auch eine Mahlzeit, bewirthen alle, die bei ihnen einsprechen, mit freundlicher Gastlichkeit und haben sich durch dieses Wohlverhalten in kurzer Zeit den Namen und die Geltung von ehrlichen Leuten erworben.

So verhielt es sich hier. Die Schleichhändler hatten ihr Handwerk niedergelegt. Birgers Verheirathung mit der verständigen Erika mußte nothwendig eine große Veränderung in ihrer Lebensweise und ihren häuslichen Verhältnissen zur Folge haben. Kapitän Birger Haraldson war jetzt der Herr im Hause. Der Alte hatte sein Zimmer für sich, wo er zwar manchmal von Befürchtungen wegen seines früheren Lebens heimgesucht wurde, noch öfter aber von der Reue, es aufgegeben zu haben. Seine Beschäftigung bestand nunmehr in der Seehundsjagd, die er immer geliebt, auch leitete er das Sprengen der Felsen, womit man fortfuhr, um bequemere Wege auf der klippigen Insel herzustellen. Anton lebte gleichfalls noch zu Hause. Seine Gemüthskrankheit hatte mit den Jahren allmälig abgenommen, aber die Kraft seiner Jugend war gebrochen: ein hinsiechendes, verkümmertes Wesen, schleppte er still und unbemerkt sein Leben hin. Alle Versuche, ihn aufzumuntern und zu irgend einem Geschäfte heranzubilden, blieben vergebens. „Ich will Nichts werden, ich kann Nichts," war seine beständige Antwort auf die freundlichsten Zureden.

Ganze Stunden konnte er beschäftigungslos auf dem Landungsplatze sitzen und in das Wasser stieren, in das er seine Angel versenkt hatte, die er gewöhnlich herauszuziehen vergaß. Wurde er hiebei von Jemanden gestört, so sprang er heftig auf, nahm seine Geräthschaften und ging an einen andern Platz, wo er in Ruhe gelassen zu werden hoffte. Seine ewigen Grübeleien

hatten sich auf die Religion gewendet, über die er jetzt oft mit Erika sprach. Aber trotz der ausgezeichneten Achtung und des großen Vertrauens, womit er seiner Schwägerin zugethan war, gelang es ihr gleichwohl nicht, das Licht des Glaubens in seiner düstern Seele zu entzünden, in der sich der Wurm des Zweifels immer stärker einnagte. Auf dem abgezehrten Gesichte und den bleichen Lippen des armen Anton sah man nie das Zucken einer freudigen Bewegung, und wenn sich je einmal das Lächeln darauf zeigte, so wurde es sicherlich von derjenigen hervorgerufen, der er am wenigsten widerstehen konnte, der zärtlichen Gabriele, die keine höhere Freude kannte, als ihm ein Vergnügen zu machen.

Aber Birger und Erika? Wie sah es bei ihnen aus? Wie man sich zum Voraus ungefähr denken konnte. Erika, die gute, verständige Frau, führte mit leichter und vorsichtiger Hand den unruhigen, halbwilden Mann von den Beschäftigungen ab, die ihn früher gefesselt. Birger hatte eine Galeasse gebaut, die er selbst kommandirte. Während seiner Abwesenheit war Erika die waltende Kraft im Hause auf Tistelön. Denn auch der alte Haraldson, der seinen Sohn mehr fürchtete, als liebte, wagte es nicht, dessen Augenstern, seine Frau, in offenbarer Fehde zu bekämpfen.

Wenn Birger im Herbste zurückkam, war Erika die Erste auf dem Landungsplatz, die ihn willkommen hieß. Sie hatte dann immer irgend eine neue Einrichtung oder Verbesserung im Hause getroffen, womit sie ihren dankbaren Gemahl überraschen und erfreuen konnte. Und Birger war wirklich dankbar. Er hätte Erika auf den Händen tragen und jeden Verdruß, jede Widerwärtigkeit von ihr abwenden mögen, zum Dank dafür, daß sie ihm ihr Leben geopfert. Gleichwohl — zur Ehre des menschlichen Gefühls in seiner Brust sei es gesagt — genoß er sein Glück nie vollkommen oder ungetrübt: eine verzehrende Gewissensqual nagte an seinem Leben und so lieb ihm die Heimath

an Erika's Seite war, so sehnte er sich dennoch beständig nach dem Frühling, um durch eine frische, kraftvolle Wirksamkeit die Unruhe zu betäuben, die ihn nie verließ.

In Erika's Herzen, diesem Tempel wahrer Gottesfurcht, in welchem eine starke, ernste Kraft für den Beruf, dem sie sich geweiht, lebte und wirkte, fand sich jedoch immer noch Raum für den Kummer, den weder Zeit, noch Verhältnisse zu versöhnen vermochten, dem Kummer, ihr Schicksal mit dem eines Mörders verknüpft zu haben. Mit frommer Ergebung betrachtete sie daher das bittere Loos, ohne Kinder zu sein. Sie hatte nie auf die Freude gehofft, ein Wesen an die mütterliche Brust zu drücken; sie hatte nicht einmal darum zu bitten gewagt, und es gab Augenblicke, wo Erika unter stillen Thränen erkannte, daß es ein Glück für sie sei, dies entbehren zu müssen. Konnte nicht ein Zufall die Unthat bei den Paternoster-Scheeren an's Licht bringen? Angstvoll zog sich Erika's Herz zusammen bei diesem Gedanken. „Der Herr macht Alles gut," seufzte sie; „besser allein leiden, als Wesen, denen man das Leben gab, dieses Leben als das schlimmste Geschenk beweinen sehen."

So getröstet und aufgerichtet nach den Anfechtungen, welche bald die Erinnerung an die Vergangenheit, bald die Furcht vor der Zukunft über sie brachten, ging Erika stille ihres Wegs, eine Wohlthäterin für Alle, die ihr nahe kamen. Besonders widmete sie die zärtlichste Muttersorgfalt ihrer Pflegetochter, und Gabriele dankte ihr mit solch inniger Gegenliebe, daß sie keinen Gedanken hegte, den sie nicht mit ihrer zweiten Mutter getheilt hätte.

In einer schwülen Julinacht sah man viel Regsamkeit in dem neuen Hause zu Tistelön. Selbst der träge Anton half willig Sachen in's Boot tragen und daselbst ordnen. Haraldson wollte auf die Seehundsjagd und Gabriele, deren Wunsch es schon lange gewesen, eine solche mitzumachen, hatte den Alten endlich beschwatzt, sie mitzunehmen; zugleich sollte ein neues Boot seine Probefahrt machen. Erika, die ihren Liebling nicht gerne

verließ, hatte sich entschlossen, ebenfalls mitzugehen, und die Vorbereitungen waren daher nicht unbedeutend, zumal da man auf entlegenen Inselchen zu frühstücken und Mittag zu halten beabsichtigte.

Endlich war die Gesellschaft in Ordnung und eingeschifft. Die Schützen müssen sich noch vor Sonnenaufgang auf den Scheeren verstecken, denn Morgens steigen die Seehunde auf die Klippen herauf, um sich zu sonnen. Gabriele war entzückt. Sie hatte so selten Gelegenheit gehabt, ihre Insel zu verlassen, daß sie sich auch über die unbedeutendste Ausfahrt freute und sie als eine Art Epoche in ihrem stillen Leben betrachtete. Erika hatte zwar oft daran gedacht, etwas mehr Abwechslung in ihr einförmiges Leben zu bringen, indeß scheiterten alle Plane zur Anknüpfung neuer Verbindungen meistens an ihrer eigenen Abneigung, den engen Kreis zu erweitern, an den sie gewöhnt war. Ueberdies war es ein gewisses feines Gefühl, oder vielleicht auch blos ein instinktmäßiger Eindruck, was sie abhielt, in nähere Berührung mit andern Menschen zu treten. Sie wußte, daß wenn der Schleier einmal fallen sollte, Alle sich mit Abscheu und Verachtung von Gabriele abwenden würden, welcher zu Liebe allein sie ein solches Opfer hätte bringen mögen — und was war dann gewonnen? Mußte nicht das arme Mädchen in diesem Fall einen Schmerz mehr empfinden, den ihr die Unbekanntschaft mit der Welt erspart hätte? Aber auf der andern Seite war es auch nicht recht, das junge lebhafte Gemüth sich vergebens nach der kleinen Abwechslung sehnen zu lassen. „Ich will darauf denken,“ sagte Erika zu sich selbst oder zu ihrem Manne; „wir müssen Gabriele eine passende Zerstreuung verschaffen.“ Und so kam es, daß man dann und wann Lustfahrten unternahm, wozu auch die gegenwärtige gerechnet wurde.

„Ach, ich bin ganz seelenvergnügt!“ jubelte das junge Mädchen und hüpfte wie eine kleine Sylphide auf dem Schiffchen herum. „Das ist recht hübsch von Dir, Papa, daß Du mich

Dein neues Boot auch probiren lässest. Es zertheilt die Wellen so rasch, daß es eine wahre Lust ist, ihm zuzusehen."

„Aber willst Du denn gar nicht sehen, daß ich ein kleines Zelt für Dich aufgeschlagen habe?" fragte Anton und zeigte auf ein ausgespanntes Segel, in dessen Schutz er mehrere Kissen und Teppiche in Ordnung gelegt hatte.

„O freilich, lieber Anton, freilich sehe ich's. Erika und ich wollen uns dorthin setzen, wenn die Sonne heraufkommt und am heißesten scheint. Aber jetzt bleibe ich am liebsten noch da oben. Sieh, Erika, das Meer blinkt so schön und klar, wie unser großer Spiegel im Gastzimmer. Es ist herrlich. Ich weiß nicht, warum wir nicht schon öfter mit Papa auf die Seehundsjagd ausgefahren sind, aber wir wollen uns dafür entschädigen."

„Wenn Du immer dabei wärest, liebe Ella, so würdest Du es bald satt haben," sagte Erika. „Erinnerst Du Dich noch, wie Du Dir vor ein Paar Jahren durchaus ein kleines Gärtchen wünschtest? Du glaubtest, Du würdest nie müde werden, darin zu arbeiten, und es könnte gar nichts Angenehmeres geben, als nach den Blumen zu sehen, die Du selbst aufgezogen, und sie zu begießen. Du weißt selbst, wie es ging. Anton brach Dir ein kleines Gärtchen um neben dem meinigen und nun pflanztest Du die Blumen hinein. Sie schlugen aus, und lange Zeit konntest Du Dich nicht von ihnen trennen. Auf einmal wurde es Dir langweilig, Deinen Garten selbst zu besorgen, das Unkraut nahm überhand und die armen Rosen starben vor Kummer, weil Du Dich nicht mehr um sie bekümmertest."

„Ja, aber Du hast mich auch oft ausgescholten, wenn ich meine Kleider beschmutzte," entgegnete Gabriele und sah dabei ganz aus, wie eine kleine Eva.

„Und deßhalb bist Du nicht mehr in Dein Gärtchen gegangen?" Es lag in Erika's Blick ein Fragezeichen, das Gabrielens Spitzfindigkeit gänzlich entwaffnete.

„Ich weiß nicht," antwortete sie mit Schamröthe auf der

frischen Wange, warum es mir nimmer so viel Vergnügen macht, wie im Anfang."

„Wenn Du nachdenken willst, so wirst Du finden, daß es uns gewöhnlich so mit den guten und angenehmen Dingen ergeht, die uns tagtäglich zu Gebote stehen; blos bei sparsamem Genuß behalten die Vergnügungen ihren eigentlichen Werth. Dies findet auch Anwendung auf Deinen Wunsch, öfters Seehundsjagden mitzumachen. Wenn Du jede Woche ein Paar Mal in der Nacht aufstehen müßtest, um auf die See zu gehen, so würdest Du die Sache in die Länge eben so unangenehm finden, wie sie Dir jetzt vergnüglich erscheint. Glaubst Du es nicht auch?"

„Ich glaube Alles, was Du sagst, Erika, und werde gleich wieder anfangen, in meinem Gärtchen zu arbeiten. Ich will es gewiß nicht vernachläßigen. Aber vor zwei Jahren war ich auch noch ein Kind."

„Und jetzt bist Du ein großes Mädchen," lächelte Erika; „ganze zwölf Jahre!"

„Zwölf, sagst Du — du sagst immer zwölf und ich werde doch auf den Winter dreizehn."

„Komm her, mein Püppchen, und leg Dich in das Zelt hinein, das Anton für Dich aufgeschlagen hat," mahnte Haraldson, der fürchtete, sein Liebling möchte sich in der frischen Morgenluft erkälten, und sich immer darüber ärgerte, wenn Erika das Kind hofmeisterte, wie er es nannte.

„Nein, lieber Papa, ich mag mich jetzt nicht legen. Es ist so angenehm, in das Meer hinauszusehen. Ach, wenn ich nur, nur auch einmal die Meerfrau oder so eine hübsche Wassernixe zu sehen bekäme! Hast Du nie eine gesehen, Papa, wenn Dn Nachts außen warest?"

„O, freilich, ich habe schon allerhand gesehen und gehört, aber der Meergeist hört es nicht gern, wenn man von solchen Sachen spricht."

„Nun, so wollen wir den Meergeist in Ruhe lassen, aber die Nixchen, die nehmen es gewiß nicht übel, wenn wir uns von ihnen unterhalten. Ich erinnere mich einer Geschichte, welche mir die Fischerin Kajsa erzählt hat, als ich noch klein war. Ich will sie Dir erzählen, denn während ich so dasitze und in das klare blaue Wasser hineinsehe, ist sie mir wieder ganz klar in das Gedächtniß gekommen. Willst Du sie nicht hören, Papa?"

„Ei versteht sich," sagte Haraldson mit dem Kopfe nickend, und nachdem er das Segel ein wenig ausgebreitet, nahm er seine Pfeife in den Mund und setzte sich neben Gabriele, die sehr zufrieden ihre Geschichte folgendermaßen begann:

„Es war einmal, erzählte die Fischerin Kajsa, ein König, aber nicht in unserem Lande, der an einem schönen Abend Lust bekam, in sein Badehaus zu gehen und dort die Nacht zuzubringen. Er dachte es sich recht angenehm, beim Gemurmel der Wellen einzuschlafen und wieder zu erwachen, und das kleine Häuschen stand am Meere. Nachdem er lange mit vielem Vergnügen dem Gebrause der Wellen zugehört, schlief er endlich ein, wachte aber schnell wieder auf, denn er hörte einen leisen, aber tiefen Seufzer, wie von einem Menschen. Er richtete sich auf und meinte, er habe sich im Traume getäuscht, überzeugte sich aber sogleich, daß vor der Thüre Jemand vor Kälte schauderte und sich schüttelte. Er besann sich nicht lange, sondern sprang auf und öffnete sie. Denk Dir nur, da saß mitten im Schaume, der bis über die Treppen heraufschlug, eine so schöne Jungfrau, daß der König in seinem Leben ihresgleichen nicht gesehen hatte. Ihre langen schwarzen Haare hingen ihr bis zu den Füßen herab, aber ihr Gesicht war so weiß, wie die Rosen, von denen sie einen Kranz auf dem Kopfe trug. Den König jammerte der armen Jungfrau, die nackt da saß und im Wasser fror, und er bat sie recht herzlich, in die Stube hereinzukommen und sich zu wärmen; er nahm sie sogar auf seine Arme, trug sie hinein und sie schlief an seiner Seite. Als aber der Morgen kam und der

König seine Nachbarin wecken wollte, da sah er, wie sie sich in fliegender Eile zum Fenster hinaus gerade ins Meer stürzte, so daß das Wasser um sie brauste und mit Entsetzen bemerkte er, daß der untere Theil ihres Leibes eine sich krümmende Schlange war, mit garstigen Schuppen. Und siehe da, es war eine Meerfrau oder eine Wassernixe. Ist das nicht schauerlich, Papa?"

„Ich habe schon Aergeres gehört," versetzte Haraldson, der in Beziehung auf die Bevölkerung des Meeres keineswegs frei vom Aberglauben war. „Aber es bringt kein Glück, von solchen Sachen zu sprechen."

„Dies ist ja etwas ganz Unschuldiges," fiel Erika ein. „Ich bin überzeugt, daß Gabriele nicht an ihre Geschichte glaubt, sondern sie nur als eine alte Volkssage erzählt hat, die als solche immer unterhaltend ist."

„Warum sollte ich sie nicht glauben?", fragte Gabriele verdrießlich. „Die Fischerin Kajsa hat nie andere, als wahre Geschichten erzählt, und es fällt mir jetzt ein, daß ich noch Etwas vergessen habe. Die Meerfrau kam im nächsten Jahre mit einem kleinen Mädchen zurück, der König nahm das Geschenk an und nannte das Kind Skulda; aber sie richtete später viel Unheil im Lande an, und dies kam daher, weil sie eine Meerfrau zur Mutter hatte. Ueberdies hatte die Fischerin Kajsa selbst manchmal sowohl Meerfrauen, als Nixen gesehen, wenn sie bei Nacht hinausging und fischte."

„Und sie war vielleicht so vertraulich mit ihnen, daß sie sich gar nicht fürchtete?" fragte Erika lächelnd.

„Die Fischerin Kajsa fürchtete sich nie," sagte Gabriele mit einem gewissen Stolz, sich auf eine so glaubwürdige Autorität berufen zu können. „Sie wußte von ihrem Mann, einem alten, erfahrenen Fischer, daß man blos den Feuerzeug hervorholen und Feuer schlagen darf, um sie fortzujagen; denn Funken und Stahl können sie nicht vertragen, seit Thor sie mit seinem Blitzstrahl geschlagen hat."

„Die Fischerin Kajsa war ein kluges Weib,“ bemerkte Haraldson und nahm einen tiefen Zug aus der Flasche.

„Ja, und so unterhaltend,“ fiel Gabriele ein. „Erinnerst Du Dich noch, Anton, wie viele Geschichten sie uns von dem Neck erzählt hat? Ach, sing' doch einmal das schöne Lied, das ich so gerne höre. Thu' es, lieber Anton: es müßte sich hier auf dem Wasser gar zu hübsch ausnehmen. Es kommen mir immer die Thränen ins Auge, wenn ich die Klagen des armen Necken höre.“

„Auch mir wird es dabei ganz wehmüthig ums Herz,“ sagte Anton, der in seinen heimlichen Grübeleien, wenn er so einsam am Meeresstrande herumwanderte, sich einbildete, selbst der Necke zu sein. Aber Gabriele, die dies nicht wußte, bestand auf ihrer Bitte und Anton begann endlich nach einer alten Volksmelodie mit klagender, von Natur schöner Stimme, seinen düsteren Gesang:

Ich bin kein stolzer Reiter, betrachtet mich nur genau,
Ich bin der arme Necke im Meereswogenblau,
In Wasserfällen und Strömen.

Auf tiefem Meeresgrunde steht mein krystallnes Haus,
Und Niemand kann dort gehen, Niemand sich ruhen aus,
Herberge finden keiner.

„Den andern Vers auch, lieber Anton, wie der Necke sich in einen kühnen Ritter verwandelt und eine schöne Prinzessin entführt, und wie der Priester bei der Trauung ihn fragte, woher er sei — sing' den auch.“

Und Anton sang:

Im Meer bin ich geboren, da ist mein Eigenthum,
Dort wandl' ich als Gebieter im Fürstenkleid herum.

Mein Vater und meine Mutter, das sind die Wolken blau,
Meine Freund und meine Verwandte, das ist der Regen und Thau.

Es ist so unruhig im Meere darin,
Es rudern so Viele hier über uns hin.

„Und als der Ritter so sang, wurde es der armen Prinzessin bange," sagte Gabriele, eine Thräne aus ihrem theilnehmenden Auge trocknend. „Hörst Du, Erika, sie bat ihn so schön, umkehren zu dürfen und sagte:

Zu Haus weint der Vater, zu Haus weint die Mutter,
Zu Haus weint die Schwester, zu Haus weint der Bruder.

„Aber da antwortete der Necke," fiel Anton mit einem milden Lächeln ein und stimmte in einem gewissen höhnischen Tone wieder an:

Und weinten zu Hause sie noch so sehr,
Die grüne Erde siehst Du nicht mehr.

„Und dann stürzte er sich mit seiner Braut in die Tiefe des Meeres hinab und man hat nie wieder von der Braut gehört."

Gabriele seufzte und neigte ihr schönes, junges Gesicht so weit über den Rand des Bootes hinab, daß sie beinahe die Wogen berührte. Sie schien durch ihren klaren Spiegel bis auf den Meeresgrund hinabblicken und die wunderbaren Geheimnisse sehen zu wollen, die dort verborgen liegen.

„Sieh nicht so lange hinab," sagte Anton, der düster geworden und in eine seltsame Stimmung gerathen war. „Du könntest ein Wrack und Menschengebeine bemerken. Da unten sind sie gut aufgehoben."

„Deßwegen," sagte die Fischerin Kajsa Lena, „deßwegen schreit es so im Meere. Hast Du es schon gehört, Papa, wie solche arme Menschen, die im Wasser umgekommen sind, jede Nacht schreien."

„Schwatz kein solch dummes Zeug," versetzte Haraldson

mürrisch, da sein Glaube hier eine andere Richtung nahm. „Wenn Lena Dir mit solch albernen Geschichten den Kopf vollpfropft, so wird sie dieselben bald an einem andern Orte erzählen dürfen.“

„Warum wirst Du denn auf einmal böse, Papa? Das Eine ist so gut als das Andere. Sie hat diese Sachen alle von ihrer Mutter gehört. Du sagtest ja selbst vorhin, die Fischerin Kajsa sei ein kluges Weib gewesen.“

„Ich denke, Du könntest Dich jetzt auf ein Stündchen legen,“ meinte Haraldson, ohne sich auf weitere Erörterungen einzulassen. „Sieh, Erika hat sich aufs Bett gelegt; geh Du jetzt ebenfalls hinab. Es ist immer kalt in der Morgendämmerung.“

Mit einigem Widerwillen gehorchte Gabriele, aber es kam kein Schlaf in ihre Augen und sie plauderte leise mit Erika, bis das Boot bei Sonnenaufgang an der bestimmten Scheere anlangte.

Zwölftes Kapitel.

Sieh auf dem Berge dort den Jäger.
Hoch und schlank wie eine Tanne.
Sätherberg.

Warum, Du armer Bruder, diesen Ruf?
Willst Du an längst Vergangenes erinnern?
Wenström.

„Jetzt gilt es, mäuschenstill zu sein,“ sagte Haraldson zu Erika und Gabriele, die sich bereit machten, das Ufer mit ihm zu besteigen. „Komm her, mein Engel, ich will Dich an der Hand führen; es ist nach dem Nachtthau schlüpfrig hier auf der Klippe.“

„O Papa, ich halte mich schon aufrecht. Ich klettere Dir so flink, wie eine Ziege. Geh Du nur voraus.“

„Nun so bleib nur hinter mir, aber ganz stille. Plappere nicht und schreie nur nicht, wenn Du ausgleiten solltest.“ Nach diesen Ermahnungen nahm Haraldson seine Büchse in die Hand und führte das Trüppchen.

„O Gott, wie angenehm das ist,“ flüsterte Gabriele und kniff Anton in den Arm. „Ach wenn wir doch recht viele Seehunde schössen.“ Ein Blick von Erika erinnerte das lebhafte Mädchen an die Ermahnung des Vaters. Da sie nicht sprechen durfte, so hüpfte sie jetzt wenigstens herum, aber so leicht, daß ihre Füße kaum die Steine berührten.

Bald stand die stille Gesellschaft so hoch auf den Klippenspitzen, daß man auf die andere Seite hinabsehen konnte. Nur mit mühsamer Anstrengung enthielt sich Gabriele eines Freudenschreies, als sie auf einer Felsenspitze dicht am Meer einen gewaltigen Seehund erblickte, der sich gemächlich hin und her wälzte und die ersten Sonnenstrahlen recht eigentlich zu genießen schien.

„Ein guter Fang!“ flüsterte Haraldson mit vergnügtem Gesichte und winkte Gabriele, sich ja recht stille zu halten. Hierauf nahm er sogleich, zwar langsam, aber sicher, das Gewehr herauf und wollte eben anlegen, als zu seinem unbeschreiblichen Aerger ganz unerwartet von einem Felsen unter dem Hügel her ein Schuß fiel.

„Gott verdamm' mich, der hat getroffen!“ rief Haraldson in seinem gewöhnlichen rohen Tone. „Das habe ich jetzt von eurem verrückten Geschwätze heute Nacht. Habe ich's nicht gleich gesagt, es bringe Unglück, von solchen Dingen zu reden. Jetzt ist für heute an keinen Fang mehr zu denken.“

Während Haraldson auf diese Art seinem Verdrusse Luft machte, stürzte ein hochgewachsener, schlanker Jüngling aus seinem

Versteck hervor und sprang, leicht wie ein Rehbock, über die rauhen Klippen auf das Thier zu, aus dessen einer Seite ein Blutstrom hervorbrach. Der Seehund, der in der Todesangst seinen Feind nahen sah, wälzte sich schnell über die Klippe hinab in's Meer. Ehe jedoch das Thier unter dem Wasser verschwand, hatte der junge Fremdling die Klippe erreicht und warf ihm mit kraftvollem Arm eine kleine Harpune in die Seite. Hierauf ließ er es untertauchen, aber das kurze Seil an der Harpune war bald abgewunden und nun begann ein gewaltiger Kampf. Der rasche Jäger schien keineswegs geneigt, seine Beute fahren zu lassen. Er hielt sich mit der einen Hand an einer Felsspalte fest und so dauerte das Spiel eine gute Weile. Endlich jedoch mußte er den Felsen loslassen, da nahm er auf einmal einen gewaltigen Ansatz, warf sich in's Meer und verschwand plötzlich vor den Augen der erstaunten Zuschauer.

„Das muß der Necke selbst sein," sagte Gabriele, die bisher vor inniger Theilnahme die Sprache verloren hatte. „Aber was meinst Du, Papa? Wenn es ein Seehundsjäger ist, so muß er gewiß ertrinken — und das wäre entsetzlich."

Haraldson war zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, um antworten zu können; Erika aber erinnerte das Mädchen daran, daß der Necke sich blos in Flüssen und Strömen, nicht aber im Meere aufhalte, somit könne der junge Jäger Niemand anders sein, als irgend ein kühner Strandbewohner aus der Umgegend.

„Ach wenn er doch nur wieder zum Vorschein kommt!" rief Gabriele ungeduldig. „Papa, kannst Du dem geschickten Schützen nicht helfen? Wir könnten ja das Boot nehmen und ihm entgegen fahren."

„Gib Dich zufrieden, mein Kind . . . es steht nicht so schlimm," sagte Haraldson und deutete mit der Hand auf's Meer; „siehst Du nicht, daß der verdammte Bursche schon wieder über dem Wasser ist?"

Dies war wirklich der Fall; allein bald verschwand der

kühne Schütze auf's Neue und tauchte mehrere Male hinter einander bald wieder auf, bald nieder. Endlich sahen sie ihn langsam und mit großer Anstrengung dem Ufer zuschwimmen. Hier glücklich angelangt, schwang er sich auf die Klippe und zog seinen nunmehr todten Gegner vorsichtig nach.

„Bravo, mein Junge," rief Haraldson, der trotz seines Aergers über die ihm entgangene Beute ein zu alter Jäger war, um sich nicht auf's Lebhafteste für den ganzen Auftritt zu interessiren. „Aber hol' mich der Teufel," fügte er mit einer gewissen Ueberlegenheit hinzu: „entweder ist Deine Hand nicht ganz fest, oder taugt Dein Gewehr nicht viel, denn man kann nie sicher auf die Bestien rechnen, wenn man sie nicht in den Kopf schießt."

„Da der Hund hier vor Ihren Augen liegt, so widerlegt sich dadurch Ihre Behauptung, daß ich seiner nicht sicher gewesen sei, wohl von selbst," sagte der Jüngling lächelnd und schlug sich die Arme um den Leib, so daß das Wasser weit um sich spritzte. „Hätte ich das gewollt, so hätte ich ihn auf der Stelle todtschießen können, dann wäre ich aber um das schönste Vergnügen gekommen, mich von ihm im Wasser herumziehen zu lassen. Es kühlt so köstlich, wenn die Wogen einem um den Kopf zusammen schlagen. Wäre er mir überlegen gewesen und hätte mich tiefer hinabgezogen, als ich selbst wünschte, so hätte ich ja nur das Seil loslassen dürfen. Das ist mir jedoch noch nie passirt. Uebrigens kann ich Sie auch Etwas lehren, das Sie vielleicht noch nicht wissen, daß nämlich der Thran nie so klar und fein wird, als wenn sich das Thier das Blut selbst aus dem Leibe arbeitet."

Jetzt sah sich der kühne, unbefangene Jüngling ein wenig in der Gesellschaft um und seine Augen hefteten sich mit einem freien fröhlichen Ausdruck auf die schöne Gabriele, die mit großer Verwunderung zugehört hatte, wie er seine Weisheit auskramte.

„Du bist ein kluger Junge," sagte Haraldson. „Wer hat Dich das Schießen gelehrt?"

„Ich habe es größtentheils von selbst gelernt, habe indeß auch die Anweisung nicht verschmäht, die mir Onkel Pehr, der alte Lieutenant, gab, der seiner Zeit auch manchen Seehund geschossen hat. Auch mein Vater war ein guter Schütze; es würde ihn gewiß gefreut haben, zu sehen, daß ich mich zu diesem Geschäfte anlasse."

Erika, in deren ahnendem Gemüth bereits die Vermuthung entstanden war daß sie hier den Sohn des unglücklichen Küstenaufsehers vor sich habe, zweifelte beim Namen des alten Lieutenants nicht mehr. Haraldson anzusehen wagte sie nicht, sondern wandte sich von ihm ab mit einer Furcht, die jeder Augenblick steigerte. Endlich richtete sie ihre Blicke auf Anton, dessen Aufmerksamkeit noch nicht rege geworden war und dachte bereits an die Möglichkeit, der Gefahr zu entgehen, als Gabriele schnell fragte: „Ist denn Dein Vater todt, daß er nicht mehr sehen kann, was für ein tüchtiger Schütze Du bist?"

„Ja," antwortete Arve betrübt. „Er ist gestorben, aber nur Gott weiß, wo seine Gebeine ruhen. Im Herbst werden es fünf Jahre, daß er mit der Zolljacht und seinen Bootsleuten verschwunden ist."

Ein dumpfer unartikulirter Ton von Antons Lippen lockte die Aufmerksamkeit Aller auf ihn.

„Das ist seine Gewohnheit, der arme Bursche ist im Kopfe nicht ganz recht," sagte Haraldson mit einer so eisigen Ruhe zu seinem neuen Bekannten, daß Erika beinahe das Blut in den Adern erstarrte.

„Wie stehts mit Dir, Bursche?" wandte er sich rauh dem bleichen entstellten Sohne zu und zog ihn schnell mit sich die Klippe hinab nach dem Boote. Anton sträubte sich dagegen. Der wilde Dämon war wieder in ihm wach geworden. „Laß mich los, laß mich los, ich will so still sein, wie die Paternoster-

scheeren," knirschte er zwischen den Zähnen. „Laß mich los, reiß mich nicht so entsetzlich! Mein Kopf . . . au, au . . . es wird wieder finster!" Eine wohlthätige Ohnmacht setzte den Leiden des schwachen Jünglings auf einen Augenblick ein Ende.

Haraldson trug ihn auf seinen noch muskelstarken Armen nach dem kleinen Segelzelte, hatte aber noch Nichts zu seiner Wiederbelebung anstellen können, als Erika kam und ihn mit einem durchbohrenden Blick ermahnte, sich zu mäßigen.

Der alte Schelm von Tistelön fürchtete seine Schwiegertochter; er besorgte, Birger möchte ihr die Unthat anvertraut haben, und bei diesem Gedanken überlief ihn auf einmal ein kalter Schauder; indeß tröstete er sich mit der Hoffnung, daß eine Frau nie so rasend sein werde, ihren eigenen Mann zu verrathen, so schauderhaft auch sein Verbrechen sein möge.

„Geben Sie mir die Weinflasche," sagte Erika. „Die Geisteserschütterung war zu stark für die Kräfte des armen Jungen, doch soll ihm wenigstens Nichts an leiblicher Pflege abgehen."

„Ich halte es für's Beste, ihm das Maul tüchtig zu stopfen," antwortete der rohe Mann, gehorchte aber gleichwohl, da er den Ausdruck in Erika's Augen nicht zu ertragen vermochte.

Inzwischen unterhielt sich Arve mit Gabriele. Er war entzückt, ein so hübsches und fein gekleidetes Mädchen zu treffen, und wunderte sich nicht lange über ihren schönen Beinamen, den sie in der ganzen Gegend hatte. Er erfuhr nämlich durch seine mittheilsame Gesellschafterin, daß er mit den Bewohnern von Tistelön Bekanntschaft gemacht habe.

„Wenn ich das nächste Mal auf die Seehundsjagd fahre, will ich eure Insel auch besuchen," sagte er. „Ihr habt ein schönes Haus, man sieht es weit herum."

„O ja, es ist sehr schön," erwiederte Gabriele. „Aber es ist dennoch recht einsam, denn nur selten langen Reisende bei uns an. Ich stelle mich oft auf den höchsten Felsen hinauf und

nicke allen vorüberfahrenden Schiffen und Booten zu. Es ist mir immer, als wartete ich auf Jemand."

„Das kann Niemand anders sein, als ich," scherzte Arve. „Aber Du sollst nicht mehr lange warten."

„Es wird mich freuen. Ich will Dir dann auch mein Stübchen zeigen, das in dem kleinen Giebelbau ist. Hast Du schon meine grünen Vorhänge gesehen, wie Du vorübergefahren bist? So schöne Vorhänge haben sie nicht einmal in Marstrand. Ich habe sie vom Papa bekommen; es ist reiner Seidenzeug und so dick wie Seehundsfell."

„Ja, ja, Dein Vater hat allerhand zusammengebracht," sagte Arve mit einem etwas verächtlichen Tone, den Gabriele indeß nicht bemerkte. Er hatte viel von dem alten Wrackplünderer auf Tistelön gehört, bemerkte indeß Nichts weiter darüber, denn sein natürliches Zartgefühl und gutes Herz verbot ihm, die Unschuldige deßwegen leiden zu lassen.

„Ja, wir haben eine ganze Menge kostbare Sachen," fuhr Gabriele vergnügt fort, „Du wirst es schon sehen. Doch kann uns alles das keine Freude machen," fügte sie mit einem unruhigen Blick auf das Boot hinzu, „wenn Anton nicht wieder gesund wird. Wenn er betrübt oder krank ist, dann kann ich auch nicht fröhlich sein."

„Ist er wirklich geisteskrank, der arme Junge?"

„Ja, Papa sagt es; aber ich glaube, daß er so klug ist, wie jeder Andere und manchmal noch weit klüger. Blos, wenn er gereizt wird, oder einen schnellen Anfall bekommt, bricht seine Krankheit aus. Aber das geschieht sehr selten und ich kann mich des letzten Males kaum mehr erinnern."

„Es thut mir herzlich leid um ihn," sagte Arve theilnehmend, „übrigens kam es mir vor, als ob Dein Vater den armen Schelm sehr hart angelassen hätte."

„Das ist seine Art so," antwortete Gabriele erröthend über diese Bemerkung, fügte indeß, um sie wieder gut zu machen und

befangen durch das ihr selbst kaum begreifliche Gefühl, ihren Vater rechtfertigen zu wollen, hinzu: „Die Leute sagen, eine solche Krankheit, wie Antons, erfordere mitunter eine strenge Behandlung, sonst könne sie noch schlimmer werden."

„Was für ein allerliebstes, gutes Mädchen!" dachte Arve und betrachtete sie mit unbeschreiblich freundlichen Blicken.

„Könntest Du nicht gleich mit uns gehen?" fragte Gabriele, die ihr Mäulchen nicht lange ruhig halten konnte.

„Nein, so gern ich auch möchte: denn siehst Du, ich bin schon vorgestern von Hause weggefahren und weiß, daß meine Mutter und der Lieutenant bereits auf den Boden hinaufgegangen sind, um nach mir zu sehen: und so weit es mir möglich ist, möchte ich meine Mutter um keine Freude bringen."

„Das ist ein sehr schöner Vorsatz," fiel Erika ein, die jetzt mit einem kleinen Korb am Arme zurückkehrte. „Dürften wir Ihnen vielleicht ein kleines Frühstück anbieten? Nach Ihrer Morgenarbeit wird es Ihnen wohl schmecken. Der Vater muß bei unserem armen Kranken unten im Boote bleiben."

Arve nahm die freundliche Einladung mit sichtbarem Vergnügen an und bald war die flache Seite des Felsens mit Erika's besten Vorräthen bedeckt. Arve rollte drei große Steine herbei, die als Stühle dienten, und so von der Morgensonne beglänzt, den blauen Himmel als Dach, den rauhen Felsrücken als Fußboden und das weite Meer rings um sich her, saß die kleine Gruppe höchst romantisch da und nahm ihr Frühstück ein.

In Arve's und Gabrielens Herzen, wo keine bittere Erinnerungen den reinen Genuß eines schönen Morgens und fröhlichen Zusammenseins störten, war Alles Freude, Friede und Leben. Bei Erika dagegen lächelte nur das Auge und nur auf der Oberfläche ihres sich stets gleichen Wesens lag Ruhe: in ihrem Innern war sie heftiger aufgeregt, als seit vielen Jahren, und die freundlichen Geschäfte der Gastfreundschaft gegen den Sohn des verrätherisch Gemordeten, waren für sie mit einer solch nie=

verdrückenden bittern Qual verbunden, daß nur die Nothwendigkeit, dem Jüngling gegenüber die vollkommenste Ruhe zu beweisen, sie aufrecht zu erhalten vermochte. Aber bei Erika stand, wie bei allen Mitwissern eines Verbrechens, stets die Furcht auf der Wacht; sie dachte, wenn sie sich alle, ebenso schnell und auffallend, wie Haraldson und der kranke Anton von dem jungen Schützen zurück zögen, so könnte er leicht Verdacht schöpfen, und dieser dürfte, einmal geweckt, möglicherweise weit führen.

Als das Frühstück vorüber war, glaubte Erika lange genug auf der Folter gelegen zu haben und erinnerte daher Gabriele an baldige Rückkehr ins Boot.

Es kostete unsere junge Heldin nicht wenig, die neue Bekanntschaft so schnell wieder abzubrechen; aber Erika's Blick mahnte zur Eile, und nachdem Arve's Anerbieten, sie ans Boot zu geleiten, abgelehnt worden war, nahm die kleine Gesellschaft Abschied. Arve warf seine Beute auf die Schulter und begab sich auf die andere Seite des Inselchens, wo er sein Fahrzeug hatte. Als Gabriele sich noch einmal umwandte, um nach ihm zu sehen, war er auf einer der höchsten Klippen stehen geblieben und schwang von da zum letzten Abschied seine Seehundsmütze über dem Kopfe.

Als Gabriele wieder über den Steg getrippelt war, der zu ihres Vaters Boot führte, fand sie dort eine bedeutende Veränderung. Haraldson war erzürnt, Anton saß zusammengekauert, ohne aufzublicken, in einem Winkel, und mit der Lust und Freude war es offenbar aus. Mißvergnügt blickte sie um sich. Wohin fahren wir jetzt?" fragte sie und zupfte den Vater, der auf ihre Worte nicht achtete, am Rockärmel.

„Nach Hause," antwortete Haraldson mit einer Stimme, an die sein verzogener Liebling durchaus nicht gewöhnt war. Indeß war Gabrielens Muth nicht so leicht niedergebeugt; sie ließ sich nicht so abspeisen, sondern fragte, warum man denn

schon nach Hause fahre, da man ja noch keinen Seehund geschossen und erst einen einzigen Holm besucht habe.

„Es ist genug für heute — ein ander Mal fahre ich allein auf die Jagd. Wenn man Weibsleute und aberwitzige Menschen bei sich hat, geht es immer verkehrt. Ich habe ja gleich beim Abfahren gesagt, ihr solltet nicht von solchen Sachen plappern, worüber kluge Leute immer schweigen.“

Als Gabriele merkte, daß es mit der Heimreise ernst war, weinte sie vor Verdruß über das große Unglück, sich um das Vergnügen eines ganzen Tages betrogen zu sehen. Der kindische Sinn nahm sich sein Recht, indeß faßte sie sich doch bald wieder und sagte etwas verdrießlich: „Dann will ich wieder fahren, wenn Arve Arnman mit seinem Boote kommt — und das geschieht recht bald.“

„Was? Will der Schlingel nach Tistelön kommen?“ brummte Haraldson, und warf in der Meinung, Erika habe ihn eingeladen, dieser einen Blick zu, der jedes andere Weib erschreckt haben würde. Erika aber antwortete mit vieler Würde: „Wenn er kommt, wovon ich zwar Nichts gehört habe, so wird man ihm höflich begegnen, wie jedem andern Gaste, den ich in der Abwesenheit meines Mannes empfange.“

Haraldson schwieg, zitterte aber am ganzen Leibe vor Zorn, weil er seiner Schwiegertochter nicht so zu imponiren vermochte, wie er es wünschte.

Inzwischen hatte er sich diesmal ohne Noth geärgert, Tage, Wochen, Monate kamen und gingen, und vergebens stand Gabriele auf der höchsten Spitze der Insel und blickte nach dem jungen Seehundsjäger; er erschien nicht — und als sie sich wieder trafen, da hatte sich gar Vieles verändert.

Dreizehntes Kapitel.

Irrende weise zurecht, denn der gute, der himmlische Hirte
Trug das verlorne Lamm auf dem Arme wieder zur Mutter.
Dies ist die Frucht ja der Lieb', an den Früchten erkennst Du dieselbe.

Tegnér.

„Wenn der Wind ungünstig ist, muß man laviren, pflegte Dein seliger Vater zu sagen. — Bedenke das wohl, mein Sohn. In fremder Leute Hause müssen fremder Leute Kinder sich nicht als heimisch betrachten. Der Zollverwalter ist gewiß ein ganz herrlicher vortrefflicher Mann, aber Du bist bei ihm doch nicht unter den Deinigen: die Stadt ist nicht das kleine Fischerdorf. Du mußt viel ertragen lernen und nicht vergessen, daß Du der Verträglichkeit anderer Leute wohl bedarfst. Noch einmal: wenn der Wind ungünstig ist, mußt Du laviren."

„Ja, das ist ein gutes Sprichwort," antwortete Arve, und drückte freundlich die Hand, welche die seinige umschloß. „Ich will es mir auch zur Richtschnur nehmen und nicht gleich beim ersten Stoß den Muth verlieren. Das Schlimmste bleibt immer der Abschied von Hause. Ich bin gewiß nicht übertrieben weich, aber ich glaube doch, daß nicht viele Jungen, die in die Welt hinausgehen, von einer so zärtlichen Mutter Abschied nehmen, wie Du für mich bist."

In Arve's Stimme lag eine Rührung, welche die alte Frau Arnman für alle ihre Sorgen und Bekümmernisse um ihren einzigen Sohn reichlich belohnte. „Der Herr ist in den Schwachen mächtig," sagte sie andächtig. „Wenn ich die Trennung ertragen kann, Arve, so muß es Dir noch leichter werden. Du bist ein Mann und hast ein gutes Vorbild an Deinem Vater."

„Das ist wahr, und mit Gottes Hülfe werde ich auch nicht aus der Art schlagen. Aber die ganze Sache ist mir noch so neu, daß ich mich noch nicht recht habe sammeln können. Als

ich nach Hause kam, dachte ich an keine andere Reise, als für einen der nächsten Tage auf eine Fahrt nach Tistelön; denn die Rose die dort wächst, ist prächtiger, als alle Deine Balsaminen, Mutter. Ich hätte nie geglaubt, daß es ein so allerliebstes kleines Mädchen geben könne, wie diese liebe Gabriele."

„Kommst Du mir schon wieder mit ihr," versetzte Frau Katharina mit ziemlich unverstelltem Mißvergnügen. „Ich begreife nicht, wie Du an solche Lappalien denken kannst, wenn Dir so große Dinge bevorstehen, wie eine Reise in die weite Welt hinaus."

„In die weite Welt hinaus?" wiederholte Arve lächelnd; „in eine Zollstube hineinsitzen und abschreiben, ist offenbar keine so ungeheure Sache."

„Ach, das verstehst Du nicht. Mit dem Dasitzen und Schreiben wird es wohl bald ein Ende nehmen. Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden. Ich habe es Dir schon einmal gesagt, daß ein ehrlicher Mann nirgends mehr Gelegenheit hat, sich Feinde zu verschaffen, als beim Zollamte, sei es nun zu Wasser oder zu Land, denn er muß stets gegen den Vortheil der Leute handeln. Warte nur, der liebe Gott wird Dich gewiß die Zeit erleben lassen, wo Du an meine Worte denkst."

„Wenn es meine Dienstpflicht ist, die Leute vor den Kopf zu stoßen, so frage ich nicht viel darnach, ob sie meine Feinde oder Freunde werden. Ich gehe gerade aus und weiche weder rechts noch links ab. Nichts soll mir die Augen zudrücken, wenn ich sie offen erhalten muß."

„So dachte Dein Vater selig auch, aber ich weiß doch einen Fall . . . Frau Katharina hielt mitten im Satze ein. Sie war eine bedachtsame Frau und überlegte einen Augenblick, ob sie dem Sohne wohl eine Schwachheit seines Vaters gestehen dürfe; wenn dies nun aber von Nutzen wäre — wenn es dem jungen Arve zeigte, daß Großsprecherei keine Kunst ist für einen, der noch nie in Versuchung gerathen, dann würde der selige Alte es ihr

gewiß nicht verdenken — und deßwegen nahm Frau Katharina mit einem gewissen feierlichen Ernst ihre Rede wieder auf. „Ja, mein Kind" sagte sie, „ich weiß einen Fall, wo Dein Vater ein Auge zudrückte und die rechte Hand nicht wissen ließ, was die linke that. Niemand braucht große Worte zu machen und auf seine eigene Stärke zu pochen. Inzwischen gibt es, Gott sei Dank, ein Gefühl, das, wenn man sich von ihm leiten läßt, einen Fehltritt in Segen verwandelt."

„Und welches?" fragte Arve verwundert.

„Das der Menschlichkeit, mein lieber Sohn. Du wirst wohl glauben, daß wenn irgend Etwas Deinen Vater seiner Pflicht ungetreu zu machen vermochte, nur dieses Gefühl allein es sein konnte."

Arve schien nicht ganz zufrieden, aber er war von jeher gewohnt, die Handlungen seines Vaters mit der tiefsten Ehrfurcht zu betrachten und wagte es daher nicht, mit seinen Gedanken hervorzurücken. Frau Katharina war aber scharfsinnig genug, um diese zu durchschauen. „Glaube mir, mein Sohn, der Uebermuth der Jugend wird von der Erfahrung zu Boden geschlagen," sagte sie ernst, und erhob strafend ihren Finger gegen den Zweifler.

„Ist es denn Uebermuth, zu glauben, daß Nichts mich vermögen kann, von meiner Pflicht abzuweichen?" fragte Arve, dem vorwurfsvollen Blick seiner Mutter ausweichend.

„Ja, das ist es und recht sündlicher Uebermuth. Dein seliger Vater hatte noch ein Sprichwort, das mir eben einfällt, und Du kannst Dich auch darnach richten: wirf keine Steinchen nach dem lieben Herrgott, denn er wirft große Steine zurück. Ja, ja, mein lieber Arve, merke Dir das wohl und wage nie, mit einem Gedanken daran zu zweifeln, daß Dein Vater stets auf dem rechten Wege gewandelt ist. Nur einmal, ein einziges Mal in seinem ganzen Leben ist er von seiner Dienstpflicht abgewichen, aber ich hoffe, daß es Gott ihm im Guten anrechnen wird."

„So sag mir doch, was es war. Vielleicht finde ich, daß ich auch nicht anders hätte handeln können."

„Jetzt sprichst Du, wie es sich gehört, mein Kind, so ist es recht. Rühme Dich niemals Deiner Kräfte, bevor Du geprüft hast, wie weit sie reichen. Es ist klüger zu handeln, als zu sprechen; und um Dir zu zeigen, daß auch der Eifrigste fehlen kann, will ich Dir erzählen, wie Dein seliger Vater damals in die Klemme gerieth."

Und Frau Katharina nahm eine Prise, setzte sich in des Vaters Lehnstuhl und erzählte:

„Ja, siehst Du, zu der Zeit, als wir unsere Station in H. hatten (die alte Arnman sprach von sich und ihrem Alten gewöhnlich im Pluralis), lebte dort ein Kaufmann, Namens Carlmark. Der arme Mann hatte Bankrott gemacht und sah sich durch die Strenge seiner Gläubiger in solches Elend versetzt, daß Weib und Kind beinahe Hunger starben. Für ihn selbst wäre es just nicht schade gewesen, denn er war ein liederlicher Geselle, ein Saufaus, der in keiner Achtung stand; aber seine Frau und seine Kinder, es schneidet mir noch jetzt in das Herz, wenn ich daran denke, wie die bleiche zusammengefallene Carlmark manchmal zu uns kam, um entweder auf ihren Trauring oder auf die Pathengeschenke ihrer Kinder ein Paar Reichsthaler zu borgen. Und Gott sei Dank, wir sagten niemals Nein, ob wir gleich kein Pfand annahmen, und sie bezahlte immer ordentlich zurück, wenn ihr ein Stüber einging.

„Sie lebten ein Paar Jahre in so tiefer Armuth, daß kein Mensch begriff wie sie sich eigentlich durchschlugen. Aber mit der Zeit erbarmte sich Jemand, ich weiß nicht wer, und streckte ihnen ein kleines Capital vor, damit sie einen Kramhandel anfangen konnten. Carlmark, der durch Heimsuchungen aller Art nüchtern geworden war, schaffte sich nach und nach ein kleines Waarenlager an, und um den Zoll zu ersparen, legte er sich auf's Schmuggeln. An einem schönen Abend bekam der Vater Wind von der Sache,

und das Schlimmste war, daß er es von einem seiner Bootsleute erfuhr, somit nicht umhin konnte, drauf loszugehen; aber es grämte ihn dermaßen, daß er es sein sollte, der den armen Schluckern ihr einziges Bischen nehmen müsse, daß er die ganze Nacht im Zimmer auf und ab ging, ohne ein Auge zuzuthun. Morgens in aller Frühe kam Frau Carlmark und bat um einige Worte mit ihm. Wir boten ihr einen Stuhl, sie zitterte an allen Gliedern, so daß ihre Beine sie kaum tragen wollten; aber wie sie so da stand, in Thränen ausbrach und schluchzte: „„Ich weiß daß meines Mannes Vorhaben verrathen ist, aber, bester Herr Arnman, seien Sie barmherzig gegen mich und meine fünf Kleinen. Wird Beschlag darauf gelegt, so sind wir auf immer und rettunglos verloren. Die ganze Summe, die man uns geborgt hat, steckt in den Waaren.““

„Weiß Gott, was Arnman antwortete; nur so viel erinnere ich mich, daß er von seiner Pflicht sprach und der Nothwendigkeit für einen Beamten seiner Art, alle Gefühle zu unterdrücken, die nicht mit derselben übereinstimmen. Trostlos, halb von Sinnen verließ uns die unglückliche Carlmark. In der nächsten Nacht, oder mit Tagesanbruch, glaubte man, werden die Güter kommen und sie konnte ihren Mann nicht in Kenntniß setzen, da er bereits fort war, um sie in Empfang zu nehmen. Schwerfällig ging der Tag vorüber. Ich sah Arnmans Unruhe, wagte es aber nicht, ihn zu stören, oder für Frau Carlmark zu sprechen. Er sah mir wohl an, was ich dachte, und konnte er helfen, so wußte ich, daß er es von selbst that; war es ihm aber unmöglich, so half alles Sprechen Nichts. Gegen Abend segelte er ab und ging, wie er mir später erzählte, mit dem größten Eifer zu Werke. Aber er kam vom rechten Wege ab und wollte in Erfahrung gebracht haben, daß das Boot von einer andern Richtung her kommen müsse.

„Seine Leute wagten keine Einwendungen, denn sie kannten eine Strenge im Dienst zu gut, um im Mindesten Unrath zu

merken. Inzwischen glückte seine List, denn während die Zolljacht in der falschen Gegend auf der Lauer lag, schlüpfte das Boot mit den Schmuggelwaaren glücklich durch und mit erbittertem Gemüth und langen Nasen kamen am andern Morgen die Zollgardisten zurück. Sie murrten im Stillen, fürchteten aber Arnman zu sehr, um ihm zu sagen, daß sein Eigensinn sie um den Fang gebracht habe. Eine neue, weit größere Beute versöhnte inzwischen bald sowohl sie, als das Zollamt, und obgleich Arnman wirklich einen kleinen Verweis erhielt, so war er doch in seiner Seele vergnügt, hauptsächlich auch darüber, daß Carlmarks gar keine Ahnung davon hatten, wie sie seinem absichtlichen Uebersehen ihr Glück verdankten, denn Du kannst Dir wohl denken, daß er den wahren Verlauf der Sache keinem Menschen gestanden hat außer mir. Und was sagst Du jetzt, mein lieber Arve, willst Du vielleicht Deinen Vater tadeln?"

„Nein, Gott bewahre mich! aber ich will nur wünschen, daß ich nie in eine solche Lage komme, denn wie sich die Sache auch geben möchte, würde die Stimme des Mitleids immer den Kürzeren ziehen, und der Dienst mir über Alles gehen."

Frau Katharina erröthete. Sie gab nie zu, daß es eine Schwachheit, sondern meinte im Gegentheil, es sei ein großes Verdienst von dem seligen Arnman gewesen, dem Schmuggler um seiner Frau und vielen Kinder willen durchgeholfen zu haben, und daß Arve es wagte, eine andere Meinung aufzustellen, verdroß sie, denn er sollte Alles billigen, was sein Vater gethan.

Aber Arve hatte bereits angefangen, auf eigene Faust zu denken, und wenn er sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hatte, so ließ er sich nicht mehr so leicht davon abbringen. Der Dienst über Alles! war sein Ausspruch und dabei blieb er.

„Nun so gebe nur Gott, daß Du niemals so gequält wirst, wie Dein seliger Vater in der Nacht, ehe er Carlmark zu Leibe gehen wollte. Sollte es aber geschehen, so erinnere Dich dieser Stunde und Deines Hochmuths, der sich einbildet, Recht und Un-

recht besser zu verstehen, als Deine eigenen Eltern. Ich sage weiter Nichts, aber es ist mir, als sollten wir später noch einmal auf die Sache zu sprechen kommen."

„Das kann wohl sein, Mutter, ich bin noch jung und habe wenig von der Welt gesehen. Aber das glaube ich gewiß, daß ich mich, wenn ich einmal unter königlicher Flagge segle, durch Nichts bestimmen lassen werde, nach Norden zu fahren, wenn ich nach Süden fahren sollte, und umgekehrt. Aber werde nur nicht böse, Mutter. Ich werde auf der andern Seite auch nie niedrige Kunstgriffe brauchen, um jemand zu schaden, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Ja, das weiß ich wohl," antwortete sie vertrauensvoll. „Du hast Ehre im Leibe und das Herz auf dem rechten Flecke sitzen, Du bist meines Alters Krone und Freude. Aber eben deßhalb fürchte ich, daß Du im Eifer zu weit gehen könntest."

Der Eintritt des alten Askenberg führte das Gespräch auf seinen Ausgangspunkt, nämlich auf Arve's Reise und Aufenthalt im Hause des Zollverwalters zurück.

„Es kann gut gehen, es kann aber auch schlimm gehen," meinte der Lieutenant. „Sei nicht zu widerspenstig, aber laß Dir von der Frau nicht das Halfter über den Hals werfen, denn das taugt nichts für einen Mann. Ich erinnere mich recht gut, gehört zu haben, daß die Frau Zollverwalterin gerne den Commandostab im Hause führe und es im Brauche habe, in ihren Privatangelegenheiten den einen Schreiber da-, den andern dorthin zu schicken. Zuweilen, wenn sie auf den Einfall kommt, sogenannte neue Einrichtungen zu treffen und das Haus von Oben bis Unten umzukehren, müssen sich die jungen Herren hübsch ordentlich aufpflanzen und zu allerlei Dienstleistungen heranlassen. Aber das ist nicht mein Liqueur. Besorge Du Deine Geschäfte den Tag über, mein Junge, und suche Dir Abends eine vernünftige Zerstreuung. Ist diese im Hause in angenehmem Umgange zu haben, dann gut; im andern Falle aber gehe aus und tummle

Dich, oder bleibe auf Deinem Zimmer und lies zu Deinem Vergnügen irgend ein gutes Buch. Vor Allem meide schlechte Gesellschaft, Personen von zweideutigem Charakter, und fliehe, wie die Pest, alle Geschäfte im Hause, welche das Gesinde, oder was noch schlimmer wäre, fremde Leute veranlassen könnten, Dich für einen Bedienten anzusehen."

„Um Gottes willen, Herr Bruder," rief die alte Arnman ungeduldig, „Sie pflanzen ja dem Jungen den reinsten Hochmuth ein. Die Welt und ihre Eitelkeiten bieten Verlockungen genug dazu dar, ohne daß Sie, Herr Bruder, als ein kluger und erfahrener Mann ihm den Weg dazu vorzeichnen sollten."

„Nein, Frau Schwester, ich ermahne ihn gewiß nicht zu so etwas Sündhaftem und Thörichtem, als Hochmuth ist. Es handelt sich hier nur um eine gewisse Achtung, die Jeder sich selbst schuldig ist und die er durch sein Benehmen Andern einzuflößen wissen muß. Unter Seinesgleichen kann man gefällig und dienstfertig sein, sogar noch mehr, als ein Diener, aber Arve kommt jetzt in eine neue Lage, und da besteht die ganze Kunst, ich meine, die Hauptsache darin, daß er sich nicht zu viel, noch zu wenig demüthigt. Kurz und gut, ein junger Mensch in solchen Umständen, der zunächst vom guten Willen anderer Leute abhängt, soll dies allerdings niemals aus dem Auge setzen; aber in seinem Wesen, Frau Schwester, soll er sich nicht als eine feige Memme zeigen, die zu jedem Wort des Principals oder noch schlimmer der Principalin Ja und gehorsamer Diener sagt. So unbedeutend seine Stellung sein mag, so soll er sich gleichwohl auf eine Art benehmen, welche die Leute, mit denen er lebt, überzeugen muß, daß auch er seinen Werth hat, und sich zum Diener des Staates, nicht aber des Hauses heranbilden will."

„Gott verzeihe Ihnen, Herr Bruder, daß Sie so sprechen! Arve's Nacken ist schon von Natur steif genug. Jetzt wird er vollends nicht mehr wissen, auf welches Bein er sich stellen soll,

und statt ihn, wie ich, zur Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Demuth zu ermahnen, wird er mit Ihren Lehren in der Tasche aller Orten anstoßen und auf seine eigene Klugheit stolz sein, bis er zu spät bereuen wird, nicht an das alte Sprichwort gedacht zu haben, daß Niemand ein guter Herr wird, der nicht zuvor ein guter Knecht gewesen ist."

„Sie nehmen auch Alles so buchstäblich, Frau Schwester. Ich bin überzeugt, daß der Junge den wahren Sinn meiner Rathschläge besser aufgefaßt hat. Wer kann ihm mehr, als ich, Glück und Gottes Segen zu seinem Vorhaben wünschen, und wie könnte es mir einfallen, ihm den Samen zu bösen Früchten einpflanzen zu wollen? Nein, meine liebe Frau Schwester! Jetzt, wie schon manchmal vorher, können wir in den Wendungen der Worte von einander abweichen, aber im Grunde wollen wir doch eines und dasselbe: das Beste des Jungen, sein Gedeihen in Tugend und Weisheit. Lassen Sie uns deßhalb am letzten Abend, den er zu Hause zubringt, nicht streiten. Seine künftige Aufführung wird deutlich genug beweisen, daß er sowohl Ihre als meine Lehren in sein Herz geschrieben hat."

„Ja, das habe ich," fiel Arve in gerührtem, herzlichem Tone ein, „ich trage sie auf beiden Seiten meines Herzens, wie ich auf beiden Seiten meiner Schreibtafel den Reisewechsel meiner guten Mutter und meines lieben Oheims aufbewahrt habe. Aber lasset uns jetzt nicht ängstlich sein," fügte er mit froherem Muthe hinzu, „es geht gewiß gut. Ich will euch ehrlich Alles berichten, was mir zustößt und Du wirst sehen, Mutter, daß der liebe Gott Alles zum Besten lenkt. Hätte ich nur meine schöne Rose noch einmal zu sehen bekommen — sie folgt mir überall, wo ich gehe und stehe."

„Du kommst gerade zur rechten Zeit fort," sagte Frau Katharina und warf einen Blick auf den Lieutenant, „ich weiß nicht, welchen Abscheu ich gegen diese Haraldsons habe, aber ich kann sie für meine Sünden nicht ausstehen. Wäre dieses Pack

nicht gewesen, Gott verzeih mir, ich sollte mich nicht so hart ausdrücken — so lebte der selige Arnman vielleicht heute noch. Auf sie hatte er es abgesehen . . ." Frau Katharina hielt ein und bemühte sich, hervorbrechende Thränen zurückzuhalten. Sie wollte ihren lieben Arve nicht betrüben, deßhalb brach sie ab und ging, wie gewöhnlich, wenn sie einer Beruhigung bedurfte, ans Fenster, um sich mit ihren alten Vertrauten, den Balsaminen, zu beschäftigen.

„Wir wollen noch ein wenig an den Strand hinabgehen," sagte Lieutenant Pehr, „die Grütze schmeckt dann nur um so besser." Arve lächelte über die Feinheit des Alten, aber der Vorschlag war klug, denn als sie zurückkamen, stand Alles wieder gut. Es kam zu keinem Zwist mehr diesen Abend; Alles war Friede, Einigkeit und Liebe.

Am andern Morgen reiste Arve ab.

Vierzehntes Kapitel.

Der hat sich im Streite wohl befunden,
Der auf Gott vertraut und seine Macht.
Bete, liebe — und in Prüfungsstunden
Findest Du der Gnade Siegeskraft.

Böttiger.

In dem neuen Hause auf Tistelön befand sich ein kleines Eckzimmer, und seine Fenster waren kaum eine Elle von dem Felsen entfernt, an dessen Fuße die Wohnung lag. Dieses Stübchen war Erika's Lieblingsplatz. Dort saß sie manche Stunden allein und blickte auf die Felswand, die ihr wie eine Mauer zwischen sich und der übrigen Welt vorkam. Das Meer liebte

sie nicht, es rief düstere Erinnerungen hervor — aber die Klippen waren ihre Vertrauten: ihnen hatte sie manchmal die Schmerzen zugeflüstert, die sie nicht zu überwinden vermochte.

Erika's dunkles, kühles Stübchen hatte nur einen einzigen Schmuck: ein Gemälde von seltener Schönheit, die Kreuzigung Christi vorstellend. Deßhalb glich das Zimmer auch eher einer Kapelle, als einer Wohnstube und war der Ort, wohin Erika flüchtete, wenn sie das Bedürfniß fühlte, ihr Herz im Gebete auszusprechen oder durch wohlthuende Thränen ihr Gemüth wieder zu erfrischen und ihm neue Spannkraft zu geben. Aber es war noch ein anderer Genuß, der sie in das düstere Eckzimmer zog. Birger hatte ihr von seiner ersten Reise außer dem trostreichen Gemälde auch ein kleines Schreibpult mitgebracht, und in diesem verwahrte sie die Papierstreifen, auf welchen sie Jahr für Jahr besser ihre Gedanken und Gefühle ausdrücken lernte. Diese Blätter waren gleichsam Stücke ihrer eigenen Seele; auf ihnen suchte sie sich selbst über das eigenthümlich Schmerzliche des Bewußtseins gänzlicher Verlassenheit klar zu werden.

Vielleicht ist es der Mühe werth, einen Blick auf diese einfachen Betrachtungen einer Frau zu werfen, die auf der ganzen weiten Welt Niemand hatte, welchem sie sich erschließen konnte. Die Bildung, die sie in früher Jugend erhalten, war trotz der schmerzlichen Schicksale, von denen sie betroffen worden, durch das Licht des Verstandes zur Reife gediehen. Aber Erika besaß nicht bloß Verstand: sie hatte auch Gefühl und das Bewußtsein ihrer ausgestoßenen Lage. Und dieses Gefühl, dieses Bewußtsein wollte sich Luft schaffen.

Auf ein Blatt hatte Erika in einer einsamen Stunde mit einer Stecknadel das Wort Sehnsucht gestochen und darunter geschrieben:

„So weit meine Erinnerung zurückgeht, hat eine große Leere in meiner Seele gewohnt — das ist Sehnsucht. Ich habe mich gesehnt, sehne mich noch und werde mich beständig sehnen

nach dem Ziel, das ich nie erreiche: der Umarmung einer Mutter. Warum ward ich in die Welt hinausgestoßen, um hier zu kämpfen ohne alle Hoffnung, in die Heimath zurückkehren zu können? Ich habe nie eine Heimath gehabt; keine Mutter hat mich auf ihrem Schooße eingewiegt, kein Vater hat mich gesegnet. Einsam bin ich durchs Leben gegangen, einsam habe ich den Weg des Lichtes gesucht, einsam werde ich wieder dahingehen. Niemand fühlt, Niemand bekümmert sich darum, was die Mutterlose, die von der ganzen Welt Ausgestoßene gelitten hat; ihre Qualen gehören nur ihr allein. Oft komme ich mir selbst vor, wie ein Taubstummer, in dessen Brust etwas Reiches und Tiefes wohnt, das er aber Andern nicht mitzutheilen vermag. Manchmal ist es mir auch wunderbar lieblich zu Muthe, ja so schön, daß mir Thränen in die Augen treten; aber ich kann meine Gefühle nicht verbinden; sie erklingen, wie eine Glocke, die man von der Ferne sanft und feierlich tönen hört. Es ist Sehnsucht, Sehnsucht nach der Heimath, die ich hienieden nicht kennen gelernt — dort oben aber finden werde."

Auf ein anderes Blatt hatte sie das Wort Verhältnisse eingeritzt und ihre Betrachtungen darüber niedergeschrieben:

„Sie ist etwas ganz Eigenthümliches, diese Kette, welche die Menschen zusammenbindet und Verhältnisse zwischen ihnen schafft, die zu achten nachher eine Pflicht wird. Ich eines — — s Frau bete täglich zu Gott für ihn, den Jeder . . . . . . wenn man wüßte . . . . . Aber ich bin seine Frau, mein Leben ist ein langes seufzendes Gebet, daß der Reuevolle zu Gottes Thron zurückgeführt werden möge. Und erreiche ich dieses große Ziel — tröstende Engel flüstern oft in meinem bedrückten Herzen, daß es bereits erreicht sei — dann will ich nicht klagen, nicht murren, mich nicht grämen, daß ich so einsam in die Welt gestellt worden. Denn sicherlich hätte ich mich unter andern Verhältnissen nicht zur Sühnung einer fremden Schuld opfern wollen oder können. Es dünkt mich zuweilen, als sei mein Beruf auf Erden ein

großer, und ein tiefes Gefühl durchdringt mein Herz, wenn ich an die Verpflichtung denke, die ich auf mich genommen, unter diesen Menschen zu leben und das mutterlose Wesen zu erziehen, zu leiten und zum Guten zu führen. Gewiß kann nur Er, der in den Schwachen mächtig ist, mir Kraft geben, meine Bahn muthig fortzuwandeln und etwas für diejenigen auszurichten, unter die er mich gesetzt hat . . . . . ."

Heimsuchungen des Kummers.

„Wenn mir das Leben trübe und niederdrückend erscheint, habe ich meinen Trost in der Gewißheit, daß die Prüfung nothwendig ist."

„Wohl fühle ich, daß es mich glücklich machen würde, wenn mir Gott ein Wesen schenkte, welches mich mit dem süßen Namen Mutter begrüßte, wornach ich mich vergebens gesehnt habe. Dann wäre ich nicht mehr einsam: das stärkste und heiligste Band verbände mich mit einem andern Wesen — aber wäre das auch gut? Ich frage mich, könnte ich diesem Kinde das Glück bereiten, das ich ihm schenken möchte? Würde es nicht dereinst, wenn Zeit und Vernunft die glückliche Zeit der Unwissenheit der Kindheit beseitigt haben, erröthen und sich grämen über Diejenigen, die es nach dem Gebot der Natur verehren müßte? Und gäbe es wohl irgend eine Pein, welche sich mit der vergleichen ließe, wenn der Sohn seinen Vater verabscheut, vielleicht seinen Eltern das bittere Geschenk des Lebens vorwirft? Nein, lieber will ich auf immer einsam sein. Für einige Stunden, Monate, ja selbst Jahre der Glückseligkeit will ich es nicht wagen, den tiefsten und wirklichsten Schmerz einzutauschen. Gott ist gerecht — die Strafe bleibt nicht aus! Ich wage es nicht einmal, um das Glück zu beten, welches den höchsten Trost des Weibes ausmacht, das beste Ziel ihres Lebens bildet. Um Gabriele will ich all die Liebe schließen, die ich an mein eigenes Kind verschwenden würde. Ga-

briele ist auch mutterlos. Nicht vergebens hat Gott sie unter meinen Schutz gestellt."

Von dieser Art waren Erika's Betrachtungen. Sie waren ein Bedürfniß für ihr warmes Herz, das fortwährend von einer schmachtenden Sehnsucht ergriffen war, welche sie in Worten klar zu machen versuchte. Wenn sie aber ihr einsames Stübchen verließ und in das Wohnzimmer trat, zu ihrer Umgebung, welche ihren Geschäften nachging, da war sie die thätige, verständige und besorgte Hausmutter, die kein anderes Ziel, kein anderes Gefühl zu haben schien, als die Sorge für das Behagen der Ihrigen.

Nach der Zurückkunft von der verunglückten Seehundsjagd hatte sich Erika's Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den armen Anton gerichtet, bei welchem sich wieder schwache Anfälle seiner früheren Geistesverwirrung zeigten. Die Schwermuth, die ihn verzehrte, wurde immer tiefer und düsterer, und vergebens versuchten sowohl Erika, als die lebhafte Gabriele seine Aufmerksamkeit zu fesseln. „Laßt mich in Ruhe: mir ist am wohlsten hier," war seine beständige Antwort, wenn er auf einem Stein am niedrigsten Theile des Ufers sitzend und mit den Füßen die Oberfläche des Wassers berührend, sich damit unterhielt, Seegras auszuraufen, woraus er für Gabriele Kränze flocht.

„Aber ich will Dich nicht in Ruhe lassen," sagte Erika eines Abends, als sie ihn wieder bei seiner gewöhnlichen Beschäftigung traf. „Du könntest etwas Nützlicheres thun, Anton. Ist es nicht unrecht, wenn ein Mensch, der wirksam und sich selbst und andern nützlich sein könnte, sich einem Trübsinn überläßt, der sich recht wohl bekämpfen ließe? Du solltest, wie Birger Dir schon manchmal vorgeschlagen hat, ihn auf seinen Reisen begleiten: das würde Dir gut thun. Du hast ja noch gar nichts gesehen, als Tistelön."

„Ach ja, Erika," sagte er mit einem eigenen Ausdruck, „ich habe die Pasternosterscheeren gesehen und an diese erinnere ich mich noch recht gut."

„Sprich nicht von dem, was schon längst in Vergessenheit schlummert," bat Erika, ohne sich gleichwohl eines Schauers erwehren zu können. „Laß uns lieber von Deiner Zukunft sprechen, Anton. Was soll aus Dir werden?"

„Nichts anderes, als was ich bereits bin; ich sitze hier, flechte meine Kränze und angle zuweilen, aber nicht besonders gerne, denn ich fürchte immer, Menschenbeine herauszuziehen."

„Du sprichst beständig so unheimlich und räthselhaft; hartnäckig hältst Du Deine Gedanken auf Ereignisse gerichtet, die Du in Deiner Kindheit erlebtest. Aber ich versichere Dich, Anton, Du begehst eine schwere Sünde dadurch, daß Du Dich nicht aus diesem unnatürlichen Zustande herausarbeiten willst. Glaubst Du etwa, Gott habe Dir eine unsterbliche Seele gegeben, damit Du mit ihr verfahren dürfest, wie mit einem leblosen Dinge, das Du nach Belieben wegwerfen kannst? Du hast es einmal zu verantworten, wenn Du Dein Leben in Unthätigkeit vergeudest."

„Nein, das kommt nicht auf meine Rechnung," sagte Anton mit einem kraftvolleren Ausdruck in seiner Stimme, als man sonst bei ihm gewohnt war. „Ich bin überzeugt, Erika, daß diejenigen, die meinen Kopf in Unordnung gebracht haben, am Tage des Gerichts auch für das in mir zu Grund gegangene Pfund Rede stehen müssen."

„Gott helfe ihnen — sie haben auch sonst Schuld genug auf sich," antwortete das erschütterte Weib. „Aber das glaube ich, Anton, daß Du selbst für die Kräfte einstehen mußt, die Du hättest benützen können. Du warst noch ein Kind, als Deine Sinnesverwirrung eintrat, aber jetzt ist es blos Einbildung und Eigensinn von Dir, zu meinen, daß Du noch nicht frei davon seiest."

„Ich weiß am besten selbst, wie es in meinem Hirne aussieht, obgleich ich so klug, als irgend einer, sprechen kann, wenn es gerade nicht darin brennt, wie es manchmal der Fall ist. Aber sage mir, warum der Vater mich gegen meinen Willen ins Boot

schleppte, als der Schütze, dessen Du Dich erinnern wirst, den Seehund herauszog? That er es vielleicht blos zu seiner Kurzweil?"

„Du warst ja damals krank, Anton, das hast Du vergessen."

„Ach nein," antwortete er mit höhnischem Lächeln, das man oft an ihm bemerkte; „ich war nicht kränker, als jetzt, obgleich ihr so sagtet. Es waren die alten Geschichten, die mir im Kopfe spuckten. Aber Du kannst Nichts davon wissen, arme Erika, und Du bist glücklich in Deiner Unwissenheit. Daß ich es weiß," fügte er in gedämpfterem Tone und vorsichtig um sich blickend hinzu, „eben das macht mich sowohl unglücklich, als zum Narren, wie mich der Vater manchmal vor Deinen eigenen Ohren nennt."

„Vielleicht wäre es besser, Anton, wenn Du mir vertrautest, was Dir so schwer auf Deinem Herzen liegt," fuhr Erika fort. Sie wollte untersuchen, ob Antons Geistesschwäche einmal gefährlich werden könne, aber seine Antwort überzeugte sie, daß alle ihre Furcht überflüssig war.

„Du willst mein Geheimniß auslauern," sagte er strafend. „Versuche das nicht, Erika, es würde Dich unglücklich machen, viel unglücklicher, als Du bereits bist, und mich würde es gewiß den kleinen Rest meines Verstandes kosten, wenn ich Dir von jener Nacht erzählen müßte. Nein, kümmere Dich um Nichts! Laß den armen Anton in Ruhe! Lust und Freude sind ja doch auf immer für mich dahin. Aber da wir so im Vertrauen mit einander sprechen, so sage mir, ob Du glaubst, daß ein Mensch, der um ein großes Verbrechen weiß, ohne es anzuzeigen, auf Verzeihung rechnen darf. Hat nicht der Mitwisser eben so viel Verantwortung vor Gott, als die Verbrecher selbst?"

„Was sagst Du?" rief Erika, und ihr Inneres wurde von einem gewaltsamen Gefühle erschüttert. Der schwachsinnige Jüngling hatte sich einen Gegenstand vor Augen gesetzt und darüber nachgegrübelt, über welchen sie mit ihrer Vernunft schon längst

im Reinen war. Was sie Verdienst nannte, hieß bei ihm Sünde, und zum ersten Mal stieg in ihr die Frage auf, wer Recht oder Unrecht habe.

„Ich frage Dich nur," sagte Anton und sah sie scharf an. Aber bald ging ein Licht für ihn auf. „Ich verstehe," rief er heftig: „ich hätte schon längst begreifen können, daß Birger kein Geheimniß vor Dir hat. Kannst Du leugnen, daß Du Alles weißt?"

„Nein, Anton, ich läugne es nicht; aber beruhige Dich, Du weißt ja jetzt, daß ich dieselbe Bürde trage, wie Du. Im Uebrigen ist dies ein Gegenstand, über den wir nicht sprechen dürfen, aber da es einmal geschehen ist, so will ich Dir meine Gedanken und meinen Trost sagen. Du weißt, daß es nicht in unserer Macht steht, Sachen, die vor vielen Jahren vorgekommen sind, ungeschehen zu machen oder zu ändern, und wenn wir sie auch verrathen könnten, so würde dies jedenfalls Nichts helfen. Gott allein sieht und richtet. Ich für meine Person habe mir den tröstlichen Lebenszweck gesetzt, Birger mit seinem Gott zu versöhnen. Ich hoffe auch, daß er es bereits ist: denn seine Reue war und ist noch jetzt eben so tief, als aufrichtig und er hat sich seit unserer Verheirathung nie wieder auf einem unerlaubten Wege blicken lassen. Seine frühere Wildheit ist verschwunden: er ist wie ein anderer Mensch. Erinnerst Du Dich nicht, mit welcher Geduld und Entsagung er Dich während Deiner Krankheit verpflegte? Er würde es gewiß nicht gethan haben, wenn er nicht schon damals Reue empfunden und sich als Mitursache Deiner Leiden betrachtet hätte."

„Ja, dessen erinnere ich mich recht gut, Erika, und ich glaube zuverlässig, meine Gesundheit hätte sich nicht wieder so gebessert, wenn Birger nicht nach Hause gekommen wäre. Ich habe ihn auch seitdem lieb gehabt, obgleich ich ihm nie recht in die Augen sehen kann, ohne daß mich ein Schauder überläuft. Hast Du je solche Augen gesehen, Erika? Aber Du meinst, sie

seien immer so, wie er sie auf Dich heftet. Du hättest sie in jener Nacht sehen sollen. Ich vergesse das nie — sie funkelten noch ärger, als die des Vaters. Aber, was wollte ich doch sagen? Ja, daß der Vater mich auf dem Rückweg von jener Fahrt durch die schlimmste Behandlung zum Schweigen zwang. So lange Birger dabei war, schmeichelte er mir aus Furcht vor ihm, wie eine falsche Katze und suchte mich auf alle Arten zu überzeugen, daß es nur Nothwehr gewesen sei, und jeder Andere so gehandelt haben würde; aber als Birger fort war, und er merkte, daß er mit seinen listigen Gründen Nichts bei mir ausrichtete, und ich ihn blos verabscheute und fürchtete, da warf er mich einmal mit solcher Heftigkeit die Kajütentreppe hinab, daß ich durch ein starkes Anstoßen des Kopfes das Bischen Verstand und Besinnung vollends verlor, das ich noch übrig behalten hatte. Von diesem Augenblicke an erinnere ich mich blos noch einer beständigen Angst vor seinen knotigen Händen und seinen entsetzlichen Augen, welche mich bei dem geringsten Ton, den ich von mir gab, beinahe verschlangen."

„Aber jetzt verstehe ich erst, was mir noch dunkel war," seufzte Erika, und die Erinnerung an die schmerzlichen Nächte welche sie an Antons Krankenlager durchwacht, stand wieder vor ihr. „Aber Deine Engel," fügte sie mit einem Anflug von Lächeln hinzu, „die trösteten Dich ja, Anton; entsinnest Du Dich ihrer noch?"

„Ja, sehr gut. Wollte Gott, sie kämen wieder! — Ich würde Dich diesmal nicht bitten, den weißen fortzujagen, wenn er zu nahe an mein Kopfkissen käme."

Erika wischte sich eine Thräne aus dem Auge. „Mein armer Anton, Dein Loos ist allerdings sehr schmerzlich, aber Du könntest dennoch diese niedergedrückte Stimmung bekämpfen, wenn Du es nur einmal ernstlich versuchen wolltest."

„Nein, Erika, ich habe weder Muth noch Kraft dazu. Krank am Körper und stumpf an der Seele, ermattet mich jede Arbeit.

Ueberdies läßt mir der Gedanke, an jenem Verbrechen Theil zu haben, keine Ruhe."

„Sprich doch nicht so, und denke noch weniger an etwas so Schauderhaftes und Ungerechtes. Du warst ja ein unschuldiges, harmloses Kind — was hättest Du wohl thun können?"

„Dasselbe, was ich noch jetzt thun kann: sie angeben."

„Was — Deinen eigenen Vater, Deinen eigenen Bruder!" rief Erika erbleichend. „Wenn Du das könntest, wärest Du kein Mensch. Auch ich habe einmal denselben Kampf gekämpft, aber seit ich mich mit Deiner Familie verbunden habe, sind solche Gedanken von selbst weggefallen. Und überdies ist kein Zeuge da außer Gott."

„Ist das nicht genug? Glaubst Du nicht, daß er einmal den dreifachen Mord an den Tag kommen lassen kann? Das große Grab in den Paternosterscheeren ist zwar tief gebettet, aber Gottes Wunder sind noch tiefer. Es ist mir, als müßte einmal Alles entdeckt werden." Bei dieser unheimlichen Prophezeihung zitterte ein gewaltiger Schauer durch alle Glieder des geisteskranken Jünglings.

Erika ließ ihren Kopf in ihre Hand sinken. Sie erlitt in Gedanken die ganze Höllenqual einer solchen Stunde der Schande und des Todes.

Anton ergriff ihre Hand. „Arme Erika, es ist Schade um Dich. Hätte Gott nicht in Dir einen seiner guten Engel in diese Mördergrube geschickt, was wäre aus uns und vor Allem, was wäre aus unserem Augapfel Gabriele geworden? Du hast schon durch die Wohlthat, daß Du sie gerettet, das Himmelreich verdient."

„Laß mich auch Dich retten! Laß mich Macht über Deine Seele bekommen! Versprich mir, versprich mir, um Gabrielens willen, deren einzige Stütze Du vielleicht in der Zukunft bist, diese Schwermuth zu bekämpfen, welche Deine Kraft bis zum letzten Funken zerstört."

„Wir wollen hoffen, Erika, daß Gott ihr, dem ganz unschuldigen Kinde, eine bessere Stütze schenkt. Was mich betrifft, so wären alle Versuche umsonst. Ueberlaß mich daher mir selbst und erlaube mir, meinen eigenen Weg zu gehen, denn ich werde doch nie etwas Anderes sein, als ein elender Siechling, eine Last für mich selbst und meine Angehörigen, besonders aber für den Vater, welcher in mir immer denjenigen sieht, der das Richtbeil über seinen Kopf gezückt hält."

„Es macht Dir Vergnügen," sagte Erika beinahe streng, „Dich immer der schauerlichsten Ausdrücke zu bedienen. Da Du aber Deinen Vater genannt, so sage mir, ob Du, seit Du älter geworden, jemals mit ihm über diese Sache gesprochen hast? Ich habe schon oft darüber nachgedacht, ob sein Herz wohl so verhärtet ist, wie es den Anschein hat. Hast Du je ein Zeichen von Reue bei ihm wahrgenommen?"

„Nein, von Reue nicht, aber von Angst. Er ist, so wahr mir Gott helfen möge, immer noch ein Sünder, der den Abgrund nicht sehen will — und das ist mein tiefster Schmerz. Du erinnerst Dich wohl noch, am Tag meiner Einsegnung ging ich, als ich aus der Kirche kam, zu ihm hinein, und es war mir, als gäbe Gott selbst mir die Worte ein, mit denen ich sein Gewissen zu wecken suchte. Aber er wies mich, gleich als wäre ich sein Feind, mit nichtssagenden Worten von sich. Seitdem habe ich keinen Versuch mehr gemacht. Gott lasse ihn noch auf Erden umkehren, ich kann ihm blos das Böse verzeihen, was er *mir* gethan hat."

„Ja, möge Gott barmherzig sein und seinen starren Sinn beugen! Er hat sehr viel zu verantworten," sagte Erika.

„St! st!" flüsterte Anton leise, „ich höre Gabriele: sie ist einer von meinen Engeln. Was für eine Freude wird sie an dem Kranz da haben!" Und Antons matte Augen funkelten vor freudiger Rührung, wie immer, wenn Gabriele sich ihm nahte.

„Sei nur vorsichtig," bat Erika leise. „Bedenke wohl, daß Gabrielens ganzes Glück durch einen einzigen Wink über den wahren Stand der Dinge auf immer zerstört würde."

„O, sei unbesorgt! So lang ich noch einen klaren Gedanken habe, beherrsche ich meine Zunge. Aber bekomme ich noch ein Paar solche Stöße, wie auf der Seehundsjagd, dann wirbelt es mir im Kopfe, und dann kann mir blos der Instinkt helfen."

„Anton, Anton!" rief Gabriele, „komm und hilf mir! Lene und ich haben eine Menge Moos zwischen den Felsen hervorgezupft. Sei so gut und trag es mir in den Garten, denn ich will meine Bänke damit bedecken . . . Für den Fall, daß wir Gäste bekämen," fügte sie so leise hinzu, daß Anton es nicht hörte. Anton war kein Freund von Besuchen, und Gabriele behielt daher ihre Hoffnung für sich. Sie erwartete noch immer den jungen Schützen.

„Ja, ich will Dir helfen, so gut ich kann," sagte Anton, nahm den Kranz und ging zu Gabrielen.

Als er fort war, stieß Erika einen tiefen Seufzer aus; ihre Augen erhoben sich zum Himmel, ihre Gedanken schweiften kummervoll in die Zukunft.

Fünfzehntes Kapitel.

Arnman an seine Mutter.

Nachdem ich nun vierzehn Tage hier und bereits einigermaßen warm geworden bin, ist es Zeit, daß ich nach Hause schreibe, und den versprochenen Bericht abstatte, wie es mir seither ergangen ist.

Ja, meine gute, vielgeliebte Mutter, ich sitze jetzt wirklich als wohlbestallter Zollschreiber an dem großen Pulte auf dem Zollbureau, bin dabei so getrosten Muths, als wäre ich meiner Lebtage da gesessen und befinde mich ganz vortrefflich bis auf die Augenblicke, wo die Sehnsucht nach der geliebten Heimath ihr Recht fordert. Aber ich weiß, meine gute Mutter will in allem Ordnung haben und sagt jetzt gewiß: „Der Bursche saß doch nicht im ersten Augenblick am Pulte." Und Du hast Recht, Mutter; ich will deßhalb mit dem Anfang anfangen, d. h. mit dem Augenblick, wo ich den Fuß ans Land setzte.

Ich hatte mich, wie Du Dir denken kannst, aufs Beste herausgeputzt und kaum einige Schritte vom Landungsplatz begegnete ich dem Zollverwalter in eigener Person. Er wußte, daß ich kommen werde, und da er mich an der Aehnlichkeit mit meinem seligen Vater erkannte, redete er mich ohne weitere Umstände an.

„Willkommen, mein lieber Arve! Obgleich ich Deinen Namen noch nicht gehört habe, so wollte ich doch schwören, daß Du der Sohn meines alten, ehrlichen Arnman bist. Habe ich nicht Recht?"

„Ja," antwortete ich, „es ist so; habe ich vielleicht die Ehre."

„Ganz richtig, mein Junge," fiel er ein, ohne mich aussprechen zu lassen. „Komm nur und folge mir nach Hause. Ich habe zwar große Eile, will Dir aber doch selbst den Weg zeigen. Hast Du wegen Deiner Sachen Anstalt getroffen?"

Ich verneigte mich, und wir gingen. Unterwegs sagte er alles mögliche Gute vom seligen Vater, fragte nach Dir und dem Lieutenant Pehr und erzählte mir, wie manchmal er in dem kleinen gelben Hause, an dem wir gerade vorübergingen, gewesen sei und bei Dir Caffee getrunken habe zur Zeit, da der Vater seine Station noch in H. hatte. Ich konnte nicht umhin, stehen zu bleiben und das Haus zu betrachten, und eine große

Thräne kam mir ins Auge, als ich im Fenster eine schöne Balsamine bemerkte, welche sich stattlich über ein Paar kleine Myrthenbäume erhob. „Mein Gott! die hat gewiß die Mutter dagelassen," rief ich, ohne zu denken, daß ich nicht allein war.

„Was, mein Junge?" fragte er.

„Die Balsaminen, Herr Zollverwalter," antwortete ich, erröthete aber dabei über meine Abgeschmacktheit.

Der Zollverwalter lächelte und sah zum Fenster hinauf. „Ich weiß nicht," sagte er freundlich, „ob die Balsaminen so alt werden, aber das ist wahr, daß die Person, die jetzt das Haus gemiethet hat, diese Blumen pflegt, weil Deine Mutter sie liebte und aufzog. Deine Mutter war eine herrliche Frau: sie war als ein Muster von Ordnung in ihrem kleinen Hause bekannt."

Es that mir so in der Seele wohl, meine geliebte Mutter loben zu hören, daß ich ganz vergaß, nach den dermaligen Bewohnern des Hauses zu fragen; aber jetzt weiß ich es und werde Dir nachher Einiges davon erzählen, was Dir gewiß Freude machen wird.

„Daherein, mein lieber Arve," sagte der Zollverwalter und stieg fünf breite Stufen zu einem großen, schönen Hause hinauf. „Jetzt will ich Dir meine Frau und meinen jüngsten Sohn zeigen, wenn er schon aus der Schule ist — die andern aus der ersten Ehe sind bereits fort und gehen ihrem Berufe nach." Wir gingen über die Hausflur und kamen in ein so prächtiges Zimmer, daß ich alle Mühe hatte, meine Verwunderung zurückzuhalten. „Setze Dich einstweilen, ich komme sogleich wieder." Der Zollverwalter öffnete die Thüre, aber in demselben Augenblick erschien Jemand, der ihn sprechen wollte. „Dann mußt Du Dich selbst vorstellen," sagte er zu mir, nickte und verschwand mit dem großen Herrn, dessen Besuch ihm ganz und gar nicht gelegen zu kommen schien.

Ich fing nun an, mich genauer umzusehen, aber daß ich mich nicht setzte, kam nicht sowohl von Blödigkeit her, als weil

ich nicht gewohnt bin, wie auf Nadeln und glühenden Kohlen dazusitzen. Ganz anders war es zu Hause, wo ich mich bei meiner Wiederkehr vom Fischfang oder der Seehundsjagd schweißbedeckt und warm, wie ich war, auf den blauen Sopha mit der schwarzen, lederüberzogenen Matraze werfen konnte, den meine Mutter immer so blank und rein wie einen Spiegel hält. Ja, da war es eine Herzenslust, zu ruhen, aber hier stand ein Sopha mit vergoldeten Löwen statt der Füße und schöne Sessel mit rothem Ueberzug. Ich hatte zwar meine besten Kleider auf dem Leibe, verspürte aber gleichwohl keine Lust, mich zu setzen.

Während ich so dastand und über meinen neuen Stand, sowie die Schicksale, welche meiner in demselben warten konnten, nachdachte, öffnete sich die Thüre und eine Dame trat herein, aus deren artiger und freundlicher Begrüßung ich schloß, sie müsse die Frau Zollverwalterin sein. Ich verneigte mich so höflich und tief ich konnte, meldete Grüße von meiner Mutter und Onkel Pehr und wiederholte beinahe buchstäblich all die schönen Dinge von unserer Dankbarkeit, Freude, daß man noch an uns denke, u. s. w., die Du mir eingeprägt hast. Ich glaubte auch die Höflichkeit erfordere, daß ich meiner Principalin die Hand küsse, aber als ich dieß eben bewerkstelligen wollte, hörte ich zu meiner Verwunderung ein lautes Gelächter, und ehe ich daraus klug werden konnte, stand eine andere weit häßlichere Dame mit sehr vornehmem Gesichte vor mir.

„Wenn ich bitten darf, so unterläßt es die Mamsell, die Frau vom Hause zu spielen," äußerte sie gegen meine vermeintliche Principalin, die sich mit einer demüthigen Verneigung wegbegab, maß mich sofort vom Wirbel bis zur Zehe und brach abermals in ein schallendes Gelächter aus. Endlich gab sie sich zur Ruhe und sagte mit einer Stimme, worin zugleich Herablassung und Hohn lag: „Mein lieber Freund, haben Sie nie ein vornehmeres Frauenzimmer gesehen? dies war unsere Haushälterin, Jungfer Stina."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte ich und wollte eben das Kapitel, womit ich bei der Haushälterin zu Ende gekommen war, von Neuem beginnen, allein die Dame unterbrach mich mit der Versicherung, sie habe bereits Alles gehört, und es sei schon gut. Nach dieser schimpflichen Abfertigung hatte ich nichts mehr hinzuzufügen, sondern verhielt mich ganz ruhig, bis sie fragte, ob ich nicht vielleicht Appetit habe.

Ich hatte bereits an Bord gefrühstückt; um aber doch etwas zu thun zu haben, sagte ich ja und folgte sofort meiner Principalin auf einen Wink in ein anderes Zimmer, wo sich auf einem Schenktisch einige kalte Speisen befanden, die ich einzig und allein aus Mangel an anderer Beschäftigung beinahe ganz aufaß.

„Jetzt können Sie hinaufgehen und Ihr Zimmer einsehen," sagte die Zollverwalterin weit freundlicher, als ich mich nach dem Frühstück gegen sie verneigt hatte. „Es ist ein hübsches, freundliches Stübchen, und damit Sie sich als Fremdling nicht zu einsam fühlen, habe ich das Bett meines kleinen Lars auch hinein stellen lassen. Lars ist ein munterer, liebenswürdiger Junge, ein kleiner Wildfang, an dem Sie gewiß Ihre Freude haben werden, Herr Arnman."

Nun fiel mir sogleich Onkel Pehr's Schilderung von meiner Principalin und sein guter Rath ein, allein ich konnte hier nichts Anderes thun, als ihr für das Vergnügen danken, welches mir die Gesellschaft des kleinen Lars bereiten werde. Der Junge ist nämlich das einzige Kind und der Abgott der Frau.

„Ja," wiederholte meine Principalin in gleich gnädigem Tone, „ich bin überzeugt, Sie werden Ihre Freude an ihm haben, obgleich auch einige Beschwerde für Sie damit verbunden sein mag. Inzwischen hoffe ich, Herr Arnman, Sie werden meinen Lars zu sehr lieb gewinnen, um nicht darüber hinwegzusehen. Er ist Morgens, wenn er angekleidet werden und in die Schule gehen soll, ein wenig ungebärdig, aber dies kommt blos daher, weil die dummen Mägde gar nicht mit den Kindern

umzugehen verstehen. Eine vernünftige und freundliche Behandlung ist immer erforderlich, und ich bin überzeugt, Herr Arnman, Sie werden mir den Gefallen thun, jeden Morgen ein wenig Acht auf ihn zu haben und nachzusehen, ob er gehörig gewaschen und gekämmt, ob sein Hemdkragen glatt umgeschlagen ist, und ob er nicht, wie gewöhnlich, sein Nastuch vergißt."

„Wie alt ist er?" fragte ich ein wenig verwundert.

„Erst zwölf Jahre," antwortete die Dame mit einem Ausdruck im Gesicht, welcher deutlich hinzufügte: „in diesem Alter kann man doch nicht mehr verlangen."

Ich war nicht ohne Unruhe über den erwähnten Vorschlag, denn ich merkte schon, daß sie wahrscheinlich meinte, ich solle selbst Hand an den jungen Herrn legen. Indeß dachte ich wenn er nur artig sei, so werde es schon gehen. Jedenfalls mußte ich etwas thun, um meine Principalin von der schlimmen Ansicht abzubringen, die sie gleich im Anfang von mir gefaßt hatte, als ich die unverzeihliche Tölpelhaftigkeit beging, Jungfer Stina für die Dame des Hauses zu halten. Um ihr daher gefällig zu sein, versprach ich mein Bestes zu thun und darauf zu sehen, daß der kleine Lars sich artig halte.

„Nun, das ist recht schön! Ich kann Nichts weniger ausstehen, als wenn die jungen Leute so große Meinungen von sich haben," versetzte meine Patronin mit vieler Zufriedenheit. „Wir werden gewiß gute Freunde werden, mein lieber Arnman." Hierauf wurde eine Magd hereingerufen, die den Befehl erhielt, mich auf meine Stube zu führen.

Das Zimmer war klein, aber reinlich, und enthielt außer zwei Betten vier Stühle, eine Kommode, einen Tisch und einen Spiegel. Hier fühlte ich mich schon heimischer und beschäftigte mich bis zur Mittagszeit damit, meine Sachen in Ordnung zu bringen.

Bei Tisch hatte ich meinen Platz zwischen einem alten Schreiber und dem kleinen Lars, bei welchem jedoch das Bei-

wort „klein" höchst überflüssig ist, denn er ist ein großer Lümmel, dem ich bald ansah, daß er mir nicht das mindeste Vergnügen machen werde.

„Ich höre, mein Lieber Arve, daß meine Frau unsern Lars bei Dir einquartirt hat," sagte der Zollverwalter. „Wenn er unartig ist, so mache nicht viel Umstände, sondern sage es, so bald er Dir beschwerlich fallen sollte."

„Ach, mein Lieber," fiel die Frau ein, „wie kannst Du nur an so etwas denken? Lars ist immer artig, wenn man ihn nur im Frieden läßt."

„Soll ich denn bei dem da oben wohnen?" fragte der kleine Lars in einem sehr verdrießlichen Tone und deutete auf mich. „Kann ich denn nicht in meinem Zimmer bleiben?"

„Ich brauche den Platz, mein Kind," antwortete die Mutter begütigend, „und Du wirst es da oben bei Arnman viel besser und angenehmer haben. Ich bin überzeugt, er wird Abends, wenn seine Geschäfte zu Ende sind, mit Dir spielen und Morgens Deine Lection überhören. Dies wird Alles ganz angenehm sein, mein lieber Freund. Du bedarfst einer Gesellschaft, bei der Du zugleich gut aufgehoben und vergnügt sein kannst."

Ich fühlte mich beinahe niedergedrückt von all den verschiedenen Beschäftigungen, die ich auf mich nehmen sollte, tröstete mich aber mit dem Gedanken, wenn ich nur erst mit mir selbst in Ordnung gekommen sei, d. h. festen Fuß im Hause gefaßt habe, so werde ich mir schon zu helfen wissen und mich nicht zu mehr brauchen lassen, als ich selbst billig finde.

Nach dem Essen, als der Zollverwalter sich wegbegab, um sein Mittagsschläfchen zu machen, und mir vorher noch gesagt hatte, ich solle heute meine Sachen in Ordnung bringen, flüsterte mir seine Frau ins Ohr, ich könne mich jetzt mit einem kleinen, artigen Haushaltungsgeschäfte unterhalten; es sei so angenehm, wenn man nicht so fremd thue u. s. w. Das kleine Haushaltungsgeschäft bestand darin, daß ich einen großen Zuckerhut zer=

schlagen und sodann die Krümmel zerstoßen und in die Zuckerdose befördern solle. „Denn,“ sagte sie ganz vertraulich, „man kann solches dem Gesinde nicht anvertrauen, und ich bin überzeugt, Herr Arnman, Sie werden mir, wenn es Ihre Zeit erlaubt, gerne in kleinen Haushaltungsgeschäften an die Hand gehen.“

Als ich mich Abends zu Bette begab, waren meine Gefühle, offen gestanden, nicht die heitersten, denn ich sah mich bereits in einen gedrückten Zustand versetzt. Doch man wird sich schon daran gewöhnen, dachte ich (nicht wahr, sehr verständig, meine Mutter?) und begann am andern Morgen meine Kammerdieners-Verrichtungen damit, daß ich Lars wusch und kämmte. Der Junge schien vollkommen an diese Bequemlichkeit gewöhnt, allein ich nahm mir fest vor, ihn mit der Zeit in Güte zu entwöhnen. Hierauf begann mein Lehramt, und das war noch schlimmer. Ich versuchte seine Lection zu überhören, aber er wußte kein Wort.

„Du mußt Deine Sachen besser lernen, Lars,“ sagte ich und nahm eine gewisse Würde an, wie sie mein neuer Beruf zu erfordern schien.

„Besser lernen!“ antwortete mein Schüler naseweis, „ich möchte nur wissen, was Sie selbst anders verstehen, als höchstens Krabben zu fangen. Ich kann meine Lection und Sie brauchen sich gar nicht darum zu bekümmern, Sie!“

„So geht das Ding nicht,“ dachte ich bei mir selbst.

Wenn ich mir nicht gleich das erstemal Respect verschaffe, so kommt Nichts heraus und der Kerl setzt sich mir auf die Nase. „Mein lieber Lars,“ begann ich ganz ernst, indem ich drei Schritte von ihm zurücktrat, ungefähr in derselben Stellung, welche Onkel Pehr einzunehmen pflegte, wenn ich als Knabe ein wenig ungebärdig war und er mir den Kopf zurecht setzen wollte. „Mein lieber Lars, Du bist sehr unartig, um nicht zu sagen naseweis, und wenn Du künftig nicht höflicher und aufmerksamer wirst, so

sind wir sogleich geschiedene Leute. Nimm jetzt das Buch und lies mir Deine Lection laut vor, ich will Dir dann eines und das andere erklären, damit Du das Ganze besser verstehst."

Meine Rede hatte eine gute Wirkung. Lars hing zwar ein schiefes Maul, las aber doch, und Mittags, als er aus der Schule kam und der Mama ein Paar bene zeigte statt der gewöhnlichen male, welche das Buch schmückten, worein der Lehrer die Fehler oder Verdienste des Tages zu verzeichnen pflegt, da lächelte sie und nickte mir äußerst freundlich zu. Abends flüsterte sie mir ins Ohr: „Fahren Sie fort, wie Sie angefangen haben, Herr Arnman, dann wird Alles gut werden. Ich hatte heute früh in der Vorrathskammer ein Geschäft, und da hörte ich im Vorbeigehen, wie vortrefflich Sie es verstehen, dem Freundschaftsdienste nachzukommen, den ich Ihnen übertragen habe."

Dies war zwar sehr schmeichelhaft, allein der Verlust meiner Freiheit am Morgen und Abend, während ich die andere Zeit auf dem Zollamte zu thun habe, wollte mir nur gar nicht behagen. Inzwischen schlug ich mich mit all diesen Geschäften acht oder zehn Tage, und zwar ohne Ruhm zu melden, auf eine Art durch, die mir den Beifall meiner Herrschaft erwerben mußte, als es auf einmal einen kleinen Verdruß gab, der meinen Lehrer- und Kammerdienereifer bedeutend abkühlte. Es hatte sich nämlich schon ein Paar Mal ereignet, wenn Abends Besuch da war, daß die Plätze am Tisch nicht ausreichten, und Lars und ich an den Katzentisch zu sitzen kamen. In dem Falle, den ich meine, fehlte blos ein einziger Platz, und das Loos, allein zu sitzen, traf mich, indem die Mutter ihrem Lars winkte, an den großen Tisch zu kommen. Unmuthsvoll zog ich mich mit meinem Stuhl an den Katzentisch zurück und verschluckte allda meinen Verdruß mit dem Butterbrod, das zu nehmen mir frei stand. Der Zollverwalter hatte inzwischen um sich geblickt und Lars am Tische gesehen. „Was soll das sein?" sagte er in mißvergnügtem Tone, „wie kommt Lars an den Tisch, während Arve dort

sitzt? Steh auf, Junge, und gib Deinen Stuhl Herrn Arnman."

War es nun befriedigter Hochmuth oder irgend eine andere sündhafte Regung, die in mir lebendig wurde, ich weiß es selbst nicht, aber so viel ist wahr, daß ich hochvergnügt mein Butterbrod vollends verschluckte und bereits aufgestanden war, um den Platz zu wechseln, als meine Frau Principalin sich mit einem süßen Lächeln zu mir wandte und sagte: „Wenn mich nicht alles täuscht, so befindet sich unser bescheidener Arnman am wohlsten da, wo er ist." Damit gab sie dem Zollverwalter einen Wink, daß er glauben mußte, ich sei zu blöde, um gerne am großen Tisch zu sitzen, wenn Fremde da seien. Schnell wandte ich mich zu meinem Stuhle zurück, und das Blut stieg mir vor Aerger in den Kopf, als Lars laut zu lachen anfing.

Dies war jedoch bei Weitem nicht Alles. Am andern Mittag kam Lars heulend aus der Schule und erzählte seiner Mama nach langen inständigen Bitten, der Magister habe ihn durchgeprügelt.

„Gott steh' mir bei, welch ein roher Bengel!" rief die Frau Zollverwalterin außer sich vor Schreck und Gift. „Ist das auch Brauch? Weine nicht, lieber Lars, ich will den Papa zum Rektor schicken, wir müssen Genugthuung haben. Aber was hast Du denn um Gottes willen gethan, mein bester Junge, daß der Magister sich so vergessen konnte?"

„Er hat gesagt, ich könne meine Lection nicht."

„Aha, bläst der Wind daher?" sagte die Dame und warf einen Blick auf mich, den ich mir so erklärte: „Warte nur bis auf den Abend, mein Junge. Wenn Du nach Hause kommst und der Vater in der Gesellschaft ist (er wurde jetzt jeden Augenblick erwartet), dann will ich weiter mit Dir sprechen." Wie Du aus dem Folgenden sehen wirst, habe ich bereits einen feinen Geruch von den ehelichen Hetzjagden, die hier an der Tagesordnung sind. Des Zollverwalters Eintritt machte der Sache für diesmal ein Ende, und da er, wie ich bereits zu bemerken

Gelegenheit gehabt habe, auf derartige Klagen seiner Frau nicht einzugehen pflegt, sondern eher ihre Schwachheit für den Jungen verspottet, so war dies wohl der Grund, daß sie ihm nichts sagen wollte, bevor sie allein waren.

Am Abend hielt ich mich ungewöhnlich lange auf dem Zollamte auf, da ich eine gewisse trübe Ahnung hatte, daß mir etwas bevorstehe; allein endlich kam die Essenszeit, ich mußte nach Hause. Nun pflegt der Principal, wenn er nicht gerade Besuch hat, Abends im Club zu sitzen, daselbst sein Spielchen zu machen und spät nach Hause zu kommen, so daß seine Frau, Lars, der alte Zollschreiber Brostedt und ich allein essen. So war es auch diesen Abend. Als wir vom Tische aufstanden, verneigte sich der alte Brostedt, wie gewöhnlich. Er sagt immer gesegnete Mahlzeit und gute Nacht in Einem Athem. Ich machte es ebenso in der Hoffnung, mit ihm hinausschlüpfen zu können, allein daraus wurde Nichts. „Ich habe einige Worte mit Ihnen zu sprechen. Arnman," sagte meine Principalin mit einer Miene, die mich nichts Gutes ahnen ließ.

Ich mochte nun wollen oder nicht, so mußte ich bleiben. Als der Tisch abgedeckt war, setzte sich die Gnädige auf den Sopha. Jetzt wurde auch Lars herbeigerufen, und ich mußte nun wie ein Schulknabe vor ihr stehen, den kleinen Lars neben mir als Ankläger.

„Mein lieber Arnman," begann sie und sah mich sehr streng an, „ich sehe, Sie haben es sehr ungnädig aufgenommen, daß ich Sie gestern allein essen ließ, allein dies geschah nur zu Ihrem eigenen Besten. Mein Mann hat mir gesagt, daß er Ihre Eltern sehr lieb gehabt habe, recht wackere Leute, wie ich von allen Seiten höre, und deßhalb hat er mich gebeten, mich Ihrer besonders anzunehmen, was ich auch thue, indem ich erforderlichen Falls die kleine Anlage zum Hochmuth zu ersticken suche, die ich zu meinem Leidwesen bei Ihnen bemerkt habe. Sie müssen nie vergessen, daß ein armer Knabe, der in der eigentlichsten Be-

deutung des Worts sich hinaufzuarbeiten hat, um einmal ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, nie eine Gelegenheit versäumen oder ein ehrliches Mittel verschmähen darf, um diesen Zweck zu befördern. Er muß vor allen Dingen seine Eigenliebe niederdrücken und hübsch ordentlich zu sich selbst sagen: „Ich bin der Geringste unter den Geringen und nehme mit Dank jeden Platz an, der mir angewiesen wird.“ Sodann ist es die besondere Pflicht eines solchen Menschen, durch ein freundliches, dienstfertiges und bescheidenes Benehmen im Hause die Gunst seines Principals und seiner Principalin zu gewinnen zu suchen.“

Ich hoffte, damit werde sie fertig sein, allein nachdem sie ein Paar Augenblicke ausgeruht, fuhr sie fort: „Hätte ich nicht bereits ein Wohlwollen für Sie gefaßt, so hätte ich mir gar nicht die Mühe genommen, dies Alles zu sagen; aber da ich wirklich recht gute Anlagen bei Ihnen entdeckt habe, so hielt ich es für meine Pflicht. Inzwischen hätten Sie wohl gestern Abend den Platz mit Lars wechseln dürfen, wenn ich nicht zu meinem Verdrusse bemerkt hätte, wie vergnügt Sie auf meines Mannes Ausspruch in dieser Beziehung eingingen. Ein Bischen Bescheidenheit, einige Rücksicht auf den Sohn des Hauses wäre Ihnen wohl angestanden; aber da es an Beidem fehlte, so hielt ich diese Strafe für angemessen. Alles dies soll jedoch nur im Vorbeigehen gesagt sein. Was ich eigentlich ausdrücken will, ist meine aufrichtige Betrübniß darüber, daß Sie ihren Verdruß nicht besser beherrschen konnten, und ihn daher den kleinen Lars, der doch vollkommen unschuldig ist, entgelten ließen. Sie haben seine Lection nicht mit ihm durchgegangen, und nun hat der arme Junge vom Magister Schläge bekommen. Glauben Sie wohl, daß Sie sich durch ein solches Benehmen empfehlen können? Diesmal mag es Ihnen hingehen — aber lassen Sie mir nicht mehr vor die Ohren kommen, daß Sie das Kind vernachlässigt haben.“

Während dieser Strafpredigt, dergleichen mir meine eigene

Mutter nie gehalten hat, war es mir recht wunderlich zu Muthe. In gewissen Stücken hatte die Frau Recht, und wäre nicht am Schlusse ihre Schwachheit für Lars zu auffallend hervorgetreten und hätte den Eindruck verwischt, so hätte ich mir ihre Rede gewiß zu Herzen genommen. Aber jetzt fühlte ich deutlich, daß sie eben so geschickt meine Fehler hervorhob und ans Licht zu ziehen verstand, als die ihres Jungen unberührt ließ, und dies verdroß mich dermaßen, daß ich nur mit der größten Mühe eine anständige, ruhige Antwort hervorbrachte. „Ich wollte," sagte ich, „wie gewöhnlich, mit Lars seine Lection durchgehen, allein er weiß wohl am besten selbst, wie er die Zeit mit Widersprechen hinbrachte, statt zu lesen oder auf das zu hören, was ich ihm sagte."

„Keine Entschuldigungen, wenn ich bitten darf!" unterbrach sie mich und ihre Augen blitzten geradezu. „Lars, mein Junge, war es nicht so, daß Arnman sich heute früh gar nicht um Dich bekümmert hat?"

„Ja, Mama; er sagte, ich ermüde ihn."

„Allerdings, durch naseweises Widersprechen," fiel ich ein.

„Genug," versetzte die Dame, „die Sache ist klar und bedarf keiner Erörterung. Wie hat nur Lars ausgesehen, als er heute herabkam, mit Federn in den Haaren, mit zerknittertem Hemdkragen und ohne Nastuch, wie gewöhnlich?"

Da verging mir die Geduld, ich vergaß des Vaters Sprichwort, das Du mir ans Herz gelegt, daß man bei ungünstigem Winde laviren soll, und schoß mit vollen Segeln hervor, worüber Du Dich nicht wundern darfst, denn gerechter Unmuth füllte dieselben.

„Ich weiß nicht," sagte ich und fühlte nicht nur, daß ich roth war, wie ein gesottener Krebs, sondern auch einen Ton annahm, der ein wenig nach Onkel Pehrs Rath schmeckte, „ich weiß nicht, ob es mein eigentliches Geschäft hier ist, den Lehrer und Kammerdiener von Lars zu machen. Nach dem Briefe des

Herrn Zollverwalters glaube ich, daß mein Platz auf dem Zollamte ist."

„Nehmen Sie sich wohl in Acht!" war Alles, was sie auf meine Dreistigkeit antwortete. Hierauf gab sie uns Beiden einen Wink, daß wir uns entfernen sollten.

Nach diesem Abend habe ich mich, offen gestanden, nicht mehr sonderlich um meinen Schüler bekümmert und gedenke es auch nicht zu thun, bis mir die Frau Principalin ein gutes Wort gibt, was bis jetzt noch nicht geschehen ist.

Aber es ist Zeit auch von den andern Bewohnern des Hauses zu sprechen, obgleich die Frau und Lars eigentlich die Hauptpersonen ausmachen. Der Principal selbst ist ein herzensguter, wackerer Mann, der bei Tage seinem Amte nachgeht und des Abends sein Spielchen macht. Zu Hause ist er nicht besonders sprachselig, aber Alles geht ruhig seinen geraden Gang; seine Untergebenen lieben ihn und haben zugleich Respekt. Gegen seine Frau ist er zwar gut, allein sie darf doch nicht Alles thun, was sie will, obgleich es immer das Ansehen hat, als führte sie allein das Regiment im Hause. Der alte Zollschreiber Brostedt gehört zu der eigenen Race von Menschen, die, glaube ich, ihr ganzes Leben hinbringen können, ohne ein Wort zu sprechen; am liebsten drückt er sich mit einem kurzen Kopfnicken aus. Er ist schon manches Jahr Zollschreiber und denkt gewiß nicht daran, etwas Anderes zu werden. Mein Principal hat mir gesagt, daß er während der langen Zeit, die er bei ihm ist, nie den entferntesten Wunsch nach Veränderung seiner Lage von ihm gehört habe, weßhalb ich auch überzeugt bin, daß er bis an sein seliges Ende beim Zollamte bleibt, ohne seine langen, eifrigen Dienste geltend zu machen. Es gibt Menschen, die sich mit sehr wenig begnügen können. Ich für meinen Theil möchte keinen Tag hier leben, wenn ich nicht dächte, durch Geduld und Beharrlichkeit könne ich mir den Weg zu einem Amte bahnen und dadurch zur Unabhängigkeit, die des Lebens bestes Glück ist.

Gegen mich ist der alte Brostedt immer freundlich. Wenn wir allein mit einander auf dem Zollamte sitzen, nickt er mir bisweilen drei bis viermal zu, und als ich ihm vor ein Paar Tagen meinen Handel mit der Frau erzählte, machte er eine große Ausnahme von seiner gewöhnlichen Schweigsamkeit, denn statt blos zu nicken, oder sich der kürzesten Worte zu bedienen, sagte er mir, sie habe im Anfang auch Versuche gemacht, auf seine freie Zeit Beschlag zu legen, allein es sei ihr ganz und gar mißlungen. Ich solle mich, fügte er hinzu, wohl in Acht nehmen, zu sehr in Abhängigkeit von ihren Launen zu gerathen, denn es würde mir gewiß schwer werden, mich von ihrem Gängelbande wieder zu befreien. Inzwischen habe die Frau auch manche lobenswürdige Eigenschaften, und da sie es mit ihrer Predigt auf eine gewisse Art gut gemeint habe, so solle ich den Theil davon beherzigen, der nach meinem eigenen Zugeständnisse nicht ohne Grund sei.

Des alten Brostedts Worte machten, gerade weil er so haushälterisch damit umgeht, einen starken Eindruck auf mich, und der sicherste Beweis, daß ich sie beherzigt habe, ist, daß ich jetzt Alles meiner geliebten Mutter erzähle, die nebst Onkel Pehr entscheiden soll, ob irgend etwas in meinem Benehmen gegen die Frau Tadel verdient.

Ich habe jetzt nur noch von der Haushälterin, Jungfer Christine Alfing, zu berichten. Sie ist ein recht angenehmes, artiges Mädchen, steht aber bei der Frau nicht sehr in Gunst, weil der Herr sie oft lobt, und Lars immer über sie klagt. Mir für meinen Theil ist es nie leichter und freier zu Muth, als wenn ich irgend eines Geschäftes wegen in die Küche komme und mich ein wenig mit Jungfer Stina unterhalten kann, die, so unterwürfig sie auch aussieht, dennoch keine sonderlich hohe Gedanken über ihre Gebieterin äußert, wenn diese sie nicht hört.

Sie hat mir einige recht lustige Sachen erzählt, über die wir mit einander tüchtig gelacht haben. Unter Anderem kann sie es vortrefflich nachmachen, wie die Frau Zollverwalterin ihren

Gemahl instruirt, wenn sie mit einander in Gesellschaft gehen. Sie sagt dann (und Jungfer Stina nimmt hier das ganze Wesen der Frau an): „Mein bester Freund, Du mußt zuweilen vom Spieltische aufstehen oder von den Personen, mit denen Du sprichst, weggehen und mich nach meinem Befinden fragen; dabei könntest Du ja artig meine Hand küssen oder wenigstens drücken und mich ermahnen, meinen Shawl ja gehörig umzunehmen oder irgend etwas der Art, womit Du beweisen könntest, daß Du ein zärtlicher, aufmerksamer Mann seiest und Andere sich an Dir spiegeln dürften. Es wäre so schön, wenn die Leute sagten: „Es scheint wahrhaftig, der Zollverwalter betet seine Frau an" oder irgend etwas der Art."

Auf solche Ermahnungen antwortet der Herr gewöhnlich: „Es fällt mir nicht im Schlafe ein, vom Spieltisch oder von den Leuten, mit denen ich ein interessantes Gespräch habe, fortzulaufen, um nach etwas zu fragen, was ich wohl weiß, oder Dir die Hand zu küssen, was ich mir längst abgewöhnt habe. Und was den Shawl betrifft, so hast Du ihn ja beständig um, seit Dein Hals braun und mager geworden ist. Du siehst also, daß dies im höchsten Grade lächerlich wäre, und Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du solche Narrheiten unterwegs ließest. Kann man nicht auch ohne solche affectirte Tändeleien gut und glücklich leben? ich bin jedenfalls viel zu alt dazu. Auch sehe ich durchaus keinen Grund ein, fremden Leuten ein schöneres Gemälde vorzuhalten, als man sich selbst in seinem Alltagsleben gönnt."

Solche lustige Stücke aus dem Schlafkammerleben der Herrschaft hört Jungfer Stina Morgens, wenn sie in der Wohnstube aufräumt oder sonst Geschäfte hat, und ich muß jedesmal recht herzlich über ihre Darstellung lachen. Aber jetzt habe ich zwei ganze Bogen voll geschrieben und noch nicht gesagt, wer in dem kleinen Hause wohnt und die Balsaminen pflegt, weil meine gute Mutter sie liebte. Ich will dies in meinem nächsten Briefe nachholen, denn wenn ich noch einen neuen Bogen anfinge, käme die-

ser nicht mehr auf die Post. Gott segne meine liebe gute Mutter und meinen ehrlichen alten Onkel Pehr! Ich weiß, daß ihr beide alles Gute wünschet eurem euch liebenden und treu ergebenen Arve.

N. S. Du siehst, daß ich mich im Brief an den Onkel an das gehalten habe, was meinen Dienst betrifft und glaube nicht anders, als daß ich hauptsächlich an ihn denke, obgleich ich hier über alle möglichen anderen Sachen mein Herz ausgeschüttet habe. Ich spreche gerne mit Dir, als wäre ich zu Hause, denn so empfinde ich es weniger, daß ich fort bin. Einen herzlichen Gruß an die alte Annicka und alle Andern von Arve.

Sechszehntes Kapitel.

Die alte Arnman an ihren lieben Sohn.

Mein geliebter Arve, mein theures Kind! Der Herr halte seine Hand über Dich!

In unserer Hütte war es düster nach Deiner Abreise. Unsere Freude war dahin, die eine Wand war draußen. Wir konnten lange uns selbst nicht klar werden, Lieutenant Pehr und ich. Endlich aber nahmen wir das Blatt vom Munde und sagten zu einander, daß es sich doch nicht zieme, uns über den Verlust unserer Freude zu grämen, da dies doch Alles zu Deinem Besten, Deinem Glück und Frommen für die Gegenwart und Zukunft geschehen sei. Seit wir so unsere Herzen gegen einander ausgeschüttet, und ich unserem Alten ein schönes Lied vorgelesen hatte, das er, Gott sei Dank, mit wahrer Andacht anhörte, nahmen wir wieder unsere Karten, die lange geruht und jetzt spielen

wir wieder alle Abende ein paar Zwölfer. Nach dem Abendessen sprechen wir immer von Dir, segnen Dich und beten für Dich.

Am Sonntag, mein liebes Kind, kam Dein Brief. Du darfst glauben, daß es ein Fest für uns war. Ich wußte von Nichts, bis ich am Mittag die Serviette aufhob, da lag er darinnen. Der Lieutenant hatte ihn hineingesteckt, so lange ich draußen war. O, welche Freude empfand mein Herz, als ich die geliebten Zeilen betrachtete, die mein Arve geschrieben hatte! In der ganzen reichen und schönen Gotteswelt gibt es Nichts, was mit der Seligkeit einer Mutter über ihr gutes, tugendhaftes Kind verglichen werden kann. Meine Augen standen voll Thränen, und ich mußte zu den Balsaminen gehen, um den Lieutenant nicht sehen zu lassen, wie gerührt ich war, nicht als ob ich mich natürlicher Gefühle schämte, die der Herr selbst in uns gelegt, nein! Gott bewahre, sondern weil es mir immer vorgekommen ist, als seien die Thränen am süßesten, wenn wir sie für uns allein vergießen. Der beste Freund kann doch nicht in unser Inneres sehen, das kann nur Gott.

Als ich mich wieder beruhigt hatte, erbrach ich das Siegel und las Deinen langen und lieben Brief. Ja, ja! mein Arve, das heißt viel erlebt in kurzer Zeit. Gott segne den Zollverwalter! Er will Dir wohl, und ich bin überzeugt, seine Frau gleichfalls, wenn sie auch für ihren eigenen Sohn ihre Schwachheiten hat. Ich bin die letzte, welche sie deßhalb verurtheilen wollte, denn wer selbst Mutter ist, weiß am besten, wie parteiisch wir sein können. Wenn Du inzwischen auf meinen Rath achten willst, so sei nicht stolzen Sinnes, nicht hochmüthigen Herzens und thue Deiner Principalin jede Gefälligkeit, die in Deinen Kräften steht. Es kommt Dir dies selbst zu Gute, und auf der andern Seite kann es Dir viele Unannehmlichkeiten bereiten, wenn Du sie Dir zur Feindin machst. Mir scheint es ganz in der Ordnung, daß sie Dir Deine Fehler vorhielt. Sie würde es nicht gethan haben, wenn Du nicht bereits in Gunst bei ihr

gestanden wärest, und Du, mein Sohn, hattest Unrecht, Dich so zu ereifern, weil sie der Aussage ihres Jungen glaubte. So gut sie es auch mit Dir meinen mag, so steht ihr doch natürlich immer ihr eigenes Kind am nächsten, deßhalb sei vernünftig, mein Arve. Gäbe es keine Widerwärtigkeiten, so wüßtest Du den guten Tag nicht gehörig zu schätzen. Es taugt zu Nichts, immer auf Rosen zu tanzen. Kleine Prüfungen bändigen den wilden Sinn und bereiten ihn zu den großen vor, welche für Dich so wenig ausbleiben werden, als für Andere.

Was jetzt die Gesellschaft der Jungfer Christine betrifft, so sage ich Dir geradezu, mein liebes Kind, daß sie mir gar nicht gefällt. In der Küche ist nicht Dein Platz, und sittsame Knaben müssen sich hüten, in Fallstricke zu gerathen. Ich weiß nichts Böses von der Person, aber das zeugt nicht zu ihrem Vortheil, daß sie Dir, einem neuen Ankömmling Sachen erzählt, welche zwischen ihrer Herrschaft vorkommen. Es ist eine garstige und schlechte Gewohnheit, zu lauschen und zu spioniren, und geradezu unverschämt ist es, daß sie über ihre Gebieterin lacht und sie nachäfft, während es ihre Pflicht wäre, sie zu ehren und hochzuachten. Hüte Dich vor schlechter Gesellschaft, mein Kind! Nimm lieber Verweise von Deiner Principalin an, als zuckersüße Worte von Jungfer Stina und höre nicht mehr auf ungebürliches Gerede über die Herrschaft. Bietet sie Dir Leckerbissen an, die sie gerade zur Hand hat, so nimm sie nicht, denn erstens schickt sich dieses nicht und zweitens fördert es die Vertraulichkeit, und jede Vertraulichkeit ist gefährlich. Mit dem alten Brostedt ist es etwas ganz Anderes. An ihn halte Dich, und bedarfst Du einmal eines guten Rathes, so bin ich überzeugt, daß er ihn Dir nicht verweigert.

Aber jetzt habe ich den längsten Brief in meinem Leben geschrieben. Dafür ist er aber auch an Dich, mein Schatz, der Du mein Alles auf der Welt bist, seit ich den seligen Vater verloren habe. Einen Mann, wie er war, findet man nicht so

leicht wieder, aber man weiß nie den Werth dessen, was man besitzt, recht zu schätzen, bis man es verloren hat. Gott segne die Gebeine meines Alten, wo sie auch ruhen mögen! Es ist mir nicht der Trost geworden, eine Balsamine auf sein Grab setzen zu dürfen. Aber so war des Herrn Wille. Ich begieße die Balsaminen mit Thränen.

Da ich nun aber auf diese lieben Blumen gekommen bin, die mir sehr theuer gewesen, seit Dein Vater mir vor langen Jahren am Katharinentage eine schenkte, so fällt mir auch das liebe kleine Haus ein, wo ich und mein Arnman manchen vergnügten Tag zusammen verlebten, als Du noch ein kleines Kind warst. Vergiß nicht in Deinem nächsten Briefe zu melden, wem das Haus gehört. Ich kann kaum glauben, daß irgend Jemand in H. sich noch so freundlich meiner erinnert, um mir zu Liebe Balsaminen aufzuziehen. Wie dem aber auch sein mag, so verlangt es mich dennoch zu hören, was Du davon zu erzählen hast.

Unsere alte Annicka, so wie die Andern (ich weiß, daß Du Deine Armen darunter verstandest) danken herzlich für Deinen Gruß. Annicka sehnt sich sehr nach Dir; die treue Seele seufzt und betet mit mir. Dein Wohl liegt ihr dringend am Herzen; auch ist es mir eine Freude zu hören, wie die armen alten Männer und Weiber Dich loben, denen Du hie und da ein Päckchen Taback und ein Tütchen Schnupftaback aus Deiner kleinen Sparkasse zukommen ließest. Sie sehnen sich Alle nach Dir — ach ja, aber ich kann mich nicht länger dabei aufhalten.

Ich empfehle Dich dem Schutze des Höchsten und bitte Dich innigst, daß Du meine Ermahnungen zu Herzen nimmst und Dich nicht zu buchstäblich an den Brief hältst, welchen mir Onkel Pehr gezeigt hat. Du weißt, mein Kind, er meint im Grunde das Nämliche, wie ich, nur haben die Männer ihre eigene Art sich auszudrücken. Deine getreue Mutter

Katharina Arnman.

Vierzehn Tage nach Empfang dieses Briefes von seiner Mutter schrieb Arve wieder unter Anderem:

Alles ist jetzt wieder gut zwischen mir und meiner Principalin, und der Gedanke soll Dich nicht mehr beunruhigen, gute Mutter, daß mein Sinn zu stolz sei, um sich demüthigen zu lassen. Nein, glaube das nicht. Ich bin nicht so hartmäulig, daß man mir nicht mit freundlicher Hand ein Gebiß anlegen könnte, obgleich ich zu viel Ehre im Leibe habe, um es nicht abzuschütteln, sobald ich merke, daß man mich wie einen Ochsen vor den Pflug spannen will.

Es vergingen wohl ein paar Wochen, ohne daß meine Principalin mit mir sprach. Der Zollverwalter ließ sich nichts anmerken, und auch ich ließ die Sache ihren Gang nehmen, obgleich ich mich beinahe zu den früheren Tagen zurücksehnte, da es meiner Gemüthsart ganz und gar widerspricht, saure Gesichter und kalte Blicke zu sehen. Lars war naseweiser als je und durfte thun, was er wollte. Da traf es sich zum Glück für die Wiederherstellung des häuslichen Friedens, daß am Geburtstage meines Principals ein Fest gefeiert werden sollte, wozu seine Frau aller möglichen Beihülfe bedurfte. Unter Anderem sollte ein kleines Stück aufgeführt werden, allein die Hauptschwierigkeit war, man konnte keine Dekorationen bekommen. Da erinnerte sich die Frau, daß sie mich zuweilen mit dem Pinsel hatte pfuschen sehen, ein Vergnügen, welches ich meinem guten Onkel Pehr verdanke. Alsbald beschloß sie, meine Nächte und Alles, was ich vom Tage erübrigen konnte, in Anspruch zu nehmen und mich nach ihrem Plan ein Zimmer und eine Landschaft mit einem Haufen Bäume auf einige zusammengepappte Stücke Papier hinsudeln zu lassen.

Schon seit mehreren Tagen merkte ich, daß Sonnenschein im Anzug war, denn bei Tisch hieß es statt des gewöhnlichen: ‚Wollen Sie noch mehr, Arnman?‘ ‚Reichen Sie Ihren Teller, Arnman, und lassen Sie sich noch ein wenig Suppe geben!‘ Sitze anständig, Lars! Sieh nur Arnman an, er sitzt wahrhaftig

so aufrecht da, als wenn er zehnmal in die Tanzstunde gegangen wäre, und bei ihm ist es blos Natur!' oder auch: ‚Wo hast Du Dein Nastuch, mein Junge? Andere Leute werden es Dir nicht mehr holen, Du bist schon ein großer Bursche u. s. w.' Alle diese Vorboten machten mir viele Freude, ich sah wohl, daß sie zu einem wichtigen Schlusse führen mußten, und dieser blieb nicht aus.

Eines Abends, als mein Principal, wie gewöhnlich, im Clubbe war, eine Zeit, in der alle Haushaltungsgeschäfte abgemacht werden, wurde ich zu seiner Frau gerufen, die mich sehr gut empfing.

„Sie kommen ja Abends gar nicht mehr herunter," sagte sie freundlich. „Ein junger Mensch muß nicht so empfindlich sein! Lassen Sie uns nicht mehr an das Vergangene denken, man hat immer genug mit der Gegenwart zu thun. Nicht wahr, mein lieber Arnman?"

„Ich bin nicht empfindlich," antwortete ich offen und vergnügt über die Versöhnung; „ich habe es blos nicht gewagt herunterzukommen, weil . . ."

„Ach was!" unterbrach sie mich lächelnd, „Sie können kommen und gehen, wann Sie wollen. Es war immer unsere Absicht, Sie als ein Mitglied unserer Familie zu betrachten. Aber um jetzt auf etwas Anderes zu kommen, so hätte ich Sie um einen kleinen Freundschaftsdienst zu bitten. Würden Sie mir wohl einen solchen erweisen?"

„Wenn es in meinen Kräften steht, so soll es mir das größte Vergnügen machen." (Du siehst, Mutter, daß ich auch artig war).

„O freilich können Sie es," fuhr sie fort und schien sehr zufrieden mit meiner Antwort. „Ich habe Sie schon Schiffe und allerlei andere Sachen malen sehen, und das, was ich von Ihnen wünsche, ist gewiß nicht schwerer: nur ein Stübchen und eine grüne Landschaft — es mag ausfallen, wie es will, beim Schein

des Kaminfeuers nimmt man es nicht so genau.“ Sofort entwickelte sie eine solche Menge Wünsche, daß ich gänzlich verstummte. Es waren nur noch acht Tage bis zum Feste und in dieser Zeit sollte ich nicht blos die sogenannten Dekorationen allein gemalt haben, sondern auch auf dem Boden gegenwärtig sein, um dem Tischler, der ihn in ein Theater umschaffen mußte, den nöthigen Rath zu ertheilen. Vor Allem sollte ich die Rollen des kleinen Stückes ausschreiben, das sie mir sofort übergab, und sofort Lars in der seinigen einüben. Am Theatertag selbst sollte ich den Souffleur machen und außerdem Augen und Ohren überall haben. „Gerade solche Tage,“ fügte sie vertraulich hinzu, „benützen die Dienstboten am meisten zu ihrem eigenen Vortheile.“

Als sie mit ihrer Rede zu Ende war, war es mir, als ginge mir ein Mühlrad im Kopfe herum. Nur ein Gedanke stand klar vor mir, und ich sprach ihn auch sogleich aus: „Wann soll das Alles geschehen, da ich den ganzen Tag auf dem Zollamte zu schreiben habe oder sonst in Geschäften des Herrn außer dem Hause bin?“

„Ach, mein lieber Arnman,“ sagte die Frau und sah mich dabei so herzlich gut an, daß ich ihr glaubte, „der Mensch kann Alles, wenn er will. Ich für meinen Theil habe so unsäglich viel zu thun, daß ich wohl einsehe, ich muß die Nächte zu Hülfe nehmen.“

Jetzt verstand ich, woher die Zeit kommen sollte, aber ich konnte mich eines Seufzers nicht erwehren bei dem Gedanken, daß ich jede Nacht aufbleiben und über Gemälden gähnen müsse, statt zu schlafen, was ich so gerne thue. Aber was war zu machen? Ich verneigte mich und versprach mein Bestes zu thun.

Durch des alten Brostedt freundlichen Beistand gelang es mir, mich manchmal von meinen Geschäften wegstehlen zu können, und mit Anstrengung aller Kräfte wurde wirklich Alles auf den bestimmten Tag fertig. Das Stück ward aufgeführt; meine Dekorationen wurden bewundert, und ich mußte selbst staunen, wie

ich Sachen zu Stande gebracht, von denen ich zuvor kaum gehört hatte. Am meisten wurde bewundert, daß ich Lars seine kleine Rolle so gut eingetrichtert. Im letzten Akte aber beging er einen argen Streich, worüber die Frau Zollverwalterin beinahe in Ohnmacht fiel, die Andern aber tüchtig lachten. Herr Lars sollte nämlich den kleinen Gott Amor darstellen, natürlich in naturalibus, und war zu diesem Behuf mit eng anliegenden Nankinhosen ausgestattet worden, welche seine Mutter Tricots nannte; aber siehe da, der Gott hatte den Schnupfen, und als er gerade seine kleine Rede halten sollte, zog er sein blaurandiges Nastuch, das er gegen das Verbot seiner Mutter, es mit hinter die Coulissen zu nehmen, in den blinkenden Köcher gesteckt hatte, heraus und nun schneuzte sich Gott Amor, daß es im Saale wiederhallte.

Im Uebrigen endete das Fest zur allgemeinen Freude und Zufriedenheit. Ich half auch serviren, um gewiß des Guten genug zu thun, und als Alles zu Ende war, und der Zollverwalter mir mit einem herzlichen Handschlag für alle meine Mühe dankte, seine Frau mich auf die Wangen klopfte, mit der Versicherung, sie besitze einen wahren Schatz an dem klugen Arnman, da ging mein Diensteifer so weit, daß ich das Silbergeschirr sammelte, die Lampen löschte und alle Weinrestchen in einen Krug zusammengoß, den ich sofort in das Nebenzimmer stellte, denn solcher Weine bedient sich, wie ich mir hatte sagen lassen, die Frau Principalin zur Suppe.

Nach all diesen vielfachen Beschäftigungen schmeckte mir das Bett ganz herrlich. Ich hatte seit acht Tagen nicht ein einziges Mal wie ein ordentlicher Mensch ausgeschlafen, und als ich mich ins Bett legte, war es mir zu Muthe, wie in Abrahams Schooße. Dazu kam das Bewußtsein, daß ich, wie meine geliebte Mutter sagt, meinen Sinn gedemüthigt hatte. Es ist ein fröhliches Gefühl, mit sich selbst zufrieden zu sein. Wir können dann

mit leichterem Herzen an Den denken, der uns beständig auf den Weg des Guten leitet.

Am Tag nach dem Feste erhielt ich ein schönes, seidenes Halstuch, das Madame mit eigenen Händen für mich gesäumt hatte. Damit hatte sie mich eigentlich zu ihrem Sclaven gemacht, denn lese ich jetzt nicht jeden Morgen mit dem tölpelhaften Lars und habe ich ihn nicht zu waschen, zu bürsten und zu kämmen, gleich als ob meine Wohlfahrt darauf beruhte, aus dem eigensinnigen Buben etwas Rechtes zu machen? Zuweilen erinnere ich ihn auch an sein Schnupftuch, an das er glaube ich, blos das einzige Mal gedacht hat, wo er es hätte zurücklassen sollen.

Du siehst, liebe Mutter, daß ich lavirt habe, bis der Wind gut geworden ist.

Aber jetzt ist es wohl nicht mehr zu früh, von dem kleinen gelben Hause und seinen Bewohnern zu sprechen. In demselben grünen Zimmer, in welchem meine lieben Eltern gewohnt haben, steht jetzt ein Bett mit braunrothen Kattungardinen, und die Besitzerin ist die verwittwete Frau Carlmark. Du hast Dich sehr getäuscht, Mutter, wenn Du glaubtest, Carlmarks wissen nicht, wem sie damals die Rettung ihrer Waaren zu danken hatten. Sie ahnten es recht gut, allein sie waren zu delicat, um ihre Ueberzeugung in einer Sache auszusprechen, welche den Vater in Verlegenheit bringen mußte. Jetzt ist es etwas ganz Anderes. Mit mir, dem Sohne, spricht die arme Frau gern von den vergangenen Tagen und preist und segnet denjenigen, der für ihre Bitten nicht taub geblieben.

Carlmark selbst ist schon mehrere Jahre todt und seine Frau mit ihrer einzigen noch lebenden Tochter — der jüngsten — ernährt sich durch Nähen. Die Söhne sind draußen auf der See, und Frau Carlmark hat keine Stütze außer ihrer Josephine; diese aber ist ein sehr geschicktes Mädchen, obgleich erst sechzehn Jahre alt. Dabei ist sie ungemein fleißig, und ich halte es wirk-

lich für eine sehr gute Geduldlection, wenn ich sehe, wie sie den ganzen lieben Tag, ohne sich die mindeste Erholung zu gönnen, über ihrem Stickrahmen gebeugt dasitzt und gleichwohl am Abend immer freundlich und vergnügt ist, wenn sie ihrer Mutter eine kleine Freude bereiten oder bei irgend einem Geschäfte an die Hand gehen kann. Das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter ist ungemein schön und es thut mir wirklich in der Seele wohl, es anzusehen. Da glaube ich dann, daß Du Recht hast, wenn Du sagst, es gebe auf der ganzen Gotteswelt Nichts, was sich mit der Seligkeit der Mutter über ein gutes, tugendhaftes Kind vergleichen ließe. In Frau Carlmarks Augen leuchtet diese Seligkeit, so oft sie ihre Josephine betrachtet und den Bewegungen ihrer flinken Finger folgt, welche für den Unterhalt ihrer armen Mutter arbeiten.

Josephine ist nichts weniger als schön. Sie ist bleich und mager, und ihr beständiges Sitzen hat ihr eine gebogene Haltung gegeben, welche bei der ohnehin kleinen und etwas gedrungenen Natur gar unvortheilhaft läßt. Aber das macht Nichts; man sieht gar nicht darauf oder denkt wenigstens nicht daran, wenn man in ihre freundlichen sanften Augen sieht. Sie haben das schönste Blau und einen so unbeschreiblich gutmüthigen Ausdruck, daß ich nicht begreife, wie Jemand, was ich schon oft gehört habe, dem armen Mädchen von ihrem Arbeitslohne abmarkten kann. Ich wurde mit ihnen durch meine Principalin bekannt, welche mich hinschickte, um zu fragen, was ein Paar Gardinen zu nähen kosten. Die liebe Frau hat nämlich die Gewohnheit, ihre Dienstboten ungemein zu schonen, wenn sie Jemand anders erwischen kann: „denn," sagt sie, „sie stehlen mir doppelt so viel Zeit, die sie zu ihren Geschäften nöthig haben. Diesmal erfüllte ich ihren Wunsch mit wahrem Vergnügen, denn da Du mir so viel von Carlmarks erzählt hast, so freute ich mich sehr, sie kennen zu lernen. Ueberdies wohnten sie ja in

dem kleinen gelben Hause, wo meine geliebten Eltern gewohnt hatten.

Ich ging hin und klopfte an die Thüre des Zimmers, in welchem ich selbst einst im Kinderrocke herumgesprungen und gespielt. Ein leises Herein hieß mich öffnen. Es ist ein wunderliches Gefühl, zu Fremden in ein Haus zu kommen, wo man einmal heimisch gewesen ist. Es war mir auf einmal, als stände Alles klar vor mir, von der Zeit an, wo ich mit dem ABCbuche in der Hand auf dem Schemel neben dem eisernen Ofen, mit den großen Pferden und Reitern darauf, saß. Sie standen richtig noch auf demselben Platze, und ich konnte kaum die Augen von ihnen abwenden, denn es vergegenwärtigte sich mir immer lebhafter, wie oft ich mir, wenn ich sie nehmen wollte, Blasen an die Finger brannte und wie Du immer riefest: „Geh vom Ofen weg, Kind, sonst bekommst Du die Ruthe."

Endlich erinnerte ich mich doch, daß ich ein anderes Geschäft hatte, als meine alten Bekannten anzusehen. Ich drehte mich um, und da stand die alte Frau mit ihrer Tochter, die mich mit eben so großer Aufmerksamkeit betrachtete, wie ich meine lieben Reiter. „Meine Eltern haben hier gewohnt," sagte ich, denn ich glaubte meine Rührung nicht einfacher und besser erklären zu können. „Ich heiße Arvid Arnman."

„Arnman!" rief Frau Carlmark und ihre Augen leuchteten vor Freuden. „Seien Sie herzlich willkommen. Ich habe Ihre Eltern sehr gut gekannt — haben Sie Ihnen nie den Namen Carlmark gesagt?"

Jetzt war die Bekanntschaft gemacht. Ich mußte Caffee aus ihrer kleinen Kanne trinken und sehen, wie die Balsaminen gediehen; sie wurden so wohl gepflegt zur Erinnerung an die wackere Madame Arnman. Ich war so glücklich, bei der alten Carlmark zu sitzen und aus ihrem eigenen Munde das Lob meiner lieben Eltern zu vernehmen, daß ich den Auftrag meiner Principalin beinahe vergessen hätte. Endlich, als sie ihre Er-

zählung beendigt, wie sie im Anfang einige Jahre lang sich durch ihren neuen Handel ziemlichen Wohlstand erworben, später aber durch Unglücksfälle in tieferes Elend gerathen seien, als je, rückte ich mit meinem Auftrage heraus, um ein Gespräch abzuknüpfen, das ihr nothwendig peinlich sein mußte. Die artige Frau schien sich zu freuen, als sie auf ein anderes Kapitel kommen konnte. Sie hat noch immer zu viele Rücksicht auf den Ruf ihres verstorbenen Mannes, um zuzugeben, daß seine Neigung zu starken Getränken und die daraus folgende Vernachläßigung des Geschäftes die Unglücksfälle herbeigeführt hatten, welche sie und die Kinder aufs Neue in die Prüfungsschule der Armuth geführt.

Ich wußte das Zartgefühl der Frau Carlmark zu schätzen: es machte ihr wirklich Ehre. Wir sprachen jetzt blos noch von dem Gardinenzug, und Mutter und Tochter überschlugen die Kosten. Als ich aber nach Hause kam, fand meine Frau Principalin Alles rasend theuer, und ich erhielt den Auftrag, ein bestimmtes Angebot zu machen. Dazu hatte ich jedoch nicht das Herz, denn ich hatte ihre Freude über eine so große Arbeit mit eigenen Augen gesehen, und sie hatten die dazu nöthige Zeit so genau berechnet, daß ich, als ich dies hörte, nicht begreifen konnte, wie sie im Stande waren, um einen so mäßigen Preis zu arbeiten. Ihnen statt dessen nun blos zwei Drittel zu bieten, dazu konnte ich mich so wenig entschließen, als sie auf einmal wieder um den ganzen Verdienst zu bringen, auf den sie sich Rechnung gemacht. Was ich jetzt that, wird gewiß meine gute Mutter nicht tadeln, und auch Onkel Pehr nicht, obgleich er vielleicht den Kopf schüttelt und sagt: „Ja freilich, er hat es ja, namentlich zu solchen Extraausgaben.“ Ich ging zu Frau Carlmark und sagte ihr, meine Principalin sei mit ihren Bedingungen zufrieden; der Frau Zollverwalterin sagte ich das Nämliche von Josephine. Diese arbeitete fleißig, und meine Frau Principalin hatte das Vergnügen, ihre neuen Gardinen am großen Feste aufhängen zu können.

Ich sparte das fehlende Sümmchen zusammen und fühlte mich nie so glücklich, wie in der Stunde, wo ich zur Frau Carlmark ging und ihr im Namen der Zollverwalterin die Rechnung bezahlte. Josephinens bleiche Wangen bekamen eine so reine Farbe, wie nur die lieblichste Art Balsaminen. Sie kam mir wirklich schön vor, als sie das Bischen Geld ihrer Mutter überreichte.

Seit der Zeit spreche ich oft bei ihnen ein, wenn mich mein Weg gerade vorüberführt. Ich nehme dann meinen Platz gewöhnlich am Ofen, so daß ich bald meine alten Freunde in Eisenrüstungen, bald Josephine, und zwar von der Seite ansehen kann. Schade, daß sie so bleich und mager ist. Gewiß arbeitet sie auch die Nächte hindurch, das arme Mädchen. Doch ich kann ihr hartes Schicksal blos beklagen und sie nur-zuweilen ein wenig erheitern, sei es nun durch meine früheren Abenteuer in den Scheeren oder durch die Beschreibung unseres gemüthlichen Stübchens zu Hause, wo sich freilich Alles um die zwei Grundpfeiler desselben, Dich, liebe Mutter, und den alten Lieutenant dreht.

Zum Schluß kann ich Dich versichern, daß Deine Besorgniß in Beziehung auf Jungfer Christine jetzt durchaus keinen Grund mehr hat. Ich gehe selten in die Küche, denn ich will Nichts mit ihr zu thun haben. Sie ist eine hinterlistige, freche Person, und ich bin bald genug hinter ihre Schliche gekommen. Auch gibt sie mir jetzt statt ihrer früheren Freundlichkeit auf alle möglichen Arten ihre Ungnaden zu erkennen; allein ich thue, als merkte ich es nicht. Mit Lars habe ich meine liebe Noth; er spielt mir, wo er kann, einen Possen, wenn ich nur eine einzige Minute aufopfere, um das Geplauder des Mädchens anzuhören. Ich weiß nicht, ob auch der Zollverwalter ärgerlich über sie ist, aber so viel ist wahr, daß er nicht nein zu sagen wagte, als seine Frau beim Mittagessen sagte: „Ich habe heute der Haushälterin aufgekündigt: das Mädchen wird ganz unerträglich.“ Der eigent-

liche Grund aber soll der sein, daß Jungfer Christine sich von der Zollverwalterin überraschen ließ, als sie sich eben das Vergnügen machte, zu lauschen.

Du kannst also jetzt in allen Stücken ruhig sein, meine liebe Mutter, und auch in Beziehung auf den wohlgemeinten vortrefflichen Rath in Onkel Pehrs Brief. Ich fasse ihn gewiß richtig auf, und sowohl Deine, als seine Ermahnungen kommen mir sehr gut zu Statten, wenn ich jede zur rechten Zeit befolge. Mit Gottes Hülfe sollt ihr in Zukunft Freude an mir erleben. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, mit der Zeit einen ähnlichen Dienst zu bekommen, wie der Vater. Es ist dies zwar ein beschwerliches, aber ein frisches, munteres Leben. Und wie schön und ehrenvoll ist es, unter der Flagge der Krone zu kommandiren.

Was ich Dir nicht berichtet habe, steht in dem Brief an den Onkel. Meinen herzlichen Gruß an Annicka und meine Armen. Auf Weihnachten will ich an sie denken. Gott gebe, daß wir keinen zu strengen Winter bekommen, ich könnte keinen vergnügten Tag haben vor dem Gedanken an das Elend, welchem unser kleines Fischerdorf dann entgegensehen müßte. Sonst aber bin ich heiter und vergnügt, auch, wie Du siehst, bei Principal und Principalin wohl angeschrieben; sie lassen Dich Beide vielmals grüßen durch Deinen Arve.

Siebenzehntes Kapitel.

— — — — manchen Sturm zuvor
Der kühne Schiffer glücklich überstand.
Doch dieser — großer Gott! welch' Fahrzeug hielt ihm Stand?
Das Segel reißt entzwei, das Schiff die Macht verlor,
Es treibt der ganze Rumpf wild an die Felsenwand.

Franzén.

Etwas über drei Jahre nach unserem letzten Besuch auf Tistelön finden wir spät an einem stürmischen Abend in den

ersten Decembertagen die Bewohner der Insel um das Kaminfeuer versammelt. Erika und die nun bald sechszehnjährige, in frischer Anmuth heranblühende Gabriele saßen schweigend bei ihrer Arbeit. Anton hatte sich in einer Ecke am Kamine zusammengekauert, wo er, den Rücken an die Wand gelehnt, halb schlummerte. Birger und Haraldson rauchten ihre Pfeifen und gingen, den gellenden Tönen des Sturmes lauschend, einsylbig auf und ab.

Der Abendtisch war längst abgedeckt, und Erika hatte schon ein Paar Mal ihren Stuhl gerückt, aber ein heftiger Orkan, der an den Fenstern vorbeiraste und sie in ihren Fugen erschütterte, veranlaßte sie, sitzen zu bleiben. Es kam ihr Alles so ungewöhnlich grauenhaft und unheimlich vor, daß sie beinahe die mindeste Veränderung in ihren eigenen Bewegungen fürchtete.

Aber nicht blos auf Erika, sondern auch auf der Männer abgehärtetes Gemüth schien sich das Düster dieses Abends mit einer gewissen Unheimlichkeit gelagert zu haben. Es war, als übte die aufgereizte Natur ihre wunderbare Macht über das Menschenherz aus und riefe aus der Nacht der Vergangenheit alle entsetzlichen Erinnerungen zum Kampfe herauf.

Gabriele, deren schuldlose Seele keine dergleichen Erinnerungen hatte, brach zuerst das Schweigen. „So hat der Sturm noch nie gerast, Vater,“ sagte sie, „oder hast Du je einen solchen erlebt?“

Der Alte antwortete blos mit einem Blick voll trotzigen Hohnes.

„Das ist ja die gewöhnliche Gesellschaft des Herbstes und Winters,“ bemerkte Erika und suchte durch den ruhigen Ausdruck ihrer Stimme die innere Unruhe zu verbergen.

„Nein,“ fiel Birger ein, „Gabriele hat recht: einen Sturm wie diesen haben wir in vielen Jahren nicht erlebt.“

„Ja, ja,“ lachte Haraldson, „es scheint, als hätte der Herr Lust, heute Abend Land und Strand zu segnen.“

Erika schauderte zusammen, aber Gabriele stand auf und ging an's Fenster. Ihr Auge stierte in das tiefe Düster hinaus, während sie ihre Stirne an die Scheibe lehnte, allein sie vermochte Nichts zu unterscheiden: kein Stern durchdrang die schwarzen Wolkenschichten. Die Natur draußen war eine Grabestiefe, worin ihr Blick versank, aber in dieser Tiefe fand sich gleichwohl nicht die Ruhe des Grabes. Da heulten tausend Stimmen, es tobte und raste wie Hohngelächter der Hölle. Aber mitten unter diesen gellenden Stimmen drangen zuweilen einige harmonisch klingende Töne hervor. Demjenigen, welcher mit den Scenen der Natur vertraut war und ihre Töne kannte, mußten jedoch diese Laute furchtbarer erscheinen, als das Gebrause der Meereswogen. Es war der Klang von Eisstücken, welche der Decembersturm losbrach und jetzt in die Brandungen warf, wo sie von den tobenden Wellen zerschmettert wurden.

Schaudernd zog sich das junge Mädchen zurück. Der Alte aber nahm seine Seemannsjacke von der Wand und sagte: „Ich will doch einmal hinabgehen und nach den Böten sehen."

„Gütiger Gott, was ist das?" rief auf einmal Gabriele, nach dem Fenster deutend, das sie so eben verlassen.

Zu Aller Verwunderung zeigte sich an der Scheibe eine ausgestreckte Hand, welche von Außen matt an das Glas klopfte.

Haraldson und Birger eilten augenblicklich hinaus, und während Erika und Gabriele noch in stummer Verwunderung auf demselben Platze standen, kamen sie mit einem halberfrorenen Wesen zurück. Es war ein Schiffsjunge, der von irgend einem gescheiterten Fahrzeuge her durch ein halbes Wunder auf die öde Tistelön geworfen worden. Sobald sie einen Menschen und zwar in diesem Zustande erblickten, verwandelte sich Erika's und Gabrielens Beklemmung in die innigste und werkthätigste Theilnahme. Der arme Junge erhielt alle Hülfe, die seine Lage erheischte, während ihn eines ums andere fragte: „Wer bist Du? Woher kommst Du? Sind euer mehrere?" Aber diese Fragen

blieben unbeantwortet, der Junge schüttelte blos den Kopf und deutete mit einer starren Bewegung westwärts. Der alte Haraldson nahm seinen Hut; er schien zu schwanken zwischen dem Wunsche, von dem Jungen, der allmälig zu sich zu kommen anfing, etwas Bestimmtes zu erfahren und der Lust, sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen, wie es draußen aussehe.

„Armer Bursche," sagte Birger, „kannst Du denn nicht sprechen? Wenn Du uns nur sagen könntest, wie Du auf unsere Klippe gekommen bist! Ist vielleicht Dein Schiff gescheitert? Bist Du allein gerettet, oder sind es noch mehrere, die der Hülfe bedürfen?"

„Der Kapitän, mein Kapitän!" rief der Jüngling. Es waren dies die ersten Laute, welche die erstarrte Zunge hervorzubringen vermochte.

„Gott sei Dank, daß Du die Sprache wieder hast! Dein Kapitän, sagst Du? Wo hast Du ihn, mein Junge?"

„Ach frage ihn nicht so viel, Birger," bat Gabriele innig; „laß ihn sich erst besser erholen. Trink, trink!" Sie reichte dem Schiffbrüchigen Warmbier, das sie in der größten Eile bereitet hatte.

„Mein Kapitän!" rief der Jüngling aufs Neue. „Helft, helft, er ist draußen auf dem Wrack."

„Ist es nahe dahin?" fragte Haraldson, und schritt auf die Thüre zu.

„Ja kommt, kommt, laßt uns gehen," antwortete der junge Seemann, dessen erschöpfte Körperkräfte jedoch der neu belebten Seele nicht zu folgen vermochten. „Der Kapitän ist allein auf dem Wrack, wir stießen auf die Paternosterscheeren, und die sind ja weit von hier. Die Bemannung warf sich auf das große Boot, welches hier an den Klippen zerschellte. „Meine armen Kameraden!" brach er jetzt weinend aus, „keiner von ihnen ist davon gekommen. Sie haben aber auch ihren Kapitän verlassen. Ich wollte bei ihm bleiben, allein er warf mich selbst ins Boot

hinab. Doch laßt uns ihm zu Hülfe eilen! Kommt, Ihr habt doch wohl Leute und Böte hier."

„Hoho, bei den Paternosterscheeren!" wiederholte Haraldson mit seiner eisigen, aller Theilnahme unzugänglichen Ruhe. „Dorthin gelangt in einem solchen Weststurm kein Boot von Tistelön. Du darfst's mir glauben, Junge," fügte er hinzu, indem er den Hut wieder wegwarf, „daß heute Abend der Satan los ist; doch Du wirst es schon selbst gespürt haben."

Mit einer Geberde der Verzweiflung ließ der Junge den Kopf sinken. Er schien selbst von der Unmöglichkeit überzeugt, diesem Wellenschlag entgegenzuarbeiten.

„Ja, es ist unmöglich, in der Nacht hinauszukommen," sagte Birger; aber man hörte seiner Stimme an, daß diese Gewißheit seinen männlichen Sinn tief schmerzte. „Keine menschliche Kraft vermag ein Boot auch nur einen Zoll weit in eine solch wüthende See hineinzutreiben. Du mußt Dich bis morgen gedulden, mein wackerer Junge, dann wollen wir einen Versuch machen, ob wir Dir helfen können."

„Aber mein Kapitän, was soll aus ihm werden? Ist es denn rein unmöglich, in der Nacht hinauszukommen. Ich bin kräftig, ich will arbeiten, ich will rudern, bis mir das Blut unter den Nägeln hervorspritzt!"

„Vergebens," wiederholte Birger bestimmt. „Erzähle uns jetzt, wie es mit dem Kapitän und dem Schiff zugegangen ist. Vielleicht steht es nicht so schlimm mit dem Wrack, wie Du glaubst. Bei Schiffbrüchigen ist es oft klüger, wenn das Schiff nicht sogleich sinkt, an Bord zu bleiben, als sich in die Böte zu werfen."

„Was für Ladung hattet Ihr?" fiel Haraldson ein.

„Wir kamen mit Balken von Westerwik. Es war eine zu geringe Last für unsern hübschen Schooner. Wir mußten die Verdeckslast über Bord werfen, und als wir an den Paternosterscheeren anstießen, zerbrach gleich der ganze Bug."

„Aber wie bekamet Ihr da das große Boot noch heraus?" fragte Birger, der mit dem Interesse eines Seemanns der Darstellung des Jünglings folgte.

„Lieber Birger," fiel Erika ein und trat mit hausmütterlicher Freundlichkeit vor den Schiffbrüchigen, „laß ihn jetzt zuerst sich erquicken, er hat es sehr nöthig; wenn er gegessen hat, kann er viel besser erzählen."

Jetzt wurde schnell das eine Ende des Tisches gedeckt. Gabriele legte dem jungen Seemann vor, und er aß mit vielem Appetit. „Wie heißt Du?" fragte sie ihn mit einem freundlichen Blick.

„Peter Lindgren. Es war die vierte Reise, die ich mit Kapitän Rosenberg machte. Ich war Schiffsjunge, wäre aber demnächst Matrose geworden."

Während der Jüngling trotz seiner großen Betrübniß und obgleich ihm eine Thräne um die andere über die Wangen hinab auf den Teller rollte, die ihm vorgesetzten Leckerbissen verzehrte, hatte auch Anton sich genähert und dem Kreise angeschlossen. Er machte keine Fragen, aber sein aufmerksamer Blick beurkundete Interesse und Theilnahme, als der junge Seemann nach dem Essen seine Erzählung aufs Neue begann.

„Ach, Herr!" — er schien sich mit besonderem Instinkt an Birger zu wenden, „das ist eine verdammte Küste, diese Scheeren da. Wir haben jetzt drei Tage lang einen westlichen Sturm gehabt, der uns bis von Anhold hertrieb. Gestern Abend ging der Vordertop über Bord, und wir konnten unmöglich einen neuen aufsetzen, denn auch der große Mast wurde vom Sturm ruinirt. Der Kapitän, dessen Sache es nicht ist, sich gleich nach einem Hafen umzusehen, sagte, wir wollen uns auf der See zu halten suchen bis der Sturm sich gebe. Heute früh, als es tagte, glaubten wir auch der Schaden am Vordermast sei nicht so gefährlich, aber Nachmittags kam ein solcher Nebel, daß man kaum seine Hand vor den Augen sah. Das Schlimmste war,

daß eine Welle unser Compaßhäuschen zertrümmerte und sowohl Lampe, als Compaß zerstörte. Wir suchten uns von den Paternosterscheeren entfernt zu halten, in deren Nähe wir uns nach des Kapitäns Berechnung befanden; aber die Rudertalje zersprang, und als das Schiff sich seitwärts wandte, zerbrach der große Mast und ging über Bord. Da half jetzt kein Steuern mehr, wir konnten uns nicht mehr gegen die Schlagwellen schützen und fingen nun an, blind herumzutreiben. Bei Sonnenuntergang stießen wir an. Beim ersten Stoß ging auch der Fockmast denselben Weg, wie die andern. Als wir die Verdecklast in die See warfen, riß das große Boot los und fuhr auf die Backbordlehne hinab, so daß wir es leicht in die See hinabbringen konnten, da die Schute einen Aufenthalt machte. Zu allem Glück hatte der Koch ein Seil daran befestigt, so daß das Boot uns nicht entwischen konnte. Das Schiff begann jetzt Risse zu bekommen, und der Bug wurde zertrümmert. Wir versuchten nun, einen Anker am Hintertheil auszuwerfen, aber die See brauste immer höher hinaus und der ganze Boden wurde in Stücke zertrümmert. Da rief der Steuermann, wir sollten das Wrack verlassen und uns in das große Boot retten! Ja, das könnt ihr, sagte der Kapitän! aber ich bleibe da, so lange eine Planke übrig ist! . . . „Sie müssen nämlich wissen, daß der Kapitän ein Hauptkerl ist," unterbrach Peter Lindgren sich selbst mit einem gewissen Stolz. „Ich glaube nicht, daß es auf schwedischen Verdecken viele gibt, welche sich dem Kapitän Calle Rosenberg an die Seite stellen lassen. Er spart zwar das Dagg nicht, allein er versteht sich auch aufs Segeln wie unter Hundert vielleicht nicht Zehn."

„Dann hätte er wohl am klügsten daran gethan, die Segel bei Zeiten einzureffen," fiel Haraldson ein.

„Ja das haben wir auch gethan," versetzte Peter Lindgren; „wir hatten alle Segel fest bis auf den Vormars, und der war

zerrissen, aber Sie sehen ja, wenn einmal die Stunde der Schute geschlagen hat, hilft kein Reffen und kein Manöver mehr was. Es war vorbei mit unserem prächtigen Schooner. Wer hätte geglaubt, daß sich die „drei Schwestern" an den verdammten Paternosterscheeren die Nase einrennen müßten?"

Der tiefe Seufzer, welchen der Gedanke an die Paternosterscheeren dem Schiffsjungen auspreßte, fand ein Echo in Antons Brust. Es zuckte ihm durch den ganzen Leib, aber er schwieg und hörte, wie die übrigen Peter, Lindgrens ungekünstelten Bericht ohne eigene Bemerkungen an.

„Ja, wie gesagt, als wir sahen, daß es mit der Schute vorüber war, beschlossen wir unser Heil im großen Boote zu suchen. Wir drangen in den Kapitän, uns zu folgen, allein Alles war vergebens. Da wollte ich mit aller Gewalt auch bei ihm bleiben, ich weiute und flehte, ich wollte um Alles in der Welt meinen Kapitän nicht verlassen, allein Kapitän Calle hat nie einen Widerspruch ertragen können. Ehe ich michs versah, hob er mich am Kragen in die Höhe und warf mich ins große Boot hinab. „Gott segne euch, Kinder," waren seine letzten Worte. „Ich hoffe, ihr rettet euch; was mich betrifft, so will ..." den Rest hörten wir nicht. Das Boot trieb dahin! der Steuermann steuerte und wir ruderten aus Leibeskräften. Wir habens uns gewiß sauer werden lassen, unser Leben davonzuschlagen, aber da kam auf einmal eine haushohe Sturzwelle über uns und brach sich gerade in der Brandung. Wie ich auf diese Insel gekommen bin, weiß ich nicht, aber meine Kameraden waren verschwunden. Ihr Geschrei tönt noch in meinen Ohren — es ist das Aergste, was ich je erlebt habe. Doch wollte ich mich zufrieden geben, wenn nur der Kapitän, mein ehrlicher Kapitän gerettet würde."

„Wir wollen sehen, was sich morgen thun läßt," sagte Birger. „Es ist wenigstens eine Möglichkeit vorhanden, daß wir nicht zu spät kommen; eine starke Natur kann viel aushalten. Inzwischen Dank für Deine Erzählung, Du bedarfst jetzt der Ruhe,

armer Junge. Willst Du dafür sorgen, liebe Erika, daß er ins Bett kommt?

„Und aus Balken bestand die Ladung, sagst Du?“ bemerkte Haraldson wie für sich selbst. „Die sind wohl alle davon geschwommen?“

Peter Lindgren verbeugte sich inzwischen, dankte für die gütige Aufnahme und folgte dann der freundlichen Hausfrau, die ihm in eigener Person eine kleine Kammer anwies.

Als der Schiffsjunge fort war, trennte sich die ganze Familie bald. Gabriele wollte sich ebenfalls zur Ruhe begeben, konnte aber nicht einschlafen vor dem immer wiederkehrenden Gedanken an den unglücklichen, schiffbrüchigen Kapitän, der auf seinem Wrack alle Schrecken der Nacht und des Sturmes auszustehen hatte, ohne daß menschliche Hülfe einen Weg zu ihm zu finden vermochte. Anton, der bleiche, düstere Anton blieb allein im Zimmer. Er wankte grübelnd auf und ab, und auf seinem Gesichte malte sich Angst und Entsetzen. Seine Seele war sichtbar erschüttert von den Erinnerungen, welche die Erzählung der Schiffsjungen in ihm hervorgerufen. Die Zeit hatte zwar eine oberflächliche Ruhe über die inneren Kämpfe des unglücklichen Jünglings gebreitet, aber in seinen Augen war noch immer eine stille Geistesverwirrung zu lesen, die jedoch Niemand mehr beunruhigte.

Haraldson und Birger standen am Landungsplatze und stierten in die stürmische Nacht hinaus. Es heulte und toste um sie her; der salzige Schaum raste in Wirbeln über die Felseninseln, auf deren Leeseite sie standen. Nur ein Kennerblick vermochte zu entdecken, daß Birgers Galeasse noch an ihrem Platze lag, und daß der sichere Anker auf gutem Grunde wohl dem Sturme zu widerstehen vermochte, welcher zu den wildesten gehörte, die je in den Bohusländer-Scheeren gerast. Mit Aufmerksamkeit betrachtete Birger die feinen, hin und her schwankenden Conturen seines Takelwerks, die für seinen scharfen Blick zwischen den Nebel-

massen hervorschimmerten. Ein minder geübtes Auge hätte nicht das Mindeste von der symmetrischen Takelage zu unterscheiden vermocht.

Nachdem die beiden Männer sich überzeugt, daß an ihrem eigenen Strande Alles gut stand, kehrten sie schweigend zurück. Keiner schien in der Lage zu sein, sich dem Andern mittheilen zu wollen. Sie waren zwar immer sehr einsylbig gegen einander gewesen, aber früher hatten sich doch ihre Gedanken und Beschlüsse in Handlungen begegnet. Jetzt war es anders. Sie lebten zwar noch immer beisammen, waren aber im Grunde noch mehr getrennt, als hätte ein großes Meer zwischen ihnen gelegen.

War in der Brust des Alten die frühere Raubgier und wilde Abenteuerlust wieder erwacht, so mußte er sie gleichwohl mit Gewalt ersticken, denn er wußte, daß in der Seele des Sohnes jeder Gedanke an den vormaligen, vermessenen Lebenswandel nur Abscheu erweckte. Ein unwillkürlicher Seufzer, der über Haraldsons Lippen kam, war vielleicht ein Abschiedsgruß für die frechen Seeräuberstücke, deren sein sündiges Leben sich rühmen konnte.

Nach einer schlaflosen unruhigen Nacht sahen endlich die Bewohner von Tistelön die graue Dämmerung am Horizonte hervorbrechen. Der Sturm hatte zwar nachgelassen, blies aber immer noch heftig genug, um das beabsichtigte Unternehmen unsicher zu machen. Erika bereitete Glühwein, den Birger mitnehmen sollte, und Gabriele war unermüdlich, Decken und Pelze herbeizuschaffen, denn sie konnte sich unmöglich überzeugen, daß die Wärme dem schiffbrüchigen Kapitän schaden könnte, im Fall sie ihn noch am Leben träfen.

Die Vorbereitungen waren inzwischen bald beendet, und noch ehe es vollkommen Tag geworden, begaben sich die ungeduldigen Seemänner auf ihre zweifelhafte Fahrt. Haraldson ging nicht mit, nicht weil ihn seine sechzig Jahre von einem ver-

artigen Abenteuer zurückhielten — sein Körper war noch stark und abgehärtet — sondern weil Gabriele ihn gebeten hatte, zu Hause zu bleiben, wobei Birger sie unterstützte, um selbst den Befehl zu führen, woran in der Anwesenheit des Alten nicht zu denken gewesen wäre. Drinnen im Hause ließ Haraldson seinen Sohn Birger Alles gelten, draußen auf der See aber hatte er seinen eigenen Willen, von dem ihn Nichts ein Haar breit abzubringen vermochte.

Die beiden Frauenzimmer blieben lange am Ufer stehen und folgten den Bewegungen des Bootes mit bekümmerten Blicken. Bald wurde es von einer schäumenden Schlagwelle in die Höhe gehoben und in einem Augenblick so weit zurückgeworfen, als die Männer es durch die Anstrengung von mehreren Minuten vorwärts gearbeitet hatten, bald drohte eine Eismasse es zu zermalmen, und nur Birgers geübter Arm, der das Steuerruder führte, vermochte dem jeden Augenblick bevorstehenden Untergange auszuweichen.

„Ach, es ist nicht möglich; sie gelangen nie zu dem Wrack," seufzte Gabriele und sah forschend die erfahrenere Erika an.

„Vielleicht, vielleicht auch nicht, wie Gott will. Jedenfalls ist Birger thätig und kraftvoll. Ich sah es ihm an den Augen an, daß er entschlossen ist, sein Möglichstes zu thun."

„Ja, aber wenn das Wrack schon auseinander gerissen, und der Theil, auf welchem der wackere Kapitän steht, fortgetrieben ist, wie können sie da eine Spur von ihm bekommen?" In Gabrielens schönen Augen schwoll eine große Thräne. Der Gedanke war so unaussprechlich bitter, daß die Hülfe vielleicht zu spät komme, vielleicht auch denjenigen, für welchen sie bestimmt, nicht zu erreichen vermöge.

„Wir müssen das Alles in Gottes Hand legen, meine Gabriele," sagte Erika beruhigend. „Wenigstens der Trost bleibt uns, Alles gethan zu haben, was wir vermochten. Aber siehst Du, daß der Vater und Anton, die droben auf der Bergspitze

stehen, irgend ein Signal vom Boote aus beantworten? Gebe Gott, daß dies ein glückliches Zeichen ist. Laß uns jetzt heimgehen; wir können doch Nichts mehr unterscheiden, und das Wasser, das schon so hoch gestiegen ist, geht Dir bereits bis an die Füße, Du erkältest Dich."

„Ach, was macht das? ich bin ja kerngesund. Du hast auch nasse Füße, Erika, aber Du sprichst nie von Dir selbst. Siehe, da kommt Anton herab; vielleicht hat er etwas Tröstliches zu verkünden."

„Inzwischen steuerte Birger, der seine beiden kräftigsten Ruderer mitgenommen hatte, geradezu auf die Paternosterscheeren los, wo nach des Schiffsjungen Beschreibung das Wrack liegen mußte. Die Fahrt war mühsam, allein die kühnen Seemänner ließen sich Nichts verdrießen. So oft sie durch eine Welle oder durch einen Umweg zurückgeworfen oder zurückgehalten wurden, suchten sie die verlorene Zeit durch erneuerte Anstrengungen wieder einzubringen. Sie begannen jetzt unter Eisschollen Trümmer vom Schiffe zu bemerken, und diese Entdeckung gaben sie Haraldson zu erkennen. Hier hatte sich eine Masse Bälken aufgehäuft, dort war eine Eisscholle von einem langen Tau umschlungen, an einem andern Orte tanzten Stücke vom Mast und von den angestrichenen Brettern des Dahlbordes auf den schäumenden Wogen.

Der Schiffsjunge, der den ganzen Morgen stumm geblieben, saß vorn und deutete mit ausdrucksvollen Gebärden auf jedes vorübereilende Stück des ihm so theuren Schooners. In seiner jungen Brust raste dabei ein Schmerz, wie man ihn nur beim Anblick seines verheerten Vaterlandes empfinden kann. Aber jetzt war es nicht Zeit, sich herzzerreißenden Gefühlen zu überlassen. Er mußte seinen Kapitän suchen, und jeder Gedanke in seiner Seele, jeder Nerv in seinem Auge war gespannt, um irgend einen Schimmer von der geliebten Gestalt aufzufangen.

Endlich entdeckte man einen Punkt zwischen den Eismassen.

Für Peter Lindgrens treues Auge enthielt er Alles; den Andern war er unklar und sie hielten ihn etwa für einen Seevogel, über welchen der Schaum seine wilden Wirbel hinschleudere.

„Das ist der Kapitän, das muß er sein!" rief der Jüngling aufspringend.

„Unmöglich!" antwortete Birger. „Bis zu den Paternosterscheeren hin haben wir keine Spur von einem menschlichen Wesen entdeckt, und wenn hier ein Wrack gelegen hat, so ist es längst fortgeschwemmt. Wir sehen ja Nichts, als die Brandungen, die über die Klippen zusammenschlagen."

„Dort liegt es," fuhr Peter Lindgren mit Bestimmtheit fort. „Sehen Sie nicht etwas Grünes?"

„Meiner Seel, es ist mir, als sehe ich dort einen grünen Busch mitten unter den Eisschollen," bemerkte einer der Ruderer.

„Das ist die Winde," rief Peter jubelnd, „und dicht daneben steht der Kapitän."

„Wahrhaftig," fiel Birger ein, der seine ganze Sehkraft anstrengte, „es sieht aus, wie ein Wrack. Haltet euch gut, Kinder!" Und mit kraftvollen Ruderschlägen wurde das Boot gezwungen, die schäumenden Wogen zu durchschneiden.

Birgers Aufmerksamkeit folgte mit gespannter Erwartung den immer deutlicher werdenden Theilen des Wrackes. „Die grüne Winde," sagte er zu Peter, „sehe ich wohl, aber Nichts von einem Menschen. Das Verdeck scheint noch zum größten Theil erhalten zu sein, der Bord aber fehlt gänzlich."

„Ja, aber der Kapitän kann wohl da sein," sagte Peter ängstlich. „Er kann sonst nirgends sein; ich fühle es, daß er dort ist."

Man ruderte weiter, und zwischen Eis und Brandungen nahte sich endlich das Boot dem nackten Wracke. Alles, was einem Schiff seinen zierlichen Schmuck verleiht, alles Poetische in der dahin schwimmenden Gestalt, dem Meisterstück des menschlichen Scharfsinnes und Berechnungsgeistes, war dahin, war ein

Raub der stürmenden Wogen geworden, und auf dem geräumigen Verdeck, welches jetzt allein das ganze Wrack bildete, erhob sich die grüne Winde, gleich einer gigantischen Seerose über dem tosenden Meere.

Dort saß das Verdeck zwischen zwei Klippen eingekeilt und bildete mit denselben einen kleinen Hafen. Das Boot legte an und kaum hatte es mit seiner Spitze das Wrack berührt, als Peter Lindgren sich mit einem Sprung hinaufschwang und auf die Winde flog, von wo aus er einen Freudenschrei ausstieß. „Der Kapitän ist hier, der Kapitän ist hier!“ rief er zweimal, aber das zweite Mal mit einer Stimme, in welcher die Freude dem Kummer gewichen war.

Birger, der dem Schiffsjungen auf dem Fuße gefolgt, trat bei dem Anblick, welcher bei näherer Betrachtung Peters lebhafte Freude in tiefen Schmerz verwandelt hatte, bestürzt zurück. Es lag wirklich ein Mann an die Winde festgebunden, aber leblos, und man sah deutlich, daß er seine letzten Kräfte darauf verwendet hatte, sich ein Seil um den Leib zu schlingen, um nicht von den Wellen fortgerissen zu werden. Der Mann war jung; die bleichen Gesichtszüge waren von einem dunkeln, dichten Haare überschattet, und die erstarrten Glieder verriethen kraftvolle Formen. In den Augenwimpern hingen Eistropfen, aber welches Gefühl die nun versteinerten Thränen in die leblosen Augen gelockt, wußte nur Gott und er selbst, sofern es nicht Tropfen aus dem Meere waren, die zu gleicher Zeit mit dem sterbenden Sohne des Meeres erfroren.

„Hier ist, wie es scheint, Nichts mehr zu retten,“ sagte Birger mit Rührung. „Alle menschliche Hülfe kommt, fürchte ich, zu spät.“

„Ja, es sieht freilich so aus,“ schluchzte Peter, „aber wir sollten ihn doch mitnehmen.“

„Was willst Du mit dem Leichnam im Boote?“ bemerkte einer der Ruderer; „er bleibt wohl hier liegen.“

Ein Blick von Birger gebot Stillschweigen. Im nächsten Augenblick hatte Peter Lindgren mit seinem Taschenmesser das Seil zerschnitten und mit einer Stärke, die man seiner Jugend nicht hätte zutrauen sollen, nahm er seinen geliebten Kapitän auf die Arme und trug ihn einige Schritte vorwärts. Mit Birgers Hülfe gelangte er glücklich ins Boot. „Jetzt, Kinder," sagte Birger mit dem kurzen ruhigen Tone, der seinen Befehlen jederzeit Nachdruck verlieh, „jetzt gilt es zu rudern. Der Ausgang unseres Unternehmens hängt von einer schnellen Rückfahrt ab — wenn je noch Leben in ihm ist." Seine kraftvolle Hand erfaßte das Steuerruder und, ohne ein Wort zu verlieren, machten sich die Bootsleute an die Arbeit.

Zum Glück war die Rückfahrt nicht mit den Schwierigkeiten verbunden, wie der Herweg. Das Boot wurde rasch von den Wogen fortgetrieben, und inzwischen rieb Peter nach Birgers Anordnung dem erstarrten Kapitän Gesicht und Hände mit Eis. Bald zeigte sich ein leises Zucken in den Augenlidern, und je bemerkbarer dies wurde, um so lauter erscholl Peters ungemäßigtes Freudengeschrei, das jetzt bald von Tistelön aus mit bewillkommenden Zeichen beantwortet wurde. Von kraftvollen Ruderschlägen getrieben, schwenkte sich das Boot um einen Felsenvorsprung in die Bucht der Insel und legte an.

Sämmtliche Bewohner des Hauses waren, Erika und Gabriele an der Spitze, den Rückkehrenden entgegengekommen. Aber Birger zeigte mit der Hand auf den leblosen Kapitän, und unwillkürlich zogen sie sich zurück. „Noch ist nicht alle Hoffnung auf einen kleinen Abtrag von meiner großen Schuld verschwunden," flüsterte er Erika in einem Tone zu, den nur sie verstehen konnte. Dabei drückte er sie an sein Herz und traf sogleich Anstalten, den Schiffbrüchigen in ein ungeheiztes Zimmer bringen zu lassen.

„Aber mein Gott, ich habe ihn ja kaum zu sehen bekommen!" klagte Gabriele. „Wie bleich und verstört er aussah!

Sicherlich hat er grausam gelitten, ehe er die Besinnung verlor — aber warum wird er nicht hieher gebracht, Vater?"

„Das taugt nichts, mein Kind!" antwortete Haraldson mit dem milden Tone, welchen er einzig und allein für Gabriele hatte. „Bist Du die Tochter eines alten Seemannes und weißt nicht einmal, daß ein warmes Zimmer nicht für erfrorene Glieder paßt!"

„Ach ja! ich habe es auch schon gehört," sagte unsere junge Heldin, „aber man kann nicht an alles denken, was man einmal gehört hat." Die Sache war die, daß Gabriele außer einem warmen Mitgefühl eine sehr bedeutende Portion Neugierde besaß, den blassen, schiffbrüchigen Kapitän näher zu sehen, der schon durch sein verwegenes Zurückbleiben auf dem Wrack einen vortheilhaften Eindruck auf ihr eigenes lebendiges und entschlossenes Gemüth gemacht hatte. Aber ihn jetzt zu sehen, war unmöglich, denn in dem Zimmer, wohin man ihn gebracht, versammelte sich nur das männliche Personal des Schlosses. Eben das verdroß sie, daß man ihn nicht naß und erstarrt, wie er war, in das Wohnzimmer gebracht hatte. Erika bemerkte Gabrielens Verstimmtheit und unterrichtete sie mit wenigen Worten über die Zweckmäßigkeit der Anordnungen Birgers, so daß die Kleine einsah, Geduld sei das einzige Mittel, welches sie für ihren Theil anwenden könne.

Inzwischen beschäftigten sich Birger, Peter Lindgren, mitunter auch der sonst theilnahmslose Anton mit dem erfrorenen Manne und ihre menschenfreundlichen Bemühungen blieben nicht fruchtlos. Sie bemerkten, wie die Brust sich hob, das Auge sich öffnete und die Gesichtszüge wieder Leben erhielten. Mit einem Ausdrucke der Bestürzung erwachte der Ohnmächtige. „Was ist das?" fragte er und sein Blick irrte im Zimmer umher.

„Der Kapitän lebt," rief Peter Lindgren, der vor Freude beinahe den Verstand verlor. „Er lebt, er lebt!"

Kapitän Rosenberg richtete mit kraftvoller Bemühung den

Kopf empor. Sein erster Blick fiel auf Peter, der zweite auf Birger. „Wo bin ich?“ fragte er langsam.

„Sie sind vom Wrack gerettet,“ antwortete Birger, „und alle Hülfe, die wir Strandbewohner anbieten können, steht zu Diensten.“

Der Kapitän fuhr mit beiden Händen über das Gesicht und sein Gedächtniß kehrte immer klarer zurück. „Ha,“ sagte er mit einem eigenen Ausdruck, „also abermals gescheitert!“ Er schwieg einige Augenblicke, aber in diesem Schweigen lag etwas Rührendes. Es war kein weichlicher Schmerz, kein jammerndes Klagen, kein trotziger Uebermuth, kein kleinliches Verzagen; es war des Mannes Bewußtsein in einem großen Augenblick, das plötzliche Bewußtsein eines Unglücks, dessen Tiefe er selbst zu ermessen vermochte. Inzwischen erholte er sich bald, und sagte, gegen Birger gewandt: „Gewiß habe ich meine Rettung Ihnen zu verdanken?“

„Nein, nicht ganz, ich habe blos dazu beitragen können,“ antwortete Birger. „Diesem treuen wackeren Jungen, welchen die Vorsehung beim Scheitern des großen Bootes auf unsere Insel warf, haben Sie Ihr Leben zu verdanken. Der hat uns den Weg gezeigt.“

„So, Peter,“ versetzte der Kapitän und sah den Jüngling lange innig an. „Aber Deine Kameraden, Peter?“

„Sie sind alle verschwunden, Kapitän!“ Peter Lindgrens so eben noch von Freude strahlendes Auge wurde von einer Thräne benetzt.

„Schade um die Mannschaft,“ murmelte der Capitän für sich; „lauter tüchtige Leute! Und Du allein bist übrig geblieben?“ fügte er laut hinzu. „Komm, hilf mir aufstehen, ich will versuchen, ob meine Beine mich tragen. Recht so, mein Junge, Du ehrliche Seele Du!“ Ein neuer freundlicher Blick, denn es war Rosenbergs Sache nicht, mit Worten Lob zu verschwenden, setzte Peter in Feuer und Flammen. „Nur sachte, sachte!“ sagte

der Kapitän ungeduldig; „geh sachte mit mir um! ich bin doch beim Teufel kein Brett. Sachte, Du Schlin . . .“

„Gott sei Dank!“ murmelte Peter mit funkelnden Augen, „jetzt lebt er wieder.“

Birger stützte den Kapitän auf der andern Seite. „Jetzt geht es ja so ziemlich,“ sagte er; „eine kleine Erfrischung wird Ihnen wohlthun. Darf ich Sie in ein wärmeres Zimmer einladen, wo mein Vater, meine Frau und meine Schwester mit Ungeduld darauf warten, unsern Gast zu sehen?“

Der Kapitän warf einen Blick auf seinen nassen Seemannsrock, aber Birger zeigte ihm trockene Kleider, nebst der nöthigen Wäsche, womit Anton so eben eintrat.

„Sehen Sie, mein Bruder hat schon dafür gesorgt; aber jetzt wollen wir vorausgehen. Sie sind wohl mit einem vertrauten Diener am besten berathen.“

„Ich danke schönstens,“ sagte Rosenberg mit einer verbindlichen Verneigung des Kopfes gegen Anton, der die Kleider neben ihn legte. „Ein Schiffbrüchiger darf ohne Umstände das Wohlwollen annehmen, mit dem man ihm entgegenkommt.“

„Ich hole Sie nach einer Weile ab,“ sagte Birger und verließ das Zimmer mit Anton, der zwar wortkarg, wie immer, gleichwohl diesmal mit sichtbarer Theilnahme aus seiner ruhigen, trägen Unthätigkeit herausgetreten war.

„Peter,“ sagte der Kapitän, „also Du bist es gewesen, der die ehrlichen Leute aufgefordert hat, mich zu retten? Ich bin begierig, ob ich je einmal etwas Schifffahrtskunde in Deinen dummen Schädel hineinbringe, dann könnte noch ein tüchtiger Seemann aus Dir werden. Aber was stehst Du da und hast Maulaffen feil? Du siehst ja jetzt, daß ich lebe! Hilf mir die Kleider anziehen und sorge dafür, daß ich einigermaßen menschlich aussehe.“

Achtzehntes Kapitel.

Wärmende Sonne der Schöpfung, o Weib! Du Seele des Lebens,
Lilie, breitend den Duft über die Oede des Thals!

Bergmann.

Selbstständige Kraft des Mannes erste Tugend.

Tegnér.

In dem düstern Eckzimmer, Erika's Zufluchtsort, wenn sie der Einsamkeit bedurfte, fand Birger seine Frau. Es lag eine gewisse Zärtlichkeit in der Vorsicht, mit der er die Thüre halb öffnete.

„Komm herein!" sagte Erika mit inniger Freundlichkeit. „Ich sehe Dir an, daß Du gute Botschaft bringst."

„Ja." Der von seinem eignen Herzen verurtheilte Mann beugte sich über seine Frau und flüsterte ihr zu: „Gott hat mir gestattet, zur Rettung eines Menschenlebens beizutragen; Deine Gebete, liebe Erika, werden das Uebrige thun."

In Erika's milden Augen lag ein wonnevoller, seliger Friede. Auch ihr war es, als wäre durch die Rettung des schiffbrüchigen Kapitäns etwas von Birgers großer Schuld abgetragen worden, und dies dachten beide von jeder guten Handlung, welche Birger auszurichten vermöge. Es war merkwürdig, wie dieser ernste, bestimmte, in seinem ganzen Wesen so kraftvolle Mann, der überall durchdrang, wenn er das Gewicht seines starken Willens in die Wagschaale legte und allgemein für derb und reizbar angesehen wurde, allein mit seiner Frau und seinem Gewissen (diese waren so ziemlich eins) sogleich einen andern Charakter annahm. Gegen sie war er zärtlich, mild, ja sogar weich. Sie las in seines Herzens Innerstem, sie sah den nagenden Wurm, der ihm nie Ruhe ließ; aber ihre sorgliche Hand war es auch, die den wilden Schmerz zu beschwichtigen verstand. Sie leitete

die Gedanken ihres Mannes zu Gott, sie veranlaßte ihn zu guten Handlungen, zu frischer Wirksamkeit. Sie überließ ihn niemals sich selbst. Alle seine Bekümmernisse, alle häuslichen Sorgen theilte sie mit ihm. Er verbarg ihr keine Unternehmung, und das verständige, liebevolle Weib ermunterte und veranlaßte ihn oft selbst zu Handelsgeschäften, nicht des Gewinns halber — — Niemand konnte von der Begierde nach irdischen Schätzen freier sein, als sie — sondern weil vergrößerte Wirksamkeit seiner Laune immer eine bessere und angenehmere Richtung gab.

Erika wußte vielleicht selbst nicht recht, wie lieb ihr Birger geworden war; aber heute, als sie am Ufer stand und sah, wie sein starker, kraftvoller Arm das kleine Fahrzeug sicher durch Eisschollen und Brandungen hindurchsteuerte, als sie ihn mit unerschütterlicher Ruhe und Festigkeit den rasenden Wogen jeden Fußbreit abkämpfen sah, da schwoll ihr das Herz, sowohl von weiblicher Furcht, als von weiblichem Stolze. Diese Gefühle waren von der eigenen Kraft der Natur besiegelt. Die Frau liebt es, den Mann Handlungen ausführen zu sehen, welche von Geistesgegenwart und Stärke zeugen, nicht weil sie selbst uralten Traditionen zufolge die schwächere Hälfte bildet, die Ranke, welche der Stütze bedarf u. s. w., sondern einzig und allein, weil die Kraft des Mannes und absonderlich des geliebten ihre eigene Kraft belebt. Sie lernt ihn achten und lieben — und diese Gefühle befestigen die Liebe weit mehr, als eine ganze Menge bedeutungslose, durch Gewohnheit trivial gewordene Phrasen.

Um aber zu Erika zurückzukehren, so wirkte auf sie auch die Angst, die sie ausgestanden. Sie war zwar jeden Herbst unruhig, bis Birgers Rückkehr ihren Besorgnissen ein Ende machte; aber in Lebensgefahr hatte sie ihn heute zum ersten Mal gesehen. Der Eindruck war tief: unter der ruhigen Oberfläche wohnten warme Gefühle. Die Pflicht zu lieben, war allmälig ein Gebot ihres Herzens geworden, indeß verstand sie sich so gut zu be-

herrschen, daß Gabriele Nichts von ihrer inneren Aufregung merkte, denn sie sprach mit dieser so ruhig und gefaßt, als nur immer.

Nur Birger erkannte auf den ersten Augenblick, daß ihr Herz mit größerer Unruhe für ihn schlug, als gewöhnlich. Dies war es ohne Zweifel, was ihn hinriß, gegen seine sonstige Gewohnheit seine Frau in Gegenwart anderer Personen zu umarmen. Dem sei indeß, wie ihm wolle, jetzt standen sie allein beisammen in dem engen Stübchen. Birger schlang mit der beinahe schüchternen Hingebung, die seine Liebe für Erika bezeichnete, den Arm um ihren Leib, und willig und liebevoll lehnte sie ihren Kopf an seine Schulter.

„Ich glaube beinahe, Du liebst mich jetzt, Erika,“ sagte er und blickte ihr vertrauensvoll ins Auge.

„Ja, Birger, das weiß Gott, ich habe Dich sehr lieb. Doch wir dürfen diese Stunde nicht für uns allein behalten: wir müssen an unsern Gast denken — wie steht es mit ihm?“

„Weit besser, als ich hoffen konnte. Er zieht sich jetzt mit Hülfe des wackern Schiffsjungen trockene Kleider an. Ich will ihn sogleich abholen. Ella besorgt doch wohl das Frühstück?“

„Es ist bereits fertig . . . Wie gefällt Dir denn der Kapitän?“

„Er scheint mir ein tüchtiger, braver Mann zu sein, an Wort ohne Zweifel etwas barsch.“

„Und wie erträgt er sein Unglück?“

„Wie es einem Manne geziemt, er schweigt darüber . . .“

„Erika! Anton sagt, der Kapitän wolle kommen,“ rief Gabriele zur Thüre herein, in der Meinung, ihre Schwägerin mit einer Neuigkeit zu überraschen.

„Weiß schon, weiß schon! Birger will ihn eben abholen. Decke nur schnell den Tisch, liebe Gabriele.“

Gabriele flog wie der Wind nach der Küche und von der Küche ins Wohnzimmer. „Soll ich Wein bringen?“ fragte sie;

da aber Niemand auf sie hörte, holte sie ein Paar Flaschen von Haraldsons ältester und bester Sorte. Der Alte begegnete ihr, als sie eben mit ihrem Fange zurückkam.

„Was hast Du da, mein Engel?" fragte er.

„Wein, lieber Vater."

„Wein? Bier hätte es auch gethan. Aber von wo hast Du ihn genommen?"

„Ich bin das Leiterchen hinaufgeklettert und habe ihn vom obersten Brette geholt — dort steht ja doch wohl der beste?"

„Ei, das ist mein alter Wein, wie man heutzutage gar keinen mehr bekommt und der vor Deiner Hochzeit gar nicht angerührt werden darf, mein Kind. Ich habe ihn eben Dir zu Liebe aufbewahrt; trage jetzt nur hübsch ordentlich die Flaschen wieder an ihren Platz."

„Vor meiner Hochzeit, Väterchen? ich habe noch keinen Bräutigam."

„Es wird schon einer kommen, wenn Du das Leben behältst, aber trage jetzt nur den Wein wieder hinunter und schwatze nicht lange. Birger hat etwas Portwein auf dem untern Brett; nimm von diesem eine Flasche."

„Ach nein, Vater, er geht jetzt eben in die blaue Stube hinein," sagte Gabriele lauschend. „Ich kann ihm doch nicht mit den Flaschen begegnen. Bestes Väterchen, laß mir jetzt den Hochzeitswein, es bleibt noch immer genug übrig."

„Spitzbübin du!" Mit diesen Worten riß Haraldson eine der Flaschen an sich und hatte sie glücklich in einen kleinen Wandschrank gestellt, wozu er selbst den Schlüssel bei sich führte, als Birger mit dem schiffbrüchigen Kapitän am Arme hereintrat und seinen Gast vorstellte: — zuerst Haraldson, der ihn in seiner Art höflich willkommen hieß, dann Erika, die von der andern Seite herein kam, und zuletzt Gabriele, welche sogleich die Artigkeit hatte, dem Kapitän einen Stuhl zu holen, da ihm das Stehen sehr sauer anzukommen schien.

„Das wäre mir nicht eingefallen," sagte Kapitän Rosenberg, indem er seine Augen schnell von der hübschen Frau des Hauses auf die prachtvolle Rose von Tistelön, die schöne Gabriele, schweifen ließ; „das wäre mir nicht eingefallen, als ich meine Seele gestern Abend in Gottes Hand befahl, daß ich heute in einem andern Paradiese erwachen würde, als von welchem die Schrift erzählt; aber Dank sei es der Vorsehung, meinem wackern Schiffsjungen und meinem hochgeehrten Wirth: ich fühle mich wieder ganz wohl."

Es lag in der Art, wie der junge Seemann sich ausdrückte, eine gewisse Munterkeit und Artigkeit, die bei einem Fall, wie der gegenwärtige, sowohl von Selbstbeherrschung, als von genauer Bekanntschaft mit feinerer Bildung zeugte. Gabriele fand ihn äußerst einnehmend in seinem Unglück, obgleich Birgers Rock ihm zu groß war und folglich nicht zum Besten stand. Erika dachte, die Lippen sprechen eine andere Sprache, als das Herz; denn trotz der angenommenen Ruhe, der höflichen Zufriedenheitsbezeugung lag doch in seinen düstern Augen, wenn sie zuweilen über das unruhige Meer schweiften, ein Ausdruck, welcher deutlich Gefühle verdolmetschte, denen sein männliches Herz in Worten Luft zu machen verschmähte. Es war der stille Kampf einer vom Unglück hart getroffenen, aber nicht niedergeschmetterten Seele.

Kapitän Carl Rosenberg, ein verdienstvoller junger Mann von fünfundzwanzig Jahren und bekannt durch ungewöhnliche Geschicklichkeit in seinem Beruf, so wie durch einen an Tollkühnheit streifenden Muth, hatte sich eigentlich selbst herangebildet. Frühzeitig der Pflege der Eltern beraubt, arm, ohne Verbindung, verdankte er es blos seinem eigenen Eifer, seiner unermüdlichen Thätigkeit und seiner brennenden Lust zum Seewesen, daß man ihm schon im einundzwanzigsten Jahr das Commando eines Schiffes anvertraute. Bei seiner niedrigen Herkunft (sein Vater war blos Bootsmann gewesen) gereichte es ihm um so mehr zum Verdienste, daß er sich neben einer seltenen Geschicklichkeit in seinem Fach auf eine gewisse Bildungsstufe schwang, welche ihm

in Verbindung mit einer natürlichen Keckheit und einem bedeutenden Talent zur Erzählung von Seemannsgeschichten die Zirkel der besten bürgerlichen Häuser öffnete, und dadurch erhielt er einen gewissen Anstrich von Politur, der auch den offenen, derben Seemann sehr wohl kleidete.

Aber Muth, Geschicklichkeit und das Vertrauen der Mitmenschen vermögen nicht vor den Heimsuchungen eines Plagegeistes zu retten, genannt Unglück. Rosenberg hatte wirklich Unglück. Schon vor zwei Jahren war er gescheitert, hatte jedoch damals einen Theil der Ladung und die ganze Mannschaft glücklich davon gebracht; diesmal ging Alles verloren, und unter den Trümmern des Wracks, auf welchem er erschöpft vor Anstrengung niedergesunken, sah er auch seine eigenen Hoffnungen auf Glück und Unabhängigkeit, vielleicht sogar auf zukünftiges Vertrauen zu Grunde gehen.

Kein Wunder, daß er einen schweren Kampf kämpfte; dem jungen Aar waren die Flügel beschnitten, vergebens suchte er sie zu einem neuen Flug zu erheben.

„Haben Sie die Güte und nehmen Sie zuerst einen Schluck Branntwein," sagte Birger, „Sie bedürfen dessen mein Seel."

„Der Fisch will schwimmen — wohl bekomm's Ihnen, mein Herr!" Mit diesen Worten überreichte ihm Haraldson sein Lieblingsgetränk und setzte hinzu: „Dieser Branntwein ist gewiß gut."

„Sehr gut," versetzte Rosenberg, „er hat seine guten sechs Grade." Er hielt sofort das Glas gegen das Licht und betrachtete den Inhalt mit Kennerblicken.

„Aber an des Vaters alten Wein reicht er nicht hin," fiel Gabriele ein, und deutete lächelnd auf die eroberte Flasche.

„Wie, hast Du des Vaters eigene Schätze heimgesucht?" fragte Erika mit einem Blick auf Gabriele.

„Das Mädchen macht mit mir, was es will," antwortete Haraldson mit einer Art Scherz, denn er ahnte nicht, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. „Sehen Sie einmal diesen Wein

da, Herr Kapitän; er ist schon sehr alt; ich habe ihn vor langen Jahren von einem Westindienfahrer gekauft. Wir wollen ihn einmal kosten. Hol' den Pfropfenzieher, Anton."

Anton, der bei der Erwähnung des Weinhandels mit dem Westindienfahrer aufgestanden war, wechselte mit Birger einen bedeutungsvollen Blick. Es lag ein bitterer Hohn in dem kurzen Lachen, womit er häufig seine Bewegungen begleitete; dieser war aber schärfer als gewöhnlich, als er dem Vater den Propfenzieher reichte, um die Flasche zu öffnen, eine der letzten Repräsentantinnen der alten Zeit, da der alte Haraldson keiner andern Münze, als seiner Verwegenheit und seines weiten Gewissens bedurfte, um sich alle möglichen Seltenheiten zu verschaffen.

Der Wein wurde eingeschenkt, und Gabriele forderte den jungen Kapitän auf, den ausgewähltesten Traubensaft zu kosten.

Rosenberg schien kein Kostverächter zu sein. Mit einer artigen Verbeugung gegen seine junge Wirthin leerte er das Glas und sagte: „Einen solchen Wein habe ich noch nie weder im In-, noch im Auslande getrunken. Ich wäre beinahe versucht zu glauben, daß er seit der Zeit, da unsere tapferen Vikinger ihre lustigen Fahrten in die Welt hinausgemacht haben, hier versteckt gelegen ist."

„Ja, sie hatten auch die Stammsitze in den Bohusländer Scheeren," versetzte Anton, der sich bei der leisesten Anspielung auf die Zeit der Sagen jedesmal wunderbar angezogen fühlte. „Man findet hier in den Felsen noch viele Schiffe eingehauen, und dies spricht für den Glauben, daß die Vikinger ein gutes Leben zwischen unsern Klippen geführt haben."

„Das läßt sich wohl denken," meinte Rosenberg; „auch wundere ich mich nicht, daß sie vorzugsweise diese verdammten Scheeren da gewählt haben, wenn sie im Frieden leben wollten. Bei meiner armen Seele, sie haben es ihren Feinden nicht sonderlich angenehm gemacht, sie in diesen Schlupfwinkeln aufzusuchen. Man sagt auch, die ganze Gegend rings umher eigne sich zum Schmuggelhandel."

„O die Zeiten sind längst vorbei," fiel Haraldson ein. „Aber was die Vikinger betrifft, so waren das Satansbursche, die wohl wußten, wie man lebt. Daß sie sich hier aufhielten, ist im höchsten Grade wahrscheinlich. In meiner Jugend, als ich noch weit herumstreifte, war ich oft auf Sotenäs. Dort finden sich viele Merkwürdigkeiten aus früherer Zeit: unter Anderem ist im Tossener Kirchspiele ein flacher Felsen, in welchem eine ganze Seeschlacht eingehauen ist; auch der große Russeberger Riesentof verdient wohl betrachtet zu werden. Nicht minder haben die Kirchen große Merkwürdigkeiten, künstliche Steine mit Runenschrift und es kommen vornehme Herren aus allen Weltgegenden, um sie zu sehen und abzuzeichnen."

„Mein Gott, was Du Alles gesehen hast, Vater!" sagte Anton, der zum ersten Male eine Art Lust verspürte, eine kleine Reise zu machen, um selbst des Glückes theilhaftig zu werden, diese Merkwürdigkeiten aus der Heidenzeit, wovon er so oft geträumt, näher zu sehen.

Aber Kapitän Rosenberg schien seinen Geschmack nicht zu theilen, sondern führte das Gespräch wieder auf praktischere Gegenstände, worunter der Schleichhandel und der Seezoll ihm besonders einer näheren Erörterung würdig zu sein schien. „Der Schleichhandel," sagte er gegen Birger gewendet, „ist eine natürliche, ich möchte beinahe sagen verzeihliche Folge des unerhört hohen Zolles, welchen wir für die einzuführenden Waaren erlegen müssen. Man könnte sie um dieses Geld noch einmal kaufen."

„Wohl wahr; aber ohne diese Abgabe wäre das Land vielleicht noch schlimmer dran. Unsere eigenen Fabriken, unsere eigenen Produkte würden bedeutend fallen."

„Es wundert mich," versetzte der Kapitän, „solche Grundsätze an einem Orte zu vernehmen, wo ich sie, aufrichtig gestanden, am wenigsten erwartet hätte. Aber ich respektire bei Jedem seine Ueberzeugung. Was inzwischen das Land betrifft, so möcht' es noch nicht ausgemacht sein, ob es nicht bei einer freien Ein-

und Ausfuhr mehr gewinnen würde. Betrachten wir zum Beispiel die Hansastädte; wo findet sich ein reicherer und blühenderer Handel, als in Hamburg? Ich komme und gehe, kaufe und verkaufe, ohne daß sich die verdammten Zollschnüffler mir an die Fersen hängen und mich herumhetzen, wie ein elendes Stück Wild. Es lebe die Freiheit! Ich bin kein Freund von Zwang und Auflagen."

„Klug gesprochen," bemerkte Haraldson und stieß mit dem Kapitän an.

Birger lächelte. Er dachte an die ungleichen Begriffe, welche der Kapitän und sein Vater mit dem gefährlichen Schleichhandel verbanden. Vielleicht war Birger selbst im Grunde überzeugt, daß größere Freiheit bei der Einfuhr ausländischer Produkte den Uebeln, welche die Schmuggelei in ihrem Gefolge hat, zuvorkommen oder sie wenigstens bedeutend vermindern würde. Er, der so viel Gelegenheit gehabt, diesen Krebsschaden in seiner ganzen Verderblichkeit zu sehen, mußte beinahe nothwendig seine Abschaffung wünschen. Allein seit dem gefährlichen Kampfe mit der Zolljacht verabscheute er allen unerlaubten Handel wie die Pest, und ließ sich nur höchst ungern in ein Gespräch über diesen Gegenstand ein. Ueberdies hatte Birger das Alter erreicht, wo man wohlweislich seine Gedanken für sich behält, besonders über Sachen, die den Staat betreffen, oder sie wenigstens mit einer gewissen Vorsicht ausspricht. Rosenberg dagegen, jung und warm, liebte diese oft theuer erkaufte Eigenschaft des Mannesalters nicht, und um seinen Wirth auf irgend eine Weise nicht durch Stillschweigen zu beleidigen, blieb er bei dem gegebenen Thema und sprach sich mit großem Eifer über die Unbilligkeit dieses Systems und seinen demoralisirenden Einfluß aus.

Gabriele und Erika hatten beide bemerkt, daß der Kapitän während seiner Rede immer blässer wurde und einen empfindlichen körperlichen Schmerz zu unterdrücken suchte. Die Gesellschaft stand schnell vom Tische auf, und auf Birgers Arm ge-

stützt, wankte Rosenberg nach dem Zimmer, das Gabriele bereits für ihn eingerichtet hatte und wo er sich sogleich zu Bette legen mußte.

„Mein Seel', ich dachte mir's doch, daß es so kommen würde," sagte Haraldson zu den Frauenzimmern. „Er hat auch gar zu viel gesprochen; aber ein tüchtiger Kerl ist er, ein verdammt tüchtiger Kerl. — Ganz die Gesinnung, wie sie ein Seemann haben muß, schade, daß er sein Schiff verlieren mußte."

„Er wird wohl wieder ein anderes bekommen," meinte Gabriele.

„Ohne Zweifel. Allein er hat all sein Hab' und Gut verloren, und da kann es lange anstehen, bis er wieder auf einen grünen Zweig kommt."

„O Vater, ein so tüchtiger Mann reißt sich immer wieder heraus, den Muth hat er wenigstens nicht verloren und doch ist er schon früher einmal gescheitert und besitzt ganz und gar kein Vermögen, wie Peter Lindgren heute zu Lene gesagt hat."

„Um so schlimmer, mein Kind, dann kann er das Vertrauen verlieren und dies ist das Allerschlimmste, was einem Seemann, der kein eigenes Fahrzeug besitzt, begegnen kann."

Neunzehntes Kapitel.

Ich will nicht Deine Hand begehren.
Nur Dornen beut das Schicksal mir,
Zu bieten, ach, Geliebte Dir,
Hab' ich nicht Glück, hab' ich nicht Ehren.
Stagnelius.

An den folgenden Tagen mußte Rosenberg wegen eines bedeutenden Fiebers das Bett hüten. Er schien auch an einer starken Unruhe zu leiden, obgleich ihm kein Wort darüber entfiel,

und erst nachdem ihm seine Kräfte die Erfüllung der schmerzlichen Pflicht gestattet, einen vollständigen Bericht über seinen Unfall an die Rhederei des Schiffes abzuschicken, schien er an sich selbst und seine Gesundheitszustände zu denken.

Das Fieber gab sich zwar bald, aber mit den erfrorenen Füßen ging es nicht so leicht, und nur der pünktlichsten, zärtlichsten Sorgfalt, welche die Frau des Hauses ihm widmete, hatte er es zu verdanken, daß er sich nach Verlauf einer Woche wieder im Wohnzimmer einfinden konnte. Noch durfte er sich nicht vollkommen auf seine Füße verlassen, doch hinkte er, gestützt von Anton oder Birger, bis zum Sofa, und wenn er einmal in diesen Hafen eingelaufen war, so fanden seine Füße bald gemächliche Ruhe in ein Paar ungeheuren Seehundsschuhen des alten Haraldson. Der Sofa war aber auch unläugbar ein höchst angenehmer Platz: gegenüber stand der wärmende Ofen, vor ihm gewöhnlich der Kaffeetisch; das Pfeifenbrett befand sich links, rechts aber Gabrielens Nähtisch, und sie selbst war also ganz in der Nähe zu finden, denn dem Kapitän däuchte jederzeit die rechte Sofaecke die behaglichste zu sein. Rings herum waren die Andern gruppirt; Haraldson saß in seinem Lehnstuhl und knüpfte ein Netz. Birger schnitzte an einer Garnwinde für Erika, Anton saß an der Kaminecke mit einer alten Sage in der Hand, und die Frau des Hauses beschäftigte sich mit dem stillen leichten Spinnrocken, dessen Rad sich munter drehte, ohne gehört zu werden.

So verflossen die Nachmittage ruhig und still unter freundlichen traulichen Gesprächen. Vormittags beschäftigte sich Birger gewöhnlich mit Fischfang, Erika in der Küche. Haraldson blieb drinnen auf seinem Zimmer, und Anton kletterte auf den Felsen herum. Nur der Kapitän und Gabriele behaupteten sowohl Vor= als Nachmittags getreulich ihre Plätze, und Rosenbergs Gesicht drückte immer die unverkennbarste Zufriedenheit aus, die bisweilen sehr langen Augenblicke abgerechnet, wo Gabriele sich in

Folge einer Abrufung von Erika mit Haushaltungsangelegenheiten beschäftigen mußte.

Einen so angenehmen Winter hatte man auf Tistelön noch nie erlebt. Die auf der abgeschiedenen Insel sonst so lange Weihnachtszeit verschwand wie ein Traum, und alle Tage waren Weihnachtsfeste. Rosenberg, der das eingeschlossene Stubenleben nie geliebt, merkte inzwischen nicht, wie schnell die Wochen dahin eilten. Seine Füße erlaubten ihm jedenfalls nicht, an einen Aufbruch zu denken, und so lange die große, weiße Schneedecke über Land und Meer lag, war Alles gut, wie es war.

Vom Schmuggeln wurde nicht weiter gesprochen. Rosenberg hatte bemerkt, daß Birger nur mit Unwillen daran dachte, und vermuthete, er werde einen Grund dazu haben, nach welchem zu fragen er zu delikat war. Die Beschreibungen seiner Reisen und was er auf denselben gesehen und erlebt — oft recht unglaubliche Sachen — versammelten stets die Bewohner des Hauses um ihn. Wenn denn zuweilen Birger mit einem Lächeln einige Ungläubigkeit zu erkennen gab, oder der alte Haraldson rief: „Ei, das wäre ja der Teufel, Herr Kapitän!“ so bekümmerte sich dieser sehr wenig darum. „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen,“ oder „ich habe es von ganz glaubwürdigen Leuten gehört,“ waren Redensarten, womit er die Kleingläubigen jedesmal zum Schweigen brachte. Rosenbergs Geschichten gehörten inzwischen nicht zu den grobkörnigen Schifferanekdoten, worunter man eine wohlbekannte Gattung versteht, nein bewahre! sie hatten immer einige Wahrscheinlichkeit und waren farbenreich und frisch, wie seine eigene lebensvolle, frische Seele.

Es versteht sich so ziemlich von selbst, daß ein Mann mit Rosenbergs Eigenschaften, Gemüthsart und Charakter Gabrielen, dem ungekünstelten Scheerenmädchen gefallen mußte. Seine ungezwungene, anmuthsvolle Art und Weise schien ihr der Urtypus von Allem zu sein, was ein Mann Einnehmendes haben kann. Rosenbergs Umgang war zugleich eine recht gute Schule für sie,

denn obgleich er eine eigentlich feine Bildung weder besaß, noch durchschimmern lassen wollte, so besaß er doch mehr, als hinreichend, um auf dem Platze, wo er sich dermalen befand, zu glänzen. Seine geselligen Talente trugen dazu bei, Gabrielen eine Fertigkeit und Ungezwungenheit in der Unterhaltung zu geben, welche sie bis jetzt nicht hatte entwickeln können. Nicht als ob sie eine scheue Blödigkeit hätte überwinden müssen — dazu war sie doch von der Natur zu freigebig mit der Gabe, sich zu benehmen, ausgestattet worden — es war blos Gewohnheit, in fremder Gesellschaft zu sein, was ihr fehlte, aber diese ließ sich bald erwerben, und der Kapitän fand unzweifelhaft großes Wohlgefallen an der spielenden, ungekünstelten Art und Weise des muntern, jungen Mädchens.

Selbst Anton welcher sich nie von Etwas hinreißen ließ, bewies eine besondere Neigung für Rosenberg, welcher das Wohlwollen des geisteskranken Jünglings mit stiller, aber leicht fühlbarer Theilnahme vergalt. Er wußte von Gabriele, daß Anton von Kindheit auf an Geisteszerrüttung gelitten, die mit den Jahren in stille Schwermuth und geheimnißvolle Grübelei übergegangen sei, und obschon Rosenbergs ganzes Wesen nicht sonderlich geeignet war, einen solchen Zustand zu begreifen, so trieb ihn doch immer sein gutes Herz an, dem armen Anton eine Zerstreuung zu bereiten, und er unterhielt ihn oft mit der Erzählung irgend einer mystischen Sage von der Bevölkerung des Meeres: ein Thema, das Anton vor allen andern liebte.

Inzwischen war unser Kapitän keineswegs so ruhig und wohlgemuth, als er sich den Anschein gab. Seine Unthätigkeit lag ihm, nachdem sein Fußübel geheilt war, schwer auf dem Herzen. Er konnte nicht ewig bleiben, wo er war, und er fürchtete nicht so ganz mit Unrecht, der Frühling könnte ihn überraschen, bevor er auf Mittel gedacht, wieder zu einem Fahrzeug und neuer Beschäftigung zu gelangen.

„Sie gehen ja jetzt wieder ganz leicht, Herr Kapitän," sagte

Gabriele eines Morgens, als der Kapitän mit hübschen, blanken Stiefeln eintrat und seinen Platz in der Sophaecke neben ihrem Nähtischchen einnahm.

„Ja, vollkommen! aber wenn ich undankbar genug bin, mich nicht so sehr darüber zu freuen, als ich sollte, so liegt die Schuld an dem peinlichen Bewußtsein, das freundliche Tistelön bald verlassen zu müssen.“

„Verlassen!“ rief Gabriele sehr verwundert. „Ich dachte, der Winter mache jede Abreise unmöglich.“

„Das wollen wir nicht hoffen. Da ich gänzlich wieder hergestellt bin, so habe ich kein Recht mehr, Ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen; wollte man diese aber auch noch ferner gewähren, so wäre ich dennoch genöthigt, abzureisen. Ich muß den Rest des Winters dazu anwenden, um mir auf das Frühjahr eine passende Wirksamkeit zu verschaffen. Ein Kapitän ohne Schiff, getrennt von meiner früheren Rhederei, gedenke ich in Gothenborg mein Glück zu versuchen.“

Dies war nun ein Fall, an welchen Gabriele in den zwei Monaten, die der hübsche, junge Kapitän mit ihr unter einem Dache zugebracht, nicht von Ferne gedacht hatte. Daß Rosenberg den ganzen Winter auf Tistelön bleiben werde, schien ihr eine so abgemachte Sache zu sein, als daß sie selbst dableibe, und da sie nicht die mindeste Selbstbeherrschung besaß, so gab sie durch ihre Aufregung, ihre Reden und ihre Verlegenheit ganz deutlich die Theilnahme zu erkennen, welche ihr die Nachricht vom Gegentheil ablockte.

„Haben sie schon mit meinem Bruder Birger über diesen Beschluß gesprochen?“ fragte sie und bemühte sich, ihre Stimme so klar wie gewöhnlich zu erhalten — vergebens; ein sichtbares Zittern machte sie undeutlich, es wurde ihr Nichts geholfen, als der Kapitän beinahe eben so verlegen dagegen fragte: „Wie befehlen Sie?“

„Ob Birger schon um Ihren Entschluß wisse.“

„Noch nicht, aber ich gedenke denselben noch heute ihm und seiner mehr als gütigen und liebenswürdigen Frau mitzutheilen. Eigentlich habe ich meine Winterruhe bereits länger ausgedehnt, als ich sollte."

„Ach ja, Tistelön ist sehr einförmig, wenn man an mehr Leben gewöhnt ist," bemerkte Gabriele und dachte an Alles, was Rosenberg ihr von seinem Aufenthalt in den Städten erzählt hatte.

„Mir hat Tistelön Rosen getragen: ich habe hier trotz meines Unglücks die vergnügtesten Tage meines Glückes zugebracht," versetzte der Kapitän mit freimüthiger Offenheit, warf aber dabei einen Blick auf Gabriele, einen Blick, den sie nicht verstand, der jedoch nichts destoweniger ihre Brust mit der ersten Unruhe erfüllte, denn es lag in diesem Blick weder Seligkeit noch Freude, sondern vielmehr ein zögerndes Lebewohl ohne irgend ein Fragezeichen in Betreff eines etwaigen Wiedersehens.

Erika's Eintritt unterbrach die Unterhaltung, wie von selbst.

„Darf ich Ihnen aus diesem Buche vorlesen, Fräulein Gabriele?" fragte der Kapitän und fing an, in einem Bande zu blättern, der aufgeschlagen auf dem Sofa lag.

„Ja wenn sie die Güte haben wollen." Gabriele nähte und Rosenberg las. Er hatte indeß noch keine drei oder vier Zeilen gelesen, als Erika verwundert aufsah. In Rosenbergs Stimme lag eine unruhige Heftigkeit, die ihrem feinen Ohre nicht entging. Da nun Erika ihres Mannes heimlichen Wunsch in Beziehung auf den Kapitän und Gabriele kannte und billigte, so hielt sie es fürs Beste, sich ihren Geschäften im Hause wieder zuzuwenden.

Kaum hatte Erika die Thüre geschlossen, so ließ Rosenberg das Buch fallen. „Ich habe so viel wegen meiner Reise zu denken und nachzusinnen, daß ich nicht im Stande bin, aufmerksam zu lesen. Ich denke, wir geben es für heute auf."

Gabriele nickte blos mit dem Kopfe. Auch sie hatte gar viel zu denken und nachzusinnen.

„Birger ist ein großer Sammler von Pfeifen," sagte der Kapitän und streckte die Hand nach einem ausgezeichnet schönen Meerschaumkopfe aus. „Er raucht gerne. Ich werde mich seiner Liebhaberei erinnern, wenn ich einmal etwas recht Schönes auftreibe. Dürfte ich vielleicht wissen, was das Glück hat, Ihnen besonders zu gefallen?"

„Muscheln sind meine Freude. Ich besitze bereits eine Menge theils von Anton, theils selbst gesammelte; auch habe ich von fremden Seefahrern viele bekommen. Es machte mir das größte Vergnügen, ihre verschiedenartige Schönheit, ihre mannigfaltigen, wunderlichen Formen zu betrachten und zu vergleichen. Ich habe beinahe einen ganzen Wallnußschrank voll von Muscheln; doch ist noch immer Platz vorhanden, wenn Sie einmal etwas Schönes, Seltenes erhalten und dann an mich denken wollen."

„Ja, das will ich und sollte ich mich mit der Meerfrau selbst um ihre Kostbarkeiten herumschlagen müssen, so raube ich ihr einen Theil davon. Wenn Sie dann diese Sachen bekommen, so denken Sie an mich; vielleicht bin ich bis dahin weit weg unter einem andern Pol oder, Gott weiß, wo."

„Also gedenken Sie, die Muscheln nicht selbst zu überbringen?" fragte Gabriele mit schüchterner Röthe auf der frischen Wange.

„O ich möchte sehr gern — ich vermag nicht zu sagen, wie gern — aber leider kann man nicht Alles, was man will, zumal wenn man ein so armer Teufel ist, wie ich."

Gabriele empfand eine wahre Angst. Der Kapitän sprach heute so curiose Sachen. Sie fühlte, daß sie auf seine letzte Bemerkung Nichts zu antworten hatte. Deßhalb — und weil sich gegen ihren Willen ein Bedürfniß zu weinen in ihr regte — stand sie auf. „Erika wartete ja auf sie," und im Augenblick war sie verschwunden.

Rosenbergs Auge folgte ihr mit einem blitzenden Ausdruck

verletzten Stolzes. „War es die Furcht vor einer Erklärung?“ dachte er bei sich selbst. „Sie könnte sich diese ersparen, ich bin zu sehr durch meine Ehre gebunden, als daß ich der mahnenden Stimme des Herzens Gehör schenken dürfte.“ Er nahm das Buch wieder, las aber auf jedem Blatte die Frage, die beständig auf seinen Lippen schwebte: „warum ging sie in dem Augenblick hinaus, da ich die erste und letzte Anspielung auf das Gefühl machte, von welchem ich wünschte, sie hätte es nie gemerkt? Ich war ein Narr, dachte er weiter; warum mußte ich auch meine Zunge nicht im Zaum halten?“

Rosenberg war nach Tistelön gekommen, ohne je eine andere Liebe empfunden zu haben, als die zu einem schönen und wohl aufgetakelten Schiffe, aber der erste Blick auf die Rose von Tistelön hatte ihn trotz aller körperlichen und Seelenleiden, die er hier ausstand, überzeugt, daß auch noch andere Gegenstände als Schiffe, würdig seien, die Aufmerksamkeit eines munteren jungen Seefahrers auf sich zu ziehen. Inzwischen wäre der Eindruck vielleicht nicht so tief geworden, wenn er nicht täglich Gelegenheit gehabt hätte zu bemerken, daß nicht blos Gabrielens Aeußeres schön genannt werden konnte, sondern auch ihr Herz. Dieses gute, offene, freundliche Herz, das so gerne alle Bekümmerten getröstet, allen Nothleidenden geholfen hätte, besaß dasselbe Recht auf seine innigste Bewunderung. Den ersten Monat und einen guten Theil vom zweiten genoß Rosenberg das ihm winkende Glück mit wahrer Befriedigung und ohne weitere Reflexionen; er freute sich auf jeden Tag, an dem er aufs Neue genießen dürfe. Mit der Zeit aber fing er an zu bemerken und überzeugte sich am Ende vollkommen davon, daß die Gefühle, die er ohne Mißtrauen beherbergt hatte, bald genug den Meister über seine Vernunft spielen könnten; als er nun darüber mit sich im Reinen war, setzte der ehrliche Kapitän ihrem weiteren Umsichgreifen ein Ende durch den festen Beschluß, abzureisen und die Insel mit ihrer gefährlichen Rose zu verlassen.

Man sieht hieraus, daß Rosenberg, der wahrhaftig mit eben so viel warmem und frischem Gefühl begabt war, als diejenigen, die über die absolute Unmöglichkeit, die Leidenschaften des Herzens zu überwinden, ganze Bände schreiben können, gleichwohl den guten altväterischen Grundsatz hatte, genossene Wohlthaten nicht mit Undank zu belohnen. Er sah ein, daß es von ihm in seiner dermaligen Lage ohne alle Aussicht auf eine Versorgung, ohne einen Heller, den er sein nennen konnte, mehr als unbesonnen gewesen wäre, nach der Hand eines reichen Mädchens zu trachten. Erstens wäre dies eine schlechte Erkenntlichkeit gewesen, und dann hätte sichs Rosenberg mit einer vielleicht nicht in diesem Grad nothwendigen Halsstarrigkeit in den Kopf gesetzt, es sei nicht möglich zu heirathen ohne eigene Mittel, sie möchten nun groß oder klein sein, aber Etwas müsse man sein Eigen nennen. Dieser Grundsatz stand unerschütterlich fest bei ihm, und wenn auch die Liebe daran zerrte, so bekam sie doch keine Macht über denselben.

Heute zum ersten Mal, als er Gabriele von seiner bevorstehenden Abreise in Kenntniß setzte, hatten seine Lippen den Verräther gemacht, und er brannte jetzt vor Verdruß, denn er hielt es für klar, daß Gabrielens Weggehen eine Erinnerung für ihn sein solle, daß seine Sprache gar zu warm gewesen. Hätte ihr das gefallen, so wäre sie natürlich nicht gegangen.

Rosenberg besaß viel Stolz und es ist schwer zu entscheiden, ob dieser oder seine Liebe mehr litt durch die eingebildete Beleidigung. Die Folge war, daß er sich vornahm, mit der größtmöglichen Ruhe von Gabrielen Abschied zu nehmen; sie solle keine Ursache haben zu glauben, seine Aeußerung am Morgen schreibe sich von etwas Anderem her, als von Erkenntlichkeit und dem allgemeinen Bedauern, einen Ort verlassen zu müssen, der ihm durch Gewohnheit lieb geworden.

Nachdem er eine halbe Stunde vergebens auf Gabrielens Rückkehr gewartet, ging er mit diesem Beschluß auf sein Zim-

mer, wo Peter Lindgren sich damit beschäftigte, einen großen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch, an welchem der Kapitän täglich einige Stunden zu arbeiten pflegte, abzustäuben.

„Nun, Peter, sagte Rosenberg, „willst Du den ganzen Winter auf Tistelön liegen bleiben? Ich für mein Theil reise in ein Paar Tagen ab, aber Du kannst immerhin auf Weiteres da bleiben. Wir haben noch nicht Ende Januars, und da die Leute hier Dich lieb haben, Du auch nirgend sonst frei leben könntest, so mache Dir nur gute Tage, so lange Du sie haben kannst."

Peter machte große Augen. „Der Tausend, Sie wollen abreisen? Ich dachte, so lange das Eis liege . . ."

„So werde ich auch liegen bleiben, meinst Du? Nein, mein lieber Peter, Deine Berechnungen taugen doch nie etwas."

„Das mag wohl sein, Kapitän, aber so viel ist jedenfalls gewiß, daß man Sie sehr vermissen wird, wenn Sie abreisen."

„Glaubst Du das, Peter?"

„Ich weiß es sogar, Kapitän."

„Was weißt Du?" fragte Rosenberg, ohne weiter an das zu denken, was Peter wohl zu vermeiden habe.

„O ich weiß eine Menge Sachen, Kapitän, wenn ich nur damit herausrücken dürfte! Aber Lene hat mir verboten, meine Nase in Dinge zu stecken, die mich Nichts angehen. Erst gegen Abend hat sie zu mir gesagt: Paß nur auf Peter, ob nicht aus Deinem Kapitän und unserer Rose, wie man sie nennt, ein Pärchen wird, denn Mamsell Ella spricht beständig von dem Kapitän und hat schon oft gesagt, es sei ein ganz anderes Leben auf Tistelön, seit er hieher gekommen."

„Wirklich? — Wie kann nur Lene so dumm sein und solchen Unsinn schwatzen!"

„Lene ist gewiß nicht dumm und schwatzt nie anders als gescheidt," fiel Peter etwas beleidigt ein. „Jedenfalls hat es nicht Sie gesagt, sondern Mamsell Gabriele."

Rosenberg erröthete stark; eine freudige Bewegung ergriff

sein Herz, das so eben noch mit Hochmuth gekämpft und, vielleicht von Hochmuth geblendet, Gabrielen Unrecht gethan hatte. Er nahm eine Karte vom Tisch und that, als beschäftigte er sich eifrig damit, um Peter glauben zu machen, er achte nicht auf sein Gerede.

Aber Peter, welcher keinen weiterrn Befehl zum Schweigen erhalten hatte, fuhr fort, während er des Kapitäns neuen Rock herabnahm und zu bürsten anfing: „Ja, ja, so stehen die Sachen. Lene weiß recht gut, was sie sagte, und ich kann mir schon denken, um was sich Mamsell Ella grämen wird, wenn sie von der Abreise hört. Ja sie wird eben so betrübt sein, wie in der Nacht, welche wir in Todesangst hinbrachten, als Sie auf dem Wracke waren. Ich wollte nur, Sie hätten sie damals gesehen. Sie fragte nach Allem und weinte sich beinahe die Augen aus dem Kopfe. Ja ich glaube fast, sie war schon damals in Sie verliebt, noch ungesehen, und jetzt — aber es steht mir nicht an, von Sachen zu sprechen, welche Sie gewiß selbst bemerkt haben."

„Höre, Peter," sagte Rosenberg mit einer Strenge des Tones, welche an die alte, während der Winterruhe aus dem Brauche gekommene Disciplin erinnerte, „ich glaube fast, Du bist wahnwitzig geworden. Obgleich wir hier außerhalb der gewöhnlichen Schiffsordnung leben, so darfst Du doch nicht vergessen, daß es eine solche gibt und mit Gottes Hülfe auch für uns wieder geben wird."

„Das heißt, ich soll mich an das Tauende erinnern," versetzte Peter etwas herabgestimmt. Mit der Schiffsordnung verband sich für ihn immer der Gedanke an diesen seinen alten Bekannten.

„Das nicht gerade, mein Junge — aber geh jetzt immerhin Deines Weges."

Peter legte Rock und Bürste auf den Tisch und entfernte sich.

Sobald er draußen war, warf Rosenberg die Karte auf den Tisch und sich selbst der Länge nach auf den Sofa. Er

war jetzt in Folge des Lichtes, das Peters anspruchslose Bemerkungen über Eines und das Andere verbreitet hatten, von ganz andern Gedanken beherrscht, als ihn so eben noch gepeinigt und gereizt hatten. Gabrielens Bewegung wurde nicht mehr mißverstanden. Sie hatte das Zimmer nicht verlassen, um ihm eine Zurechtweisung zu geben, sondern gewiß — es war dies wenigstens eine Möglichkeit — weil der Schmerz über seine Abreise, die so unvermuthet angekündigt worden, sie überrascht hatte. Ja es konnte nicht anders sein. Die Gefühle des schüchternen, jungen Mädchens hatten sich ja so plötzlich verrathen durch die erste Frage, ob Birger von dem Entschlusse wisse. Sie war herausgegangen, um ihre Röthe, die Bewegnng ihres Herzens zu verbergen, und folglich theilte sie die warmen Gefühle, von denen er selbst brannte.

Wenn Rosenberg anfing, Schlüsse zu ziehen, so kam er immer sehr schnell auf ein Resultat, und diesmal auf eines, das sein Herz mit eben so großer Seligkeit, als seinen Kopf mit Verlegenheit erfüllte. Geliebt zu werden, geliebt! Rosenberg wiederholte das Wort mehrere Male: es hatte auf seinen Lippen noch nicht durch häufigen Gebrauch gelitten, sondern war im Gegentheil noch ganz neu auf denselben. Er hatte noch nie zuvor geliebt und niemals vom Lieben gesprochen, seit er dieses Verbum in der Grammatik wiedergekäut. Aber welcher Unterschied, es vor dem Rektor zu wiederholen und es jetzt leise zu flüstern, gleich als könnte es von ihr gehört werden, der er seine Verehrung widmete.

Aber so, wie die Sache jetzt war, fing der Kapitän endlich an, seinen neuen Zustand etwas ungeräumt zu finden, denn ungeachtet des Klügsten und Besten, was ihm seine Vernunft über die Unmöglichkeit sagte, Gabriele zu besitzen und im Augenblick nur nach ihrer Hand zu streben, rief dennoch eine Stimme unaufhörlich in ihm: ich liebe, sie liebt!"

„Ich glaube, die Meerfrau reitet mich in eigener Person, ich werde noch ein Narr von dem Getreibe hier!“ rief der Kapitän, sprang auf, öffnete das Fenster und ließ die kalte Seeluft an seine heißen Wangen blasen. „So, so, das thut gut. Wenn das Wasser sich wieder öffnet und ich ein Schiff bekomme, dann lebt wohl, ihr Grillen; ich weiß, was ich will, und am Gängelband lass' ich mich von Niemand führen, selbst von der Liebe nicht.“

Als Rosenberg beruhigt und abgekühlt das Fenster wieder geschlossen hatte, trat Birger herein. Nachdem er ihm freundlich guten Morgen gesagt, erzählte er ihm von einer Menge betrübter Unglücksfälle, wie sie in Folge der Kälte und des Eises in den Scheeren vorzukommen pflegen.

„Das ist verteufelt!“ fiel der Kapitän ein, „das Eis hindert überall, aber ich muß doch wohl auf irgend eine Art ans feste Land kommen können; ich reise dann auf dem Trocknen weiter.“

„Wohin?“ fragte Birger verwundert.

„Nach Gothenborg vorerst.“

„Es muß ein dringendes Geschäft sein, das Dich mitten in dieser Jahrszeit forttreibt!“ sagte Birger, der mit dem Rechte vertrauter Bekanntschaft ganz offen sprach. „Gefällt es Dir nicht hier? Vermissest Du etwas?“

„Ich vermisse Nichts, als Wirksamkeit.“

„Wirksamkeit! Du hast ja bisher nicht auf Deinen Füßen stehen können, und überdies beginnt die Wirksamkeit des Seemanns erst mit dem Eisgange; gib Dich so lange zufrieden!“

„Das gerade kann ich nicht, bevor ich für den Frühling etwas Bestimmtes weiß. Du kannst Dir denken, daß zwischen mir und meiner früheren Rhederei das Verhältniß abgebrochen ist. Ich muß mich also anderwärts umsehen.“

„In dieser Beziehung,“ fiel Birger ein, „habe ich allerlei Gedanken gehabt, die Dir vielleicht gefallen werden. Vielleicht

findest Du aber auch das, was ich Dir bieten will, für zu unbedeutend, allein mein Plan kann und wird sich mit der Zeit erweitern."

„Was meinst Du, lieber Bruder?"

„Ich beabsichtige, ein Jahr oder zwei zu Hause zu bleiben, um einen Schooner zu bauen. Inzwischen könntest Du, wenn es Dir anstände, auf der Galeasse den Herrn machen. Sie ist zwar unbedeutend und fährt nur nach Jütland und Norwegen, allein wenn der Schooner fertig ist, sollst Du diesen erhalten, und dann kannst Du Reisen machen, wie sie einem an das Commando größerer Schiffe gewöhnten Seemann besser anstehen."

Während Birger seinen Vorschlag entwickelte, drängte sich dem Kapitän das Blut stromweise ins Gesicht. Das Anerbieten war so vortheilhaft, daß er in seiner gegenwärtigen Lage kein besseres finden konnte; inzwischen hatte es doch seine zwei Seiten, und er zögerte mit der Antwort.

„Du bist unentschlossen," sagte Birger, „oder steht Dir vielleicht mein Vorschlag nicht an?"

„Du hast Unrecht, mein Schweigen so zu deuten: ich denke blos an gewisse Schwierigkeiten, die Du nicht berücksichtigt hast."

„Welche denn? ich weiß wirklich keine."

„Deine Freundschaft übersieht sie vielleicht, aber ich würde mich nicht für einen ehrlichen Mann halten, wenn ich sie Dir nicht mittheilte, vorausgesetzt, daß Du mir die Hand gibst, die Sache für Dich zu behalten."

„Mein Ehrenwort kann ich blos unter einer Bedingung geben. Seit ich verheirathet bin, habe ich nie das geringste Geheimniß vor meiner Frau gehabt. Ist das, was Du zu sagen hast, der Art, daß sie es nicht erfahren darf, so will ich es lieber auch nicht wissen. Jedenfalls birge ich Dir für Erika's Verschwiegenheit, wie für die meine."

„Auf eine solche Probe wünsche ich Dich nicht zu setzen," sagte Rosenberg, „im Gegentheil ist es mir sehr lieb, wenn Deine

Erika, die eine sehr gescheidte Frau ist, die Sache erfährt. Ich bin überzeugt, sie wird meine Gründe billigen."

„Und Deine Gründe sind?"

„Ja diese Gründe oder vielmehr der Grund ist . . . kurz und gut, ich schäme mich beinahe, meine Thorheit zu gestehen, aber ich hoffe, Du wirst mich deßwegen für keinen schlechteren Menschen halten, sondern nur für einen Narren, weil ich mich ohne einen rothen Heller oder die mindeste Aussicht auf eine sichere Zukunft in die schöne Gabriele verliebt habe. Inzwischen bin ich noch nicht so gänzlich in Bande geschlagen, daß ich mich nicht noch zur rechten Zeit zurückziehen könnte. Du siehst ein, es muß mir Alles daran liegen, meine Ehre nicht im Stiche zu lassen."

„Deine Ehre," wiederholte Birger, und ein Funke der alten Wildheit blitzte ihm in den Augen und auf der Stirne. „Ist denn Gabriele so gering, daß sie nicht zur Frau für Dich taugen sollte, oder in welchem Fall könnte Deine Ehre zu kurz kommen?"

„Du bist auf falscher Fährte, mein Bruder," versetzte Rosenberg lächelnd. „So verrückt bin ich, Gott sei Dank, noch nicht, daß ich nicht wüßte, daß Gabriele auch für einen Mann, der Reichthümer zu bieten hätte, eine kostbare Perle sein müßte. Aber siehst Du, ich verstand unter Ehre mein Gewissen, das mir geradezu verbietet, einem Mädchen Liebe einzuflößen, zu welcher ich nicht sagen kann: „Willst Du mit mir theilen, was ich besitze, selbst wenn dies auch noch so wenig ist," denn ich habe gehört, daß die Liebe, wenn sie gegenseitig ist, nach einem ganzen Haufen Nichts fragt. Aber da ich nicht das Geringste besitze, was ich mit ihr theilen könnte, sondern im Gegentheil noch den Rock auf dem Leibe schuldig bin, so halte ich es für's Beste, alle Segel aufzuziehen, um noch davonzukommen, bevor ich genöthigt bin, die Flagge zu streichen."

„Du bist ein sonderbarer Heiliger," sagte Birger, versöhnt durch das Zartgefühl des Kapitäns, das er jedoch überwinden zu

können hoffte; „sehr sonderbar! Du weißt ja, daß mein Vater, bei dem Du so gut angeschrieben bist, Vermögen genug besitzt, um Dir ein Schiff oder auch zwei bauen zu lassen. Das ist Ella's Mitgift. Reise dann mit Gott und Deiner Frau, wohin es Dir gefällt. Ich und Erika haben bereits zu einander gesagt, daß wir Gabrielen keinen bessern Mann wünschen können, obgleich es uns ihrer Jugend wegen lieb wäre, die Hochzeit würde erst in ein Paar Jahren gefeiert."

Eine Bewegung unbeschreiblicher Glückseligkeit drängte sich bei der Aussicht auf ein solches Leben durch das Herz des wackeren Seemannes. Gabriele als Frau, ihn begleitend auf seinem eigenen Schiffe! Die Versuchung war mächtig, beinahe zu mächtig, um überwunden werden zu können, aber schnell wandte der Stolz ein: „Wie bist Du zu diesem Eigenthumsrechte gekommen? Ist die Planke, auf der Du stehst, die Frucht eigener Wirksamkeit? Leider nicht!"

Und jetzt war die Wirkung von Birgers lockendem Anerbieten vorüber. Rosenberg gehörte dem Schlage Menschen an, die, um einen Grundsatz durchzuführen, im Stande sind, ihrem eigenen Glück zu entsagen und sich selbst im Lichte zu stehen. Er wollte sich selbst seine Zukunft und sein Glück schaffen, sonst hatten sie keinen Werth für ihn und für eine Laune, einer vermeintlichen Ehrensache konnte er sein Glück opfern, das seinem Herzen am nächsten lag.

„Ich glaube, Du besinnst Dich schon wieder," sagte Birger und konnte sich eines Lachens nicht enthalten über die Widerspenstigkeit des Kapitäns in einer Sache, die doch offenbar der Gegenstand seines sehnlichsten Verlangens war. Birger, der bei seiner eigenen Verheirathung nicht mit sonderlicher Zartheit zu Werke gegangen war, begriff Rosenbergs Bedenklichkeiten nicht und betrachtete sie als lächerliche Grillen, die keinen Pfennig werth seien.

Inzwischen war der Kapitän als Sieger aus dem doppelten

Streit hervorgegangen und hatte in seinem Innern bereits sowohl der schönen Frau, als dem schönen Schooner entsagt. Er wandte sich zu Birger mit den Worten: „Ich kann Dir nicht sagen, wie innig ich Dir für Dein offenes Vertrauen danke: ich bin jetzt noch zu aufgeregt dazu; allein ich darf nur auf die kalte Stimme der Vernunft hören, und diese sagt mir, daß ich, wenn es mir auch das Herz zerschneidet, auf das Glück verzichten muß, das Du mir in Aussicht gestellt hast. Der Grund dazu ist nur ein einziger und zwar der, daß ich mich nie mit der Höhe meiner Glückseligkeit versöhnen könnte, weil sie nicht mein eigenes Werk ist."

„Auf solche Spitzfindigkeiten versteh' ich mich nicht," versetzte Birger ziemlich scharf. „Ich weiß blos, daß ich, als ich liebte — was, Gott sei Dank, noch immer der Fall ist, lieber dem Leben entsagt hätte, als Erika. Deine Liebe gehört vielleicht zum klügeren Schlage: dann ist sie aber nicht sonderlich hoher Art."

„Nicht sonderlich hoher Art," wiederholte der Kapitän aufflammend: „ich wollte nur, sie wäre weniger stark, dann brauchte ich nicht alle meine Kräfte aufzuwenden, mich auf dem Wege zu erhalten, den ich für den rechten erkenne. Wir drücken unsere Gefühle nur ungleich aus, im Grunde stimmen sie vielleicht überein. Wenn Gabriele mich um das Unmöglichste bäte, so würde ich es gleichwohl unternehmen, um ihr zu gefallen. Für einen einzigen warmen Blick, der mich versicherte, daß sie meine Liebe theile, wollte ich noch eine ganze Nacht erfroren auf dem Wracke zubringen — ich könnte ihr Nichts abschlagen. Ich liebe sie so unaussprechlich, daß Du Deine Frau nicht wärmer lieben kannst, als ich Gabriele."

„Aber freien willst Du nicht um sie?"

„Nicht eher, als bis ich ein Eigenthum habe. Wenn Gott mir hilft, wenn er meine Bestrebungen segnet, so kann ich vielleicht immer noch auf das Glück hoffen, sie mein zu nennen. Inzwischen ist mir wenigstens jetzt der Stein vom Herzen genommen,

der mich schon lange drückt, und wenn Du nach dem so eben Vorgefallenen mir die Galeasse noch anvertrauen willst, bis der Schooner fertig ist, so bin ich mit dankbarem Herzen bereit, sie anzunehmen."

„Nun stellen sich auch bei mir Bedenklichkeiten ein," sagte Birger. „Da Du alle fremde Hülfe verschmähst, so ist die Galeasse zu unbedeutend. Du müßtest mein Seel manche Reise machen, bevor sie Dich gehörig ernährte. Lieber möchte ich Dir vorschlagen, daß Du Dir auf ein Jahr irgendwo ein größeres Schiff suchst; inzwischen baue ich den Schooner, und wir übernehmen ihn dann von Anfang an in Compagnie. Du zahlst mir jährlich etwas ab, bis die Schuld gedeckt ist. Was sagst Du dazu?"

„Dazu sage ich von Herzen ja. Du hast mir diesen Wunsch aus der Seele gestohlen. Laß mich auf ein Jahr fort sein; geht es mir inzwischen nur einigermaßen gut, so werde ich der Compagnon zu Deinem Schooner und . . . doch darüber haben wir noch lange Zeit zu sprechen, wenn wir einmal so weit sind."

„Nun, wie Du willst. Weiß Gabriele um Deinen Beschluß, abzureisen?"

„Ja, ich habe so eben mit ihr davon gesprochen, und sicherlich hat sie aus einigen unüberlegten Worten entnommen, wie bitter mir die Trennung sein muß."

„Man wird bald sehen, wie sie die Sache nimmt; daß sie ihr nicht gleichgültig ist, bin ich fest überzeugt."

Zwanzigstes Kapitel.

Er kommt, des Herzens Mai — des Blutes Wogen fluthen,
Und brennen wirst Du selbst, wirst auch entzünden Gluthen.
Valerius.

Während die Männer Rath pflogen, saß Gabriele auf ihrem Stübchen und grübelte über die bittere Nachricht von Rosenbergs beabsichtigter Abreise nach. Es war ihr erster Kummer, und der erste Kummer ist immer schmerzlich. Sie weinte sogar bei dem Gedanken an die Einsamkeit, die nunmehr eintreten werde; es war ihr jetzt kaum mehr möglich, unter Tistelöns nackten Klippen zu leben (sie erschienen ihr zum erstenmale in diesem Lichte), wenn Rosenberg sie verlassen und zwar wahrscheinlich, um nie wiederzukehren.

Ohne zu wissen, daß die Zeit inzwischen weiter schritt, saß Gabriele unthätig auf ihrem Stuhl zurückgelehnt da, bis es Mittag wurde und Erika heraufkam, um nach ihr zu sehen. Birger hatte seiner Frau seine Unterhaltung mit Rosenberg mitgetheilt und ihr einen Wink gegeben, daß wahrscheinlich am Morgen Etwas vorgefallen sei, eine Sache, die Erika, wie man weiß, bereits geahnt und worin sie durch Gabrielens Abwesenheit noch bestärkt worden. Sie kam also jetzt, um ihrem Liebling mit einigen wohl überlegten, mütterlichen Worten zur Seite zu stehen, wie sie für die Wendung, welche die Sache durch die Eigenheit des Kapitäns bekommen hatte, am besten paßten. „Wo steckst Du denn. Gabriele? Ich habe Dich den ganzen Vormittag nicht gesehen, Bist Du nicht wohl?"

„Ach nein — aber es ist so warm da."

„Das möchte ich nicht behaupten, im Gegentheil ist es recht kalt. Aber es fehlt Dir etwas — Du hast geweint! Sage, was vorgefallen ist; Du willst ja kein Geheimniß vor mir haben." Erika richtete dabei den gesenkten Kopf ihres Pflegkindes in die

Höhe und sah das verschämte junge Mädchen mit inniger Güte in den feuchten Augen an.

„Es ist Nichts vorgefallen, liebe Erika; ich bin blos betrübt, weil Rosenberg, den wir alle lieb haben, abreisen will.“

„Ja, das ist allerdings recht unangenehm; er war ein sehr lieber Gast in unserm häuslichen Zirkel. Aber aufrichtig gestanden, ich habe mich schon seit einigen Wochen gewundert, diese Nachricht noch nicht zu vernehmen. Du weißt, er ist gegenwärtig ohne Schiff und braucht also wohl die Paar Monate, die wir vom Winter noch übrig haben, um sich wieder eines zu verschaffen. Er hätte in keinem Fall immer hier bleiben können.“

„Ja, das versteht sich; aber ich hörte einmal Birger zu Dir sagen: Wenn der Kapitän die Galeasse führen wollte, so . . .“

„So sollte er sie auch bekommen, meinst Du. Ja, dies war wirklich Birgers Absicht und er hat sie auch Rosenberg angeboten.“

„Nun?“

In diesem einzigen Worte sprach Gabriele die ganze Unruhe ihres unerfahrenen Herzens aus. Erika, die Rosenbergs Handlungsweise billigte und sie als den verzeihlichen Stolz eines wackeren Mannes ansah, fing nun an, sie in ihrem Innern zu tadeln, weil sie Gabrielen keinen Trost zurücklassen konnte und sie wurde beunruhigt durch die lebhafte Bewegung, welche bei dieser die Anwesenheit des ersten bewußten Gefühles solcher Art verrieth. Erika selbst hatte dies nicht durchgemacht — ihre Jugend war arm gewesen an Liebe, aber sie dachte: „Habe ich keine Rosen gepflückt, so bin ich auch nicht von den Dornen verletzt worden,“ und eben Letzteres fürchtete sie für ihre Pflegtochter und wollte es wo möglich von ihr abwenden.

„Du sagst Nichts,“ fing Gabriele nach einer Pause wieder an und heftete beinahe bittende Blicke auf Erika.

„Kapitän Rosenberg war dankbar für Birgers Vorschlag,

konnte aber nicht darauf eingehen, weil die Galeasse zu klein ist für seine Wirksamkeit."

Eine starke Röthe auf Gabrielens Wangen sprach für die aufmerksame Erika die stille, aber beredte Sprache verletzten Selbstgefühls, und sicherlich war in diesem Augenblick Verdruß die überwiegende Regung in dem Gemüthe des Mädchens. Rosenbergs bestimmte Weigerung, auf Tistelön zu bleiben oder von da aus seine Reisen zu machen, bewies ihr, daß er keinen Werth auf seinen Aufenthalt in ihrem Zirkel legte, und man durfte ihn daher weder zu überreden suchen, noch ihm zeigen, wie schmerzlich man seine Abreise empfand. Etwas der Art dachte Gabriele, aber ihre unfreundliche Stimmung veränderte sich ein wenig, als Erika hinzufügte: „Im nächsten Jahr dagegen, wenn Birger den Schooner fertig hat, mit dessen Bau er jetzt beginnen will, kommt Rosenberg zurück. Es ist so gut als abgemacht, daß er ihn führen soll. Und jetzt, liebe Gabriele, trockne Deine Thränen und bedenke wohl, daß man die Männer nicht sehen lassen darf, wie schwach wir sind. Ein Mädchen kann sich nie zu früh an Selbstbeherrschung gewöhnen; sie kommt ihr immer wohl zu statten, und man achtet und liebt uns nur um so mehr, wenn wir uns mit Ruhe und Geduld in Entsagungen fügen, welche selbst die Männer, die doch stärker sein müssen, harte Kämpfe kosten."

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging Erika hinab; da sie jedoch höchst selten einen Rath ertheilte und noch weit weniger predigte — denn sie erzog ihren Liebling hauptsächlich durch ihr eigenes Beispiel — so brachten solche Rathschläge, wenn sie einmal ertheilt wurden, eine nur um so vortheilhaftere Wirkung hervor. Dies war auch jetzt der Fall. Sobald Gabriele sich allein sah, ging sie an den Spiegel und erschrack selbst über die Veränderung, welche einige betrübte Stunden auf ihrem Gesichte zu Stande gebracht hatten. „Nein, das soll er mir nicht zu sehen bekommen," sagte sie in dem schnippischen Tone, welcher die jungen Mädchen aller Länder und Völker charakterisirt, wenn sie

sich ein wenig beleidigt glauben. „Erika hat recht, sie hat die Welt gesehen und weiß, wie es sein muß. Niemand sieht sie je weinen, und doch habe ich schon bemerkt, daß sie es zuweilen that, wenn sie allein in dem Eckzimmer saß. Aber warum sollte denn ich weinen? Wenn er abreisen will, nun so darf man ihn nicht hindern.“ Und die arme Gabriele, die noch nicht recht begriff, was Erika's Selbstbeherrschung zu bedeuten hatte, fing nun an, ihrem aufrührerischen Herzen Trotz zu bieten, um es endlich zum Schweigen zu bringen.

Sofort offenbarte sich in guter Ordnung die alte Kunst, die Augen mit kaltem Wasser auszuwaschen und sich vor dem Spiegel ein lächelndes, gleichgültiges Ansehen zu geben. Es ist erstaunlich, wie schnell selbst ein kleines, unschuldiges Scheerenmädchen, das blos die Klippen auf ihrer Insel kennt und die wenigen Reisenden, die von Zeit zu Zeit einen Besuch abgestattet, sich heranbildet, sobald die Liebe anfängt, die Lectionen zu übernehmen. Hundert Sachen, von denen sie nie geträumt, drängen sich ganz von selbst auf; sie lernt mit Leichtigkeit die kleinen in Wahrheit unschuldigen Kunstgriffe verstehen, welche erst dann zu den höheren Graden der Gefallsucht ausarten, wenn das junge Gemüth entweder von Natur mit Eitelkeit behaftet ist oder dieselbe durch Schmeicheleien eingesogen hat. Keines von beiden war der Fall bei Gabriele, und das hatte sie der vernünftigen Erziehung Erika's zu verdanken, welche die zufällige Gabe der Schönheit niemals gepriesen. Ueber den hübschen Namen Rose von Tistelön hatte sie nie nachgedacht. Sie war von Kindheit an daran gewöhnt und fand durchaus nichts Schmeichelhaftes darin.

Dazu kam noch ein anderer Umstand, der Gabriele vor Eitelkeit bewahrte, nämlich der gänzliche Mangel an einer Gelegenheit zu Vergleichungen. Sie machte zwar seit einigen Jahren jeden Sommer mit Erika eine Reise nach Gothenborg, aber sie war dann immer von den Merkwürdigkeiten der Stadt, dem

Reichthum der Kaufläden und dem lebendigen Volksgewimmel dermaßen in Anspruch genommen, daß es ihr gar nicht einfiel, sich nach dem Aussehen anderer Frauenzimmer umzuschauen. Hätte sie also auch Anlage zu dem mehrerwähnten Fehler gehabt, so hätte dieser keine Wurzel schlagen und der moralischen Schönheit ihres jungen, lenksamen Gemüthes Nichts schaden können. Aber die Zeit für das erste Erwachen des Herzens war gekommen und zwar mit dem ganzen Vor- und Nachtrab neuer Gefühle, neuer Gedanken und sogar neuer Begriffe. „Ich kann das garstige Halstuch nicht umbehalten," sagte unsere junge Heldin zu sich selbst und merkte zum erstenmal, wie entsetzlich das gelbgeblümte, katunene Halstuch sie entstellte. „Birger hat just nicht den besten Geschmack bewiesen, als er es kaufte. Aber wenn ich jetzt den rothen Seidenshawl umlege, so fragt mich Erika gewiß, warum ich dies thue;" und nun erröthete Gabriele vor dem Spiegel bei dem Gedanken an die Antwort, welche sie zu geben hätte, um der Wahrheit treu zu bleiben, denn lügen hatte sie nicht gelernt.

Inzwischen wurde, natürlich nur zum Scherz, der rothseidene Shawl hervorgeholt und probirt; aber jetzt war auch die Versuchung gar zu stark, denn offenbar erhielten dadurch ihre Wangen eine andere Farbe, und das gelbe Tuch warf nicht blos einen gelben Schatten auf ihr Gesicht, sondern war auch viel zu groß. Nach ein Paar weiteren Minuten Ueberlegung vor dem Spiegel war es unmöglich sich von dem rothen zu trennen, und nachdem einmal der Beschluß gefaßt worden, dem allerschlimmsten, einem fragenden Blick oder einer mündlichen Frage von Erika Trotz zu bieten, wurde das Haar in Ordnung gestrichen, die Arbeit auf den Arm genommen und mit einer Miene, welche die beabsichtigte Sorglosigkeit mit ziemlichem Glück wiedergab, ging Gabriele ins Wohnzimmer hinab.

Aber ach, großer Gott, wie lange währen Vorsätze, selbst die besten! Als Rosenberg eintrat und seine schönen Augen, wo-

rin sich großer Ernst und inniges Gefühl aussprachen, auf sie heftete, da war es vorbei mit Gabrielens Muth und erkünstelter Gleichgültigkeit. Purpurflammen brannten auf ihren Wangen, und hätte ihr Erika nicht noch einmal ins Ohr geflüstert: „Die Männer dürfen nicht sehen, wie schwach wir sind," so hätte sie die hervorbrechende Thräne nicht zurückzuhalten vermocht, die nunmehr mit einer so schnellen Bewegung von der kleinen Hand getrocknet wurde.

Bei Tisch herrschte eine ungewöhnliche Schweigsamkeit. Haraldson, der von Birger Rosenbergs Reiseplan gehört hatte, nahm die Sache sehr gleichmüthig auf. Er hätte es zwar gerne gesehen, wenn der Kapitän, falls er wirklich Absichten auf das Mädchen hatte, sich erklärt hätte; aber unter allen Umständen konnte es der Tochter des reichen Haraldson nicht an einem Manne fehlen. Er hatte durchaus keine Eile, von seinem besten Schatze zu scheiden, und deßhalb ließ die Nachricht von Rosenbergs Aufbruch den Alten vollkommen gleichgültig.

Anton dagegen, der nicht das Mindeste wußte, indem er den ganzen Vormittag draußen herumgestreift war, fragte, was diese räthselhafte Stille bedeuten solle.

„Weißt Du nicht, daß wir unsern lieben Gast verlieren?" versetzte Erika, welche immer die gleiche Fassung behauptete.

„Nein. Will Rosenberg abreisen?" Anton sah den Kapitän fragend an, und dieser antwortete ihm mit einem kurzen ausdrucksvollen Nicken.

Sodann wurde es wieder still; aber Anton verwandte kein Auge von Gabrielen. Eine innere Stimme sagte ihm, daß mehr vorgefallen sei, als man ihn wissen ließ, und er beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen; denn sobald es sich um die geliebte Schwester handelte, litt er durchaus nicht an Stumpfsinn.

Als der Tisch abgedeckt war, trennten sich die Hausbewohner, wie gewöhnlich, und nur Gabriele blieb zurück, um an ihrem

Nähtischchen zu arbeiten. Vielleicht dachte sie, der Kapitän werde heute, wie er manchmal auch that, bleiben; aber er ging und nur Anton kam zurück, um, wie gewöhnlich, beschäftigungslos den Nachmittag in der Kaminecke zuzubringen, einen Platz, der ihm vorzugsweise behagte in der Jahreszeit, wo er nicht am Ufer sitzen und angeln konnte.

„Bist Du nicht schläfrig, Anton?" fragte Gabriele, welche in ihrer gegenwärtigen Stimmung am liebsten allein gewesen wäre.

„Nein, ich bin nicht schläfrig."

„So nimm doch wenigstens ein Geschäft vor und sitz nicht so da und sieh mich an!"

„Warum denn nicht? Ich sehe Dich lieber an, als irgend etwas Anderes: Du erregst mir nie Ueberdruß."

„Aber Du mir, Anton, wenn Du die Augen nicht von mir abwendest."

„Pfui schäme Dich, sei nicht so eigensinnig. Willst Du Niemand die Freude gönnen, Dich anzusehen, als dem Kapitän?"

„Dem Kapitän! Er bekümmert sich ja ganz und gar Nichts um mich," rief Gabriele und fing an, wie ein gereiztes Kind, ihren Schmerz auszuweinen.

Thränen waren etwas, was der weiche Anton nicht auszuhalten vermochte. Sie erweckten immer sein Mitgefühl, und um Gabriele auf seine Weise zu trösten und zu zerstreuen, so fing er an mit leiser Stimme sein Lied von dem Necken zu singen; das liebte sie ja so sehr, und da er sonst nie im Zimmer sang, so war es ein großer Beweis von seinem guten Willen und Verlangen, sie zu trösten, daß er es jetzt that.

„Weine nicht, Ella," sagte er, „ich will das nicht sehen: Thränen habe ich selbst genug; ich liebe die Thränen nicht. Sonst könnte ich Tag und Nacht weinen, aber statt dessen singe ich:

Ich bin kein stolzer Reiter, betrachtet mich nur genau,
Ich bin der arme Necke in Meereswogenblau,
In Wasserfällen und Strömen.

Auf tiefem Meeresgrunde steht mein krystallnes Haus,
Und Niemand kann dort gehen, Niemand sich ruhen aus,
Herberge finden keiner.

„Nicht doch, lieber Anton, du singst ja so melancholisch, wie wenn Du selbst der arme Necke wärest, es wird mir ganz ängstlich ums Herz."

Aber Anton mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, hörte nicht mehr auf Gabrielens Stimme, sondern begann sein anderes Lieblingslied:

Im Meer bin ich geboren, das ist mein Eigenthum,
Dort wandl' ich als Gebieter im Fürstenkleid herum,

Mein Vater und meine Mutter, das sind die Wogen blau,
Meine Freund' und meine Verwandte, das ist der Regen und Thau.
Es ist so unruhig im Meere darin,
Es rudern so viele hier über uns hin.

„Anton, Anton," rief Gabriele und sprang auf, als sie mit großer Verwunderung bemerkte, daß Antons Gesichtszüge ein unbeschreibliches Leiden ausdrückten, und ein Paar Thränen über seine bleiche, eingesunkene Wange herabrollten, während er in leiserem Tone wiederholte:

Es ist so unruhig im Meere darin.
Es rudern so viele hier über uns hin.

Und des Jünglings Kopf sank auf seine Brust herab: ein tiefer schwerer Athem wand sich über die Lippen, die jetzt schwiegen.

„Träumst Du, lieber Anton," fragte Gabriele ängstlich. „Was ist Dir? Sing nicht mehr dieses garstige Lied und denke nicht an den Necken, er hat es vielleicht nicht so schlimm."

„O, weit schlimmer!“ antwortete Anton mit einem seltsamen Ausdruck in seiner Stimme.

„Weit schlimmer, sagst Du? Woher weißt Du das, lieber Anton?“

„Wie sollte ich es nicht wissen! Laß mich in Ruhe!“ und er stieß Gabriele weg, indem er sie mit einem Blicke ansah, der einen ungewöhnlichen Grad von Geistesverwirrung verrieth. Er strich mit der Hand über die Stirne, als bemühte er sich, seine Gedanken zu ordnen; allein sie lagen dunkel und gefesselt da, und des armen Antons Kopf schwindelte unter dem Einfluß wunderlicher Vorstellungen, die ihn zuweilen heimsuchten.

Gabriele stand stumm da, aber ihre Neugierde siegte über ihre Furcht. „Sage mir, Anton, wie kannst Du wissen, daß es mit dem armen Necken so schlimm steht?“

„Du quälst mich,“ sagte er in beinahe jammerndem Tone. „Ich habe es noch Niemanden gesagt, aber da Du mich so ansiehst, so sollst Du es auch wissen; ich habe in Erfahrung gebracht, daß ich bei meiner Geburt ausgetauscht worden bin. Ich bin nicht Anton — das ist der dort unten, der klagt — ich bin der Necke, der hier oben klagt, weil ich verurtheilt bin, von meinem Vater und meiner Mutter, den blauen Wogen, getrennt zu leben. Aber eine große, große Sünde ist es, was mich von ihnen trennt. Bevor dies abgewaschen ist, darf ich nicht zurückkehren.“

„Mein armer, armer Anton!“ klagte Gabriele theilnehmend, „Du bist jetzt wieder krank! Dein Kopf brennt.“

„Ja, Ella, es brennt schrecklich da drinnen; aber so ist es beinahe immer, obgleich ihr nichts merket. Inzwischen bekümmere Dich nicht darum und sage Niemand, was ich Dir anvertraut habe. Sie würden sonst wieder behaupten, ich sei verrückt, und Du siehst doch, daß ich gescheidt und gefaßt bin.“

„Aber Deine Einbildungen, Anton! Es gibt ja eigentlich gar keinen Necken. Die Geschichte von ihm ist, wie die von den

Elfen und Meerfrauen, weiter Nichts, als eine Volkssage. So behaupten Erika und Rosenberg, und ich glaube es auch."

„Glaube, was Du willst, aber es sind keine Einbildungen, sondern die reine Wahrheit. Fürchte Dich übrigens nicht vor mir, weil ich der Necke bin, und bilde Dir nicht ein, ich möchte vielleicht ohne Erlaubniß in mein Haus zurückkehren. Nein, ich muß zuerst etwas vollbringen, und kann ich das nicht, so muß ich hier bleiben und in Ewigkeit leiden. Aber tröste Dich, Ella, meine Erlösung kommt schon einmal, und kommt sie nicht, so verzichte ich blos Dir zu Liebe darauf."

Jetzt schauderte Gabriele zusammen. Sie sah ein, daß eine schmerzliche Zerrüttung die Seele ihres Bruders gefangen hielt, und doch sprach er so ruhig und gefaßt, als wäre er vollkommen bei Sinnen. Dies wirkte tief auf das Gemüth des jungen Mädchens, sie fühlte sich von einem unheimlichen Gefühl ergriffen, und konnte sichs nicht erklären, warum sie selbst in Antons kranke Einbildungen hineingezogen wurde, allein es war wirklich so. Sie fühlte, ohne es erfahren zu haben, daß alles Glück wandelbar sei, und das Leben, welches sie bisher nur in seinen lichten Farben gesehen, sicherlich manche finstere Seiten habe.

„Arme Ella," sagte Anton, dessen Züge allmälig wieder ihre gewöhnliche schlaffe Theilnahmlosigkeit annahmen, „ich habe Dich betrübt. Aber sprich jetzt vom Kapitän, dann wird es besser werden; vor Allem jedoch mußt Du mir geloben, das zu verschweigen, was ich Dir anvertraut habe, denn wenn Du mich verräthst, so kann ich Dich nie mehr lieben, und dann würde ich noch grausamer leiden, als jetzt."

„Sei versichert, Anton, daß ich schweigen werde; Du weißt, ich kann es. Aber Du mußt mir auch versprechen, Dir Deine thörichten Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, denn Du erschreckst und betrübst mich jedesmal, wenn Du so sprichst."

„Fürchte nicht, daß ich Dich erschrecken werde. Du weißt

jetzt, wer ich bin; aber dies ist ein Geheimniß zwischen uns, das wir nie berühren wollen. Jetzt laß mich wissen, ob nicht zwischen Dir und Rosenberg etwas vorgefallen ist." Und auf einmal war der unglückliche Jüngling seinem eigenen jammervollen Schicksale entrückt, und alle seine Geisteskräfte schienen auf das gespannt zu sein, was er von Gabriele zu hören erwartete.

Aber sie wiederholte nur seine eignen Worte:

„Was meinst Du? Was sollte zwischen mir und Rosenberg vorgefallen sein?"

„Etwas, was ich nicht weiß; aber ich will es wissen."

„Ich versichere Dich, Anton, es ist durchaus nichts. Er hat blos heute früh einige Worte geäußert, die ich nicht recht verstand. Aber ich ging meines Wegs, weil ich entsetzlich unruhig wurde, und das wollte ich ihn nicht sehen lassen."

„Aha, jetzt verstehe ich," versetzte Anton mit einer Zufriedenheit, welche bewies, daß er, was nicht selten geschah, das wahre Verhältniß klar durchschaut hatte. „Birger sagte, der Kapitän käme über's Jahr zurück, und so lange kannst Du Dich schon gedulden. Du siehst wenigstens, daß es ihm nicht ums Geld zu thun ist, Rosenberg gefällt mir, und ich werde viel ruhiger sein, wenn Du einmal seine Frau bist, dann bist Du in Sicherheit und hast Deinen Beschützer, es mag da geschehen, was da will. An Vermögen wird es euch nicht fehlen, denn ich bedarf nicht viel, und Du weißt wohl, daß ich einmal nichts mit mir nehme. Mein Antheil kommt dann ganz Dir zu Gute. Aber zuerst wollen wir den Schooner bauen, und obgleich ich sonst nie arbeite, so will ich es doch da versuchen, denn der Schooner wird meiner Ella Mitgift. So viel begreife ich schon."

Gabriele erschrack über das, was sie jetzt hörte, beinahe noch mehr, als über Antons vorhergegangene Mittheilung; denn diese konnte sie als eine Folge seiner Geisteszerrüttung betrachten, von jenem aber mußte schon anderswo die Rede gewesen sein, sonst hätte sich Anton nicht so bestimmt darüber äußern können.

„Sie," dachte Gabriele in ihrer schamhaften Verwirrung — „sie haben vermuthlich Alle miteinander daran gedacht, daß so Etwas geschehen könnte." Glücklicherweise wurde ihr eine Antwort auf Antons Mittheilungen erspart durch die willkommene Thatsache, daß Birger und gleich darauf Rosenberg ins Zimmer traten.

Es war schon ziemlich dunkel im Zimmer, und Gabriele wünschte im Stillen, Erika möchte noch recht lange mit dem Lichte ausbleiben, denn der Kapitän hatte sich ganz nahe zu ihr gesetzt und hätte er jetzt ihr purpurrothes Gesicht und ihr thränengeschwelltes Auge gesehen, was würde er da geglaubt, was würde Erika gedacht haben? Sie wünschte, Anton hätte ganz von der Sache geschwiegen, aber dies war blos ein oberflächlicher Wunsch, womit sie sich selbst zu bethören suchte, ungefähr wie ein Kind sagt, es wolle eine Sache nicht, auf die sein höchstes Verlangen gerichtet ist. Gabriele war noch so gut wie ein Kind, aber im Innern ihrer Seele waltete dennoch eine freudige Bewegung vor, eine Zufriedenheit über die Nachrichten, mit welchen Anton ihr zu einiger Klarheit verholfen hatte.

Inzwischen antwortete sie verkehrt auf alle Fragen, welche Rosenberg an sie richtete, und um sowohl seinen, als Erika's Blicken zu entgehen, wählte Gabriele den sichersten Ausweg, das heißt, sie begab sich auf ihr Zimmer und blieb daselbst den ganzen Abend, aber nicht allein, denn ihre lebhafte, glühende Einbildungskraft malte ihr eine neue Welt, und zwar so lächelnd und bunt, wie nur jemals eine in einem sechzehnjährigen Kopfe gelebt hat. Gabriele fühlte jetzt, was das Wort Zukunft zu besagen habe. „Ach," rief sie aus, „wer doch schon in der Zukunft lebte!"

Wie viele haben nicht schon denselben Wunsch gehabt, wie unsere Heldin, und wenn sie endlich den Mittag ihres Lebens erreichten, aus gepreßtem Herzen gerufen: „Ach kehrte mir doch der Morgen der Jugend zurück!"

Rosenberg ging nicht ganz ruhig zu Bette. Er sah ein, daß

Gabriele in ihrem Schmerz über die Trennung über ihre eigenen Gefühle zum Bewußtsein gekommen war. Handelte er recht, wenn er sie verließ, ohne sie mit einem Worte seiner Treue und Ergebenheit zu versichern? Konnte er auf die Gefühle eines Kindes bauen, wenn kein Gelübde die lange Zeit des Wartens erheiterte? Vielleicht nicht; aber lieber wollte er sich dem Schlimmsten unterwerfen, als jetzt sprechen. Gabrielens gegenwärtiger Schmerz schien dem ehrlichen Kapitän eine vergleichungsweise geringe Sache gegen ein ganzes Leben voll Reue und Mißvergnügen, und somit stellte er die Sache Gott anheim.

Rosenberg blieb nur noch einige Tage auf Tistelön, und in diesen gab sich keine Gelegenheit, wenn er sie auch hätte suchen wollen, zu einer vertraulicheren Mittheilung, denn Erika ließ ihren Liebling nicht aus dem Auge. Aber die Abschiedsstunde — der Abschied hat, wie man weiß, immer etwas Erschütterndes, und Rosenberg widerstand seiner geheimen Macht nicht — die Abschiedsstunde war entscheidend.

„Leben Sie wohl, Fräulein Gabriele," sagte er mit einer Bewegung, welche seine Stimme, wenn auch nicht zitternd, doch undeutlich machte, „vergessen Sie mich nicht zu früh. Ein Jahr ist ja keine zu lange Zeit. Wenn Sie mich in Ihre Gebete einschließen, so segnet vielleicht Gott mein Vorhaben."

„Das will ich gerne" . . . Das aufgeregte, verwirrte Mädchen vermochte nicht mehr zu sagen; aber Rosenberg sah, was in ihrem Herzen vorging, und nachdem er ihre beiden Hände innigst zwischen die seinigen gedrückt, eilte er zum Strande hinab, wohin ihn die ganze Familie unter herzlichen Wünschen glücklicher Wiederkehr begleitete.

Peter Lindgren, welcher sich nicht hatte entschließen können, seinen Herrn zu verlassen, schloß den Zug mit Fischer Kajsas Lene, gleichfalls einer hübschen Scheerendirne, die bei Gabriele als eine Art Gesellschafterin war. Lene war Peters Augenweide, aber

sein Herr war ihm noch lieber, und bei ihm vergaß er bald seine Zerstreuungen auf der kleinen Insel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Sie ist so gut; vertrauungsvoll
Zu Jedermann und gut!
Bewahrt jedoch der Mutter wohl
Allein des Herzens Gluth.

Wallin.

„Aß — Dame — und Zehn! Sie löschen fünf; Frau Schwester, das ist viel auf einmal," sagte der alte Askenberg und schob die Kreide Frau Katharina zu, die mit vergnügtem, triumphirenden Blick einen respektablen Zweier auf das Tischbrett malte.

„Sie haben mir mein altes Glück ganz abwendig gemacht," klagte Lieutenant Pehr, als Frau Katharina beim nächsten Spiel draußen war. „Ich verliere jetzt jedes Spiel, ich mag so genau zählen, als ich will."

„Ja, ja," lächelte Frau Arnman, „in den vier Jahren, da wir den Jungen nicht mehr bei uns besitzen, habe ich mich so fleißig geübt, daß ich jetzt, wie der selige Vater sagte, wenn er schnell etwas zu thun hatte, scharf zusegle."

„Und ich segle demnächst in den Grund," versetzte der Lieutenant mit einer langsamen Bewegung des Kopfes, „Sie werden mit jedem Tage jünger und sehen auf Ehre jetzt munterer aus, als vor sechs Jahren, aber der Alte wird nächstens sein Winterquartier beziehen müssen."

„Ach, bester Herr Bruder, thun Sie mir doch nicht das Leid

an, solchen Gedanken nachzuhängen," bat Frau Arnman, indem sie ihre Dose wegsetzte und sich mit dem Nastuch eine Thräne aus dem Auge wischte. „Wir haben manchen Tag miteinander verlebt, sowohl im Sturm, als im Sonnenschein. Wenn Sie, Herr Bruder, was Gott verhüten möge, vor mir dahin gehen möchten, so würde sich bei mir eine Leere einstellen, die Nichts mehr ausfüllen könnte. Ich hoffe, der Herr wird so gnädig sein und mich nicht so ganz allein bei meinen Balsaminen lassen."

„Und was sollte aus dem alten Askenberg werden, wenn die Frau Schwester vorausginge. Wer würde ihn, der Niemanden hier im Leben hat, verpflegen und sich seiner annehmen? Nein, Frau Schwester, ich fühle, diesen Kummer wird mir der Herr erlassen. Meine Kräfte nehmen langsam, aber doch fühlbar ab; das Gedächtniß schwindet; im Kopf sieht es oft wunderlich aus; ich bin alt geworden. Als Jüngling und Mann wurde mir rauh gebettet, das kommt jetzt nach." Er zeigte auf die von der Gicht geschwollenen Füße, welche Frau Katharina in große wollene Socken gehüllt hatte.

Die alte Arnman, welche sich's nicht verhehlen konnte, daß ihr treuer Freund namentlich seit einem Jahr zu merklich abgenommen hatte, als daß sie ihn noch lange mit ihrer vielerprobten Freundschaft werde erfreuen dürfen, schwieg schmerzlich überrascht, ihn beinahe zum Erstenmal auf sein nahes Abscheiden anspielen zu hören.

„Könnte ich nur unsern lieben Arve wieder zu sehen bekommen," fuhr der Lieutenant etwas munterer fort; „ich glaube, diese Freude würde den Lebensfunken wieder auf einige Zeit anblasen."

„Zweifeln Sie nicht daran, daß dies bald geschehen wird, Herr Bruder. Das liebe Kind schreibt ja, der Zollverwalter habe ihm bereits Urlaub zur Heimreise auf diesen Sommer zugesagt, und bis dahin sind es ja nur noch wenige Monde. Auch wissen Sie wohl, Herr Bruder, wenn Mellberg versetzt wird, so können

wir mit ziemlicher Sicherheit auf diesen Dienst für Arve rechnen. Sie erinnern sich doch noch, was er das Letztemal darüber geschrieben hat?"

„Ach nein, ich habe es ganz vergessen. Die Frau Schwester könnte mirs wohl noch einmal vorlesen."

Frau Katharina fing an in ihrer weiten Rocktasche zu suchen, wo der letzte Brief des Sohnes immer so lange aufbewahrt wurde, bis ein neuer kam. Sobald dieser erbrochen war, wurde der alte zu seinen Vorgängern in eine Schublade in des seligen Vaters Schreibpult gelegt, wo sie neben andern gleich theuern Erinnerungen ruhten, z. B. dem seidenen Tuch, das Frau Katharina getragen, als Arnman sie mit seiner Brautwerbung beim Mehlsieben überraschte, einer Silhouette vom seligen Vater und einigen fremden Münzen, auf welche er viel Werth gelegt. Inzwischen hatte, wie bereits gesagt, der letzte Brief immer seine Station in der Rocktasche und wurde nun richtig sammt der Brille herausgefischt.

„Lassen Sie uns zuvörderst ein Prischen nehmen," sagte Frau Katharina und bot dem Lieutenant, indem sie freundlich den Deckel der Dose öffnete, einen Vorgeschmack des Vergnügens, Arve's Brief wenigstens zum zehnten Male anzuhören.

Der alte Askenberg nahm eine tüchtige Portion aus Frau Katharina's Magazin, und während er langsam seiner Nase den gewohnten Leckerbissen zuführte, las die alte Arnman wie folgt:

Geliebte Mutter!

Es ist heute mein Geburtstag, der zwanzigste Februar. Vor vierundzwanzig Jahren um diese Zeit dankten meine theuern Eltern Gott, daß er sie mit einem Kinde gesegnet. Es blieb euer einziges, und ihr ließet alle eure Liebe über mich fließen. Ich bin immer der Meinung gewesen, daß Kinder die verantwortungsvolle Pflicht haben, ihren Eltern alle die Sorge und Zärtlichkeit zu vergelten, welche sie ihnen widmen, aber ein einziges Kind scheint mir doppelt dazu verpflichtet. Ihm ist all die

unaussprechliche Liebe und Entsagung zu Gute gekommen, die für mehrere Theile ausgereicht hätte; für dieses einzige sind all diese innigen und treuen Gebete zum Himmel aufgestiegen, all diese heißen Thränen geflossen. Ein Sohn, welcher seiner Mutter Ein und Alles ist, hat eine heilige, eine große Pflicht zu erfüllen, und da ich heute mein Herz geprüft, so finde ich, daß ich zwar immer Alles aufgeboten, um in Uebereinstimmung mit ihren Gedanken zu handeln, daß mir aber gleichwohl Vieles übrig bleibt, das ich versäumt habe. Der Wille war immer da, aber was ich aus jugendlichem Leichtsinn oder Unverstand verfehlt habe, dafür bitte ich heute mit reuevollem Herzen die beste und zärtlichste der Mütter um Verzeihung.

Hier hielt Frau Katharina inne. Die wonnevollsten Thränen, die Thränen einer glücklichen Mutter floßen über ihre Wangen, und es währte einige Zeit, bis sie fortfahren konnte.

Aber nicht allein bei meiner theuern Mutter, auch bei meinem dahingeschiedenen verehrten Vater weilen meine Gedanken. Und außer beiden habe ich noch einen lieben, nicht minder geachteten Freund, meinen alten, redlichen Onkel Pehr, dessen unverdrossener Fürsorge für meine Kindheit und meine ersten Jünglingsjahre ich Alles zu verdanken habe, was ich weiß, und den ich hauptsächlich segnen muß für das, was ich geworden bin. Ohne ihn würde es auf unserm abgelegenen Fischerdorfe schlecht mit meinen Kenntnissen ausgesehen haben. Wenn Du, liebe Mutter, mir den Katechismus eingeprägt hattest, so war er es, der mich auf sein Stübchen nahm und Sachen lesen ließ, deren Nutzen ich später erst recht schätzen lernte.

„Ehrlicher Junge!" rief der Lieutenant mit einem matten Lächeln. „Es war meine eigene Freude, Dich zu unterrichten, aber Deiner Mutter hast Du doch das Beste zu verdanken: daß Du Gott fürchtest und dankbar bist gegen die Alten."

Frau Katharina und der Lieutenant wechselten hier einen

Blick, worin sich die innigen Gefühle Beider spiegelten, die in einen Seufzer für den geliebten Sohn verschmolzen.

Die Fortsetzung des Briefs war am Abend geschrieben.

Ich habe heute einen meiner glücklichsten Tage verlebt. Eben als ich heute diesen Brief an Dich weglegte, um mich zu rasiren und herauszuputzen, kam Lars mit einem großen Korb in der Hand herein. Bevor ich jedoch weiter erzähle, muß ich sagen, daß Lars, der sich gegenwärtig in den Ferien hier aufhält, ein recht tüchtiger und artiger Junge geworden ist. Freilich verrathen noch allerhand unleidliche Züge die etwas verwahrloste Erziehung, die er bekommen hat, aber so viel kann ich ohne Ruhmredigkeit sagen, daß er, seit ich Hand an ihn zu legen angefangen habe, sich mit jedem Tage gebessert, und dieses letzte Jahr, das er außerhalb des elterlichen Hauses zugebracht, hat ihn zu einem ordentlichen Menschen gemacht. Wie gesagt, Lars kam herein, sagte guten Morgen und wünschte mir Glück. Dies schickt die Mama, und Papa erwartet Dich beim Frühstück. „Ich öffnete meinen Korb, und Du kannst Dir denken, liebe Mutter, daß ich nicht wenig überrascht war, als ich ein ganzes Dutzend feine, prächtige Hemden darin erblickte. Aufrichtig gesagt, sie kamen mir sehr gelegen. Das Herz voll Dankbarkeit, ging ich mit Lars in das Wohnzimmer hinab, wo der Zollverwalter und seine Frau bereits waren. Ich suchte meinen Dank so gut als möglich auszudrücken, allein Madame unterbrach mich mit einem freundlichen: „Lassen Sie uns nicht davon sprechen, lieber Arnman, es hat mir jederzeit Vergnügen gemacht, Sie als einen der Unserigen zu betrachten, und Sie haben dies blos sich selbst und Ihrer guten Aufführung zu danken. Was Lars betrifft, so stehen wir noch ganz besonders in Schuld bei Ihnen für all die Mühe, die Sie sich mit ihm gegeben haben. Ich bin überzeugt, der Junge hätte es nicht so weit gebracht, wenn Sie nicht besonders in den letzten Jahren seines Hierseins die Gefälligkeit gehabt hätten,

seinen von Natur guten und reichen Gaben durch Aufmunterung zu Hülfe zu kommen."

Während dieser Rede der Frau, die aus ihrem Munde für eine ausgezeichnete Ehre gelten mußte, bemerkte ich, daß der Zollverwalter sie jeden Augenblick zu unterbrechen wünschte, und als ihre Wohlredenheit sich selbst ein Ziel gesetzt, da nahm er die Pfeife aus dem Munde und sagte herzlich:

„Mein lieber Junge, Du bist jetzt über vier Jahre mein ausgezeichneter Beistand auf dem Zollamte gewesen, und es ist nunmehr Zeit, daß ich mein Versprechen gegen Deine Mutter erfülle uud für Deine Zukunft sorge. Du hast jetzt die Wahl, entweder auf meine Kosten nach Stockholm zu reisen, wo ich Dir die Zulassung zum kameralistischen Examen verschaffen werde, so daß Du dann zum Zollamte zurückkehren und Dir auf einen einträglichen Dienst Hoffnung machen kannst, oder wenn es Dir wünschenswerther erscheint, die Bahn Deines Vaters einzuschlagen und Dich in die unruhvolle Welt hinauszubegeben. Aber das Leben eines Küstenaufsehers erfordert Muth, Kraft und Entschlossenheit, denn es ist eine fortgesetzte Kette von Gefahren. Liebst Du diese, so zweifle ich nicht daran, daß Du die nöthigen Eigenschaften zu einem so prüfungsvollen Amte theils bereits besitzest, theils in Bälde noch erwerben kannst, und in diesem Fall gebe ich Dir mein bestimmtes Versprechen, daß ich Dir, obgleich ich Dich lieber auf dem Zollamte bleiben sehe, mit meinem Fürwort und all meinen Kräften zu dem nächsten Dienste dieser Art, der aufgeht, verhelfen werde. Vielleicht wird der Distrikt, den der Nachfolger Deines Vaters hat, in den nächsten Jahren erledigt. Der Mann wird gewiß versetzt, und in diesem Fall kannst Du auf mein Versprechen bauen."

Das Herz klopfte mir vor Freude bei dieser Aussicht auf Unabhängigkeit an dem Orte, der mir vor allen andern theuer ist. Ohne mich lange zu besinnen — denn ich folgte einem Rufe in meinem Innern — dankte ich dem Zollverwalter mit den

besten und herzlichsten Worten, welche mir in der Ueberraschung zu Gebote standen, erklärte ihm aber offen, daß ich vor allen andern Wegen, um mein Brod zu erwerben, denjenigen liebe, welchen mein Vater gewandelt, und daß mich dies um so glücklicher machen würde, als ich da hoffen dürfte, in der Nähe meiner guten, lieben Mutter und meines alten Onkels Pehr zu sein.

„Ganz, wie Du willst, mein lieber Arve, aber vergiß nicht, daß, so prächtig es auch klingen mag, ein eigener Herr auf der Zolljacht zu sein, dieser Dienst gleichwohl mehr mißliche Seiten hat, als Gedanke und Auge durchschauen können. Gott weiß, wie Dein Vater endigte; so viel ist sicher, daß sein Tod eben so dunkel ist, wie der manches andern Küstenaufsehers vor und nach ihm."

Hiegegen hatte ich Nichts zu sagen: ich führte blos mein brennendes Verlangen an; dann war Alles gut, und die Sache wurde als abgemacht betrachtet. Zum Schluß sagte der Zollverwalter, er bewillige mir auf den Sommer einen Monat Urlaub, um nach Hause zu reisen, meine Mutter zu begrüßen und mich zugleich zu erkundigen, wie es aussehe, ob Mellberg Hoffnung auf etwas Anderes habe, denn wenn es so wäre, so würde ich vor Allen seinen Dienst bekommen.

Da ich nun für heute kein Geschäft hatte, so begab ich mich Nachmittags zu Frau Carlmark. Sie und Josephine lassen es sich wie immer sauer werden. Die arme Josephine, sie hat sehr wenig Freude in diesem Leben. Es thut mir zuweilen so herzlich Leid um sie, daß ich mit jeder Aufopferung ihr eine Freude erkaufen zu können wünschte, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, ohne die Leutchen zu beleidigen. Josephine ist fast beständig zu Hause; sie hat sehr wenig Bekannte, und diejenigen, die sie hat, finden selten Zeit zu einem Besuche. Trotz diesem Sklavenleben ist sie das freundlichste Geschöpf unter der Sonne. Wenn ich je einmal etwas bekomme, ich meine so viel, daß ich noch eine andere Person außer mir ernähren könnte, so glaube

ich beinahe, ich würde um sie freien, nicht weil ich verliebt bin, oder glaube, ich könnte es je in Josephine werden, sondern weil ich auf das arme Mädchen wirklich sehr große Stücke halte. Sie ist nicht so häßlich, um nicht auch ihre Freier, und zwar recht anständige Leute gehabt zu haben, wie z. B. den Cantor von hier, einen wohlhabenden Mann, und den Kellermeister Robin, der ebenfalls Vermögen besitzt. Aber für ihr schweigsames, ausweichendes Wesen paßt keiner von ihnen. Sie glaubte sich eben so wenig mit dem geräuschvollen Leben in einem Keller, als mit der muntern Laune eines Cantors vertragen zu können, der alle Tage außer Sonntags ein Gläschen über Durst trinkt. Auf diese Art bleibt die arme, gar zu fein fühlende Josephine ohne Mann, wenn nicht — doch es ist noch lange genug Zeit, davon zu sprechen. Vielleicht bekomme ich bis dahin ein Mädchen zu sehen, das mein Herz in Brand steckt, und deßwegen ist es wohl am besten, man hält vorderhand ein wenig hinter dem Berge.

So etwa dachte ich auch, als ich heute Mittags zu Carlmarks wanderte. Die Alte saß allein da, und man sah ihr deutlich an, daß sie geweint hatte.

„Wie geht's, meine beste Frau Carlmark," fragte ich, indem ich mich neben sie setzte.

„Recht schlecht," antwortete sie in einem tiefbetrübten Tone; „es ist seit einiger Zeit äußerst knapp mit der Arbeit gegangen. Die Leute lassen sich das, was sie genäht haben wollen, bis auf die Christfeiertage machen, und dann ist man am Neujahr recht übel dran. Was Josephine jetzt arbeitet, reicht kaum zu Salz und Brod. Die Zollverwalterin ist auch so eine Frau, die mit ihren Aufträgen beinahe immer zu der Zeit kommt, wo sie wohl weiß, daß wir aus Mangel an anderer Arbeit durchaus ihre Bedingungen annehmen müssen."

Eine entsetzlich unbehagliche Ahnung stieg in mir auf. Ich

konnte mich der Frage nicht enthalten, was sie denn habe nähen lassen.

„Ach ja, ein Dutzend neue Hemden, die viele Arbeit kosteten, und da sie überdies auf einen bestimmten Tag verlangt wurden, so mußte mein armes Mädchen Tag und Nacht daran arbeiten, aber Gott weiß, daß der Verdienst schlecht war. Gleichwohl wagten wir keine Einwendungen, um die empfindliche Frau nicht vor den Kopf zu stoßen, aber die Folge war, daß Josephine durch das viele Nachtwachen und den Mangel an stärkender Nahrung bettlägerig geworden ist, so daß ich jetzt allein und rathlos in meiner Betrübniß dasitze."

Hätte ich in diesem Augenblick an das Bett der armen Josephine treten können, so hätte ich ihr sicherlich mit dem Herzen auf den Lippen zugerufen: „Um meinetwillen hast Du gearbeitet, bis Du aufs Krankenlager niedersankest; dafür will ich jetzt aber auch mein ganzes Leben lang für Dich arbeiten." Nun ging dies aber nicht an, denn ich konnte natürlicherweise nicht in ihr Schlafzimmer dringen. Als ich wieder nach Hause kam, dankte ich Gott, daß er mich nicht in Versuchung geführt, denn gewiß hätte ich, wenn auch mit dem besten Herzen, eine Thorheit begangen, die mir leicht eine Quelle der Unruhe und Reue hätte werden können. Inzwischen tröstete ich mich, daß ich that, was in meinen Kräften stand. Ich sagte ihr nämlich, der Zollverwalter selbst schicke mich zu ihr mit einer kleinen Unterstützung, er wünsche indeß, daß Frau Carlmark nie gegen Jemanden etwas davon verlauten lasse, denn er habe seine besonderen Gründe dazu.

„Ach, das glaube ich von Herzen gerne," bemerkte die beim Anblick meiner kleinen Kasse glückliche Frau. „Der arme Zollverwalter steht zu sehr unter dem Pantoffel, daß er es wagen könnte, etwas Gutes zu thun, außer in aller Stille. Aber Gott weiß, daß ich seine edle Handlung nicht ausschwatzen werde."

„Kaufen Sie jetzt für Josephine Alles, was sie braucht,"

bat ich, „denn ich bin überzeugt, daß wenn der Zollverwalter hört, wie es hier aussieht, so hilft er, so gut er kann.“

Ich kehrte mit betrübtem Herzen, aber doch mit den seligen Gefühlen, vielleicht die Noth einer unglücklichen Mutter gelindert zu haben, nach Hause zurück. Was kann es für sogenannte anständige Leute Härteres geben, als auf die Art in die tiefste Armuth zu versinken. Betteln können sie nicht; sie scheuen sich ihre Noth zu klagen, und so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als sich abzuquälen, Hunger zu leiden, dahinzusiechen und zu sterben.

Mit einer Art Andacht nahm ich, als ich auf mein Zimmer zurückgekehrt, ein Hemde um das andere zur Hand. Vermuthlich um zu zeigen, daß sie ganz neu waren, hatte meine Principalin sie nicht waschen lassen, und so schien es mir, als könnte ich an mehreren Stellen Spuren von Thränen entdecken; sie riefen meine eigenen hervor. Ich sah in Gedanken die arme Josephine die langen düstern Nächte mit meinen Hemden auf dem Schooße durchwachen; sie weinte über ihre Armuth, über ihr Sklavenleben, und die Thränen tropften Perle um Perle herab auf die zierliche Arbeit. Da und dort sah man auch kleine Blutflecken; sie kamen vermuthlich von Josephinens feinen Fingern, wenn sie sich bei dem halb erlöschenden Lichte und den vom Schlafe niedergedrückten Augenlidern mit der Nadel gestochen hatte. Du darfst mir glauben, Mutter, daß ich so kindisch war, alle diese Flecke zu küssen, und doch danke ich trotz meiner Rührung Gott, daß ich sie nicht getroffen habe, denn sonst — Gott bewahre mich vor einem solchen Unglück — wäre ich vielleicht nicht mehr im Besitze meiner Freiheit. Nein, erst muß ich mich umsehen; aber finde ich keine, die mir den Kopf verrückt, so bleibe ich bei meinem alten Plane. Inzwischen verspreche ich Dir, nicht so schnell und besinnungslos darein zu fahren. Es ist jedenfalls noch Zeit genug, sich mit Heirathsgedanken abzugeben, wenn man einmal etwas Bestimmtes in der Hand hat. Doch man kann

Nichts dafür, wenn die Gedanken kommen und gehen; sie sind beinahe die einzige Waare, auf die kein Zoll gesetzt ist.

Und nun segne Gott meine gute Mutter und meinen lieben Onkel Pehr. Ich sehe euch oft vor meinen Augen, wie ihr des Abends dasitzet und euren Zwölfer spielet, und wie die Mutter eine Prise und den prächtigen Caffee anbietet, den Niemand so gut kocht, als die alte Annicka. Deßhalb sei auch sie nebst den Balsaminen gegrüßt von Deinem Dich innigliebenden und glücklichen

Arve.

„Ja, Gott segne ihn, den lieben und freundlichen Jungen, der noch eben so unschuldig und offenherzig ist, wie er uns verließ!" sagte Frau Katharina und legte den Brief zusammen. „Aber in Beziehung auf das Mädchen will ich ihm schon meine Gedanken sagen, wenn er nach Hause kommt. Die Partie gefällt mir nicht. Frau Carlmark ist eine grundehrliche, brave Frau, und ich zweifle nicht, daß die Tochter auch so ist. Allein es ist nun einmal kein Segen in diesem Hause. Sie arbeiten und arbeiten, bringen es aber doch nicht vorwärts, denn sie wissen die Sache nicht recht anzufangen. Und dann war die Mutter immer schrecklich trübsinnig und traurig, und das hat Josephine gewiß von ihr geerbt. Es ist so ein weinerliches Wesen, das man ihnen nicht verübeln darf und wegen dessen ich sie nicht tadeln will, allein ich wünsche meinem Arve eine frische, muntere, tüchtige Frau, welche das Leben nicht so schwer nimmt und sich nicht jeden kleinen Kummer zu Herzen gehen läßt. Denn Arve mag von seinem Mitleid schwatzen, was er will, so kann doch das, was jetzt aus der Ferne so rührend und schön erscheint, im täglichen Leben recht beschwerlich werden, und ich glaube, daß er nie glücklich wird, wenn er nicht eine Frau von gleicher Gemüthsart bekommt; oder was meinen Sie, Herr Bruder?"

„Ich meine, daß die Frau Schwester ganz klar sieht und zum Besten rathet," antwortete der Lieutenant, müde von der

Anhörung des langen Briefes. Den letzten Theil hatte er blos dunkel verstanden und den Anfang bereits gänzlich vergessen.

Frau Katharina bemerkte mit stillem Kummer die täglich zunehmende Schwäche, und da der Alte jetzt zu ruhen wünschte, führte sie ihn selbst auf sein Stübchen, schüttelte ihm die Kissen zurecht, zündete ihm die Pfeife an und verließ ihn nicht, bevor sie ihm zu all den Bequemlichkeiten verholfen, an die sie ihn gewöhnt hatte.

Sodann setzte sich die alte Arnman an den Spinnrocken und hieß auch Annicka näher sitzen. Während sie jetzt den feinen Faden auszog, aus welchem sie den nächsten Sommer für den lieben Arve Betttücher weben lassen wollte, erzählte sie der alten Dienerin mit stolzer Zufriedenheit von der Zeit, da ihr gemeinschaftlicher Augapfel wiederkommen werde, welcher nunmehr ein großer und schöner Mann geworden sei, und wie er Niemand anders auf der Welt liebe, als seine Mutter, den alten Lieutenant und die gute Annicka.

„Was die Scheerenmädchen für große Augen machen werden, wenn sie ihn wieder sehen," bemerkte Annicka mit einem Triumph, welcher dem mütterlichen in Nichts nachgab.

„Ja, das sollen sie auch," fügte Frau Katharina hinzu, „aber weiter sollen sie von meinem Arve Nichts bekommen. Er muß sich ein Mädchen suchen, das zugleich hübsch und gescheidt, vermöglich und brav ist. Solche gibt es hier nicht."

„Ei, man sagt, Haraldsons Tochter, die sogenannte Rose von Tistelön, sei so hübsch, daß sich weder auf dem Land, noch auf dem Strand ihresgleichen finden lasse."

„Nimm mir diese nicht in den Mund," antwortete Frau Katharina streng. „Vielleicht mag es eine Sünde sein, aber ich kann nun einmal die Leute von Tistelön nicht ausstehen; und das sage ich Dir, Annicka, sprich weder von Rosen, noch von Lilien, wenn mein Sohn nach Hause kommt: wecke den schlafenden Löwen nicht!"

Annicka begriff nicht, wie das so schlimm sein könnte, allein da sie von jeher die höchsten Gedanken von der Weisheit ihrer Gebieterin gehegt, so gelobte sie Stillschweigen, und die alte Arnman fuhr jetzt fort, für sich allein ihre Luftschlösser zu bauen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Hoffnung Tod und der Erinnerung Glut
Begehren Opfer von dem jungen Blut.

Nicander.

Es geht nicht an, bedenke das, mein Sohn!

v. Braun.

Eines Juniusabends milde Lüfte säuselten durch die hohen Pappeln des Kirchhofes in H. An einem frisch aufgeworfenen Grabhügel stand Arve Arnman und blickte mit einem Ausdruck innigen Schmerzes auf den halb verwelkten Kranz, der ihn schmückte. Unser junger Zollschreiber war in den letzten vier Jahren zu einem schönen, wohlgebildeten Manne herangewachsen, dessen ganzes Aeußere den Stempel des vollkommensten Anstandes trug. Im Uebrigen lag in allen seinen Zügen der Ausdruck herzlicher Güte, und nur über der Stirne kreuzte sich eine feine Ader, welche zu erkennen zu geben schien, daß er dereinst, wenn das Leben sich ihm in anderen Gestalten aufrolle, neben den milderen Gefühlen seines Herzens auch Kraft und Willensfestigkeit bethätigen werde.

Arve stand diesen Abend an einem Grabe, welchem sein gefühlvolles, theilnehmendes Gemüth einen freundschaftlichen Tri-

but von Kummer darbrachte. Es war seine vertrauteste Bekannte in der Stadt H., die arme Frau Carlmark, die unter dem kleinen Hügel ruhte, und Kummer um die mutterlose, verlassene Josephine preßte Arve's unruhevolles Herz zusammen. Vergebens suchte er ein Mittel zu ersinnen, wodurch er dem armen Mädchen einen wesentlichen Dienst leisten könne.

Als Arve den im vorhergehenden Kapitel mitgetheilten Brief schrieb, war er um Josephinen in Sorgen, denn sie war krank; aber die Jugendkraft siegte, und nach einigen Wochen kam sie wieder auf. Bald aber wurden Mutter und Tochter genöthigt, die Krankenrollen zu tauschen, und Frau Carlmark sank auf ihr oft mit Thränen befeuchtetes Lager, um sich nie wieder zu erheben. Den ganzen Winter und Frühling arbeitete Josephine, litt und kämpfte mit Armuth, Kummer und Krankheit, aber ihre Kräfte schwanden nicht, so lange noch ein Lebensfunken in der geliebten Mutter glomm. Während dieser Zeit ging Arve beinahe jeden Abend zu den Betrübten und in der langen, bitteren Prüfung lernte er Josephine erst recht kennen und verehren. Sie war keineswegs das schwache, ängstliche Geschöpf, für das man sie hielt, so lange sie keine andere Kraft anzustrengen brauchte, als die physische. Berufen, ganz allein eine vielgeliebte Mutter während ihrer langen zehrenden Krankheit zu verpflegen, bewies Josephine durch ihre Beharrlichkeit, ihre Geschicklichkeit und ihre unwandelbare Geduld, welche niemals zu einer Klage herabsank, eine Seelenstärke, die Arve immer mehr an sich fesselte, obgleich seine Gefühle niemals eine wärmere Natur annahmen, als die der Freundschaft und des ruhigen Wohlwollens.

Während Arve, in seine Gedanken versunken, dastand, klang das Abendgeläute über die Gräber hin, und es war ihm, als liege ein stiller, lieblicher Friede über dem ganzen Platz ausgebreitet, wo die grünenden Gräber Seite an Seite gebettet waren. Die Rasen auf dem Grabe, demjenigen zunächst, an wel-

chem Arve stand, schwollen so einladend. Er konnte sich nicht enthalten, Platz auf dem friedlichen Hügel zu nehmen, aber kaum hatte er ihn berührt, als ein leises Geräusch hinter ihm seinen Gedankengang störte. Er wandte sich um, und siehe da eine schwarzgekleidete Gestalt kam zum Vorschein. Es war Josephine, welche sich durch die Kirchhofthüre hereinschlich, um das Grab der Hingegangenen mit einigen frischen Rosen zu schmücken.

„Guten Abend, Josephine," sagte Arve in einem Tone, welcher wohlthuend an das Herz des verlassenen Mädchens klang. „Wenn ich Sie störe, so gehe ich."

„Sie waren ja immer meiner Mutter Freund," antwortete Josephine leise und beugte sich über das Grab herab.

Arve, welcher diese unbestimmte Antwort nach seinem eigenen Wunsche deutete, blieb, und nachdem Josephine ihre schmerzlich süße Pflicht erfüllt, gingen sie beide schweigend zum Kirchhof hinaus und auf die Straße, an deren Ende Josephine in dem kleinen, gelben Hause wohnte.

„Arme Josephine," begann Arve, „haben Sie noch an keinen Zufluchtsort gedacht? Hat sich keine Stelle für Sie gezeigt?"

„Nein. Ich habe in mehreren Häusern angefragt, allein man bedarf keiner Näherin und glaubt nicht, daß ich auch zu etwas Anderem brauchbar sei."

Arve seufzte. Er litt mit Josephine, die also fortfuhr: „Ja und zudem ist es sehr hart und bitter, überall nur ein erkünsteltes, zweideutiges Mitleiden zu sehen und überall Nichts als sein Nein zur Antwort zu erhalten. Inzwischen muß ich mich in mein Schicksal finden: Murren und Klagen verbessern es nicht. Deswegen beabsichtige ich, ohne weitere Zeit durch Nachfragen nach einer Stelle zu vergeuden, mein bisheriges Geschäft auf eigene Faust fortzusetzen."

„Aber, Josephine, Sie sind noch zu jung, um allein zu leben."

Ein mattes, schmerzliches Lächeln auf den bleichen Lippen

des Mädchens sprach ihre Ueberzeugung aus, daß es in Betreff ihrer Jugend keine Gefahr habe. Sie hatte nie den Frühling der Jugend gelebt und schwand schon mit dem zwanzigsten Jahre in winterlicher Kühle dahin. Die matten Augen strahlten nicht von Lebenslust; die magern blaßgelben Wangen hatten nie Rosen besessen. Nur der Seele wohnte Jugendfrische inne, welche sich in der Kraft zu fühlen und zu leiden äußerte.

Arve war kein Schmeichler; obgleich er für seinen Theil Josephine hübscher fand, als sie selbst zu glauben schien, so hatte er doch nicht das Herz, etwas darüber zu äußern. Ueberdies meinte Arve, wäre es geradezu einfältig, sie über Etwas trösten zu wollen, was in ihrer Verlassenheit eher als ein Glück, denn als ein Unglück anzusehen sei. Er schwieg daher, bis Josephine fragte, wann er die Reise in seine Heimath zu unternehmen gedenke.

„Im Anfang der nächsten Woche, wenn der Wind günstig wird. Ich komme indeß vorher noch, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich bin auf unserem Wege hieher auf eine Idee gekommen, und wenn ich sie besser überlegt habe, will ich sie Ihnen vortragen."

Diese an sich selbst ganz unschuldigen, aber für Josephinens Ohren geheimnißvollen Worte machten das arme Mädchen im Innersten zittern. Arve merkte indeß Nichts davon und als er an ihrer Thüre Abschied genommen, eilte er nach Hause, etwas ängstlich, die Essensstunde möglicherweise versäumt zu haben.

Es war auch die höchste Zeit, und Arve merkte es gleich bei seinem Eintritt an der spitzigen Nase der Zollverwalterin. Der Tisch war vollkommen gedeckt; der Spinat und Schinken bereits aufgetragen, und das Bier befand sich auf seinem gewöhnlichen Platze auf dem Schenktische. Der alte Brostedt stand, die Hände auf dem Rücken, in seiner gewöhnlichen Ecke, und Lars lag über den Tisch hingebeugt, um die Eier auf dem Spinate zu zählen. Madame stand von ihrem Platze am Fenster

auf, wo sie die Aussicht auf den Club hatte und alle Aus- und Eingehenden überschauen konnte, und nahte sich unserem Helden mit der nicht allzu mild ausgesprochenen Bemerkung, er habe auf sich warten lassen.

„Bitte unterthänigst um Verzeihung," sagte Arve; „ich habe mich auf dem Kirchhof ein wenig verspätet."

„Auf dem Kirchhof? Um Gotteswillen, Herr Arnman, Sie werden doch kein Mondscheinfantast werden! Was sind das für Ideen, unter den Todten herumzuspazieren, wenn man unter den Lebendigen Gesellschaft haben kann!"

„Darnach verlangte es mich nicht. Mamsell Carlmark kam und brachte frische Blumen auf ihrer Mutter Grab."

„Aha, ich verstehe, also ein Rendezvous! So unmittelbar einige Wochen nach ihrer Mutter Tod möchte es doch etwas zu früh sein. Aber ich werde Ihnen meine Gedanken darüber nach dem Essen mittheilen; lassen Sie uns jetzt zu Tische gehen."

Man kann sich vorstellen, daß Arve sich nicht mit dem leichtesten Herzen an ein Geschäft machte, nach welchem das Verhör beginnen sollte. Wenn ihm eine Predigt von der Frau Zollverwalterin in Aussicht stand, so aß er nie mit gutem Appetit; diesmal war er aber beklommener, als gewöhnlich, denn er fürchtete, seine Principalin möchte ihrer nicht allzu menschenfreundlichen Zunge gar zu viel Freiheit gönnen und dadurch der unschuldigen Josephine schaden.

Zu allem Glück wurde ihre Uebellaunigkeit gemildert durch die Lachsucht, welcher sie nicht widerstehen konnte, als sie ihren geliebten Sohn von Angesicht zu Angesicht erblickte; denn dieser hatte auf die eine Wange, in Folge allzu genauer Berührung mit dem Spinat, eine große grüne Rose bekommen, während die andere in klarer rother Farbenpracht prangte.

„Ei, ei, Lars, was ist denn das für Unfug: wirst Du nicht den Spinat stehen lassen, bis Mama kommt? Und was hast

Du um Gotteswillen auf der andern Backe? Es wird doch hoffentlich kein Blut sein? — Komm her und laß mich sehen."

Aber Lars bezeugte keine Lust dazu, sondern zog sein Nastuch hervor und fing an die verrätherischen Zeichen von seinen noch immer nicht aufgegebenen Besuchen an den Töpfen mit Eingemachtem wegzureiben. Inzwischen waren die Streifen schon zu trocken, um sich ohne Wasser wegwischen zu lassen. Sie blieben also, und nun war es unvermeidlich, daß Frau Mama selbst Hand anlegte, wobei es sich dann herausstellte, daß der liebe kleine Lars sich blos aus Scherz zufälligerweise in die Speisekammer verirrt hatte, wo ihn diese Ueberreste einer Kirschsauce begleiteten.

„Lars," sagte die Mama, und erhob unter einem erstickten Lächeln ihren Zeigefinger, „Du bist doch ein rechter Tausendsassa. Meinst Du denn, es geht nur so an, mit Mama's Kirschsauce so zu wirthschaften. Pfui, schäme Dich, so ein großer Mensch, wie Du! Geh sogleich und wasche Dich!"

Lars eilte hinaus, und als er fort war, sprach Mama: „Er ist ein so lebhafter Kopf, daß er seine kleinen Schelmstücke nicht lassen kann, aber die Weisheit kommt nicht vor der Zeit. Ich liebe es, wenn die Jugend munter ist; sie wird bald genug ihrer unschuldigen Vergnügungen müde und trachtet nach gefährlicheren. Gott segne meinen Lars, so lange seine höchste Freude in meiner Kirschsauce besteht."

Aber nach diesem kurzen Sonnenschein kam gleichwohl das vorangekündigte Ungewitter, zwar gemildert, aber immer doch noch scharf genug, um in Arve den sehnlichen Wunsch nach einer baldigen Windstille zu erwecken.

Nachdem Herr Brostedt sich verneigt, und Lars seiner Mutter die Hand geküßt, winkte die Zollverwalterin Arnman näher zu sich. Inzwischen hatte sich die Art, wie er behandelt wurde, so vortheilhaft für ihn verändert, daß er nicht mehr, wie früher, vor seiner Principalin stehen mußte, sondern sie ihm mit einer

gewissen Vertraulichkeit winkte, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen.

Arve merkte gleich an dem gemilderten Tone, in welchem die gewöhnliche Einleitung „mein lieber Arnman" gesprochen wurde, daß Madame diesmal sich auf dem Gebiete mütterlicher Zärtlichkeit bewegen werde, und er betrog sich nicht. „Mein lieber Arnman ich hätte Ihnen schon lange, schon über Jahr und Tag mit dem Rechte, welches mir vieljährige Sorgfalt für Sie gegeben hat, gerne offen die Bedenklichkeiten vorgestellt, die ich in Beziehung auf Ihre häufigen Besuche bei Carlmarks hege. Es ist nicht recht, wenn ein junger Mensch sich so fesselt. Auf was können Sie denn mit Sicherheit bauen? Ihre Aussichten stehen im weiten Felde, und deshalb möchte ich Ihnen als gute Freundin rathen, der Sache bei Zeiten Einhalt zu thun. Machen Sie ein Ende mit dem Mädchen. Sie bringen sie sonst nur in einen üblen Ruf und sich selbst auch nicht in den besten, wenn Sie noch nach der Mutter Tod Ihre Besuche in dem Hause fortsetzen."

„Aber," wandte Arve ganz sanftmüthig ein, „was ist denn Schlimmes daran, wenn ich hingehe? Jemand muß doch die arme Josephine trösten. Ich bin ihr beinahe wie ein Bruder und ich habe sie so lieb wie eine Schwester."

„Das ist Alles recht schön, aber eine solche Geschwisterliebe hat in der Regel nicht die glücklichsten Folgen, und wenn Sie das Mädchen wirklich lieb haben, so lassen Sie es selbst für sich sorgen. Es geht einmal in unseren Zeiten nicht an, daß ein Jüngling den Beschützer einer mutterlosen Waise spielt."

„Wollte Gott, sie hätte einen andern," rief Arve mit seiner gewöhnlichen Offenheit; „es würde mir die größte Freude machen."

„Die Sache wird lustig," bemerkte die Zollverwalterin mit einem ganz besondern Lächeln: „Sie betrachten sich also wirklich als Beschützer des Mädchens."

„Das nicht gerade, denn ich besitze leider Gottes die Mittel

nicht, wie ich den guten Willen habe; aber doch that ich, was in meinen Kräften stand, um die Noth ihrer Mutter zu lindern, obgleich ich nie sagte, daß die unbedeutende Hülfe von mir kam; denn sonst hätte sich Frau Carlmark wahrscheinlich geweigert, sie anzunehmen."

„Nun, das muß ich sagen! Dazu haben Sie also das Geld verwendet, das mein Mann Ihnen schenkte, um sich Kleider anzuschaffen?"

„Nein dieses nicht, sondern dasjenige, was ich von Zeit zu Zeit von meinem alten Lehrer und Freund, Lieutenant Askenberg erhielt."

„So so, Sie haben also Geld von Haus bekommen. Ich hätte geglaubt, dies wäre nicht nöthig, so lange Sie sich bei uns befinden: aber wenn man so große Ausgaben hat, so ist freilich ein kleiner Zuschuß unentbehrlich. Wessen Name vermochte denn nun die meines Erachtens just nicht überdelikate Frau Carlmark, das Geld anzunehmen?"

„Ich habe mir die Freiheit genommen, ihr von Zeit zu Zeit zu sagen, ich werde von Ihnen geschickt, und Madame, die gewöhnlich mit ihr markte, thue dies blos, um ihr in der Stille und ohne Dank zu begehren, Gutes thun zu können."

Die Zollverwalterin wurde roth bis auf die Haarwurzeln.

„Im stillsten Wasser schwimmen die größten Fische," dachte sie und bemühte sich, mit ihrer gewöhnlichen Fassung zu Arve's Erklärung zu lächeln.

„Ich hoffe, Madame, Sie werden die Güte haben und mir meine Dreistigkeit verzeihen, um des guten Zweckes willen."

„Was geschehen ist," bemerkte die Frau Zollverwalterin nach kurzem Besinnen, „wollen wir gut sein lassen. Sie haben es gut gemeint, obgleich Sie besser gethan haben würden, Ihr Geld zu sparen, denn so schlimm stand es mit der Alten nicht, wie sie Ihnen vorjammerte; aber, wie gesagt, wir wollen das Vergangene nicht weiter berühren. Was inzwischen die Zukunft betrifft, so verbitte ich mir ernstlich jeden weiteren Gebrauch von

meinem Namen, und aus purer mütterlicher Zärtlichkeit und Wohlwollen ersuche ich Sie, meinen Rath nicht in den Wind zu schlagen, sondern sich nach demselben zu richten. Jetzt wollen wir übrigens die Sache fallen lassen, denn ich kenne Ihre Dankbarkeit und Ihren guten Charakter zu genau, um nicht überzeugt zu sein, daß Sie meine wohlmeinende Absicht zu schätzen wissen."

Arve verneigte sich und versicherte, er nehme mit großem Dank ihren eben so guten, als gütigen Rath auf und hoffe, sein künftiges Benehmen werde wie sein bisheriges beweisen, daß er wohlgemeinte Ermahnungen zu beherzigen pflege.

„Sagen Sie Ihrer Mutter," fügte die Zollverwalterin hinzu und reichte Arve als einen ganz besonderen Gnadenbeweis die Hand zum Kusse, sagen Sie Ihrer Mutter, daß ich ihr Glück wünsche zu einem so wohlgerathenen Sohne.

An den folgenden Tagen wurden alle Freistunden von den Vorbereitungen zur Abreise in Anspruch genommen; allein es zog Arve immer hin zu der armen Josephine, die mit einem kleinen Dienstmädchen allein die angstvoll langen Stunden in ihrem stillen Kämmerchen zubrachte. „Nein, ich muß doch hin und Abschied nehmen, bevor ich abreise; ich muß sie fragen, ob sie in Ermanglung eines bessern Lust hat, meinen Vorschlag anzunehmen. Mit diesen Worten ging Arve eines Vormittags vom Zollamte weg auf das wohlbekannte Haus zu.

Josephine empfing ihn mit dem Ausdruck stiller Freude, und Arve, der sich nicht auf Umschweife und nichtssagende Redensarten verstand, ging sogleich zur Sache.

„Meine beste Josephine," begann er innig, „jetzt ist es endlich so weit, daß ich mit Gottes Hülfe abreisen kann. Morgen oder übermorgen fahre ich, im Fall der Wind günstig ist, mit einer Schaluppe nach Gothenburg, von wo aus ich nur noch eine kleine Tagereise nach meiner geliebten Heimath habe. Ich habe Ihnen jetzt noch einen Wunsch vorzutragen, über welchen ich mir eine offene, aufrichtige Antwort erbitte. In dem Fischer-

dorfe, das ich Ihnen manchmal beschrieben habe, wohnen meine alte vortreffliche Mutter und Onkel Pehr in ihrem hübschen Häuschen. Der Onkel ist hochbetagt und kränklich, und die Mutter bedürfte sehr wohl einer Gesellschaft, die zugleich nützlich und erfreuend für sie wäre. Wenn Sie es nun für möglich hielten, Josephine, sich an einem so einsamen Plätzchen unter einfachen, aber guten Menschen zu gefallen, so möchte ich mit meiner Mutter über die Sache sprechen. Ich bin überzeugt, daß sie nicht Nein sagen wird, wenn ich ihr Alles vorgestellt habe."

Bei diesem offenen, freundschaftlichen Vorschlag schien der armen Josephine im eigentlichen Sinne des Wortes ein Stein vom Herzen zu fallen. Sie hatte halb und halb geahnt, es möchte etwas Anderes sein, was sich in dem lebhaften Kopfe ihres jungen Beschützers bewege, und sie hatte dadurch in eine Verlegenheit zu kommen gefürchtet, die ihr noch mehr Schwierigkeiten bereiten könnte, als alle bisherigen. Was auch die Gefühle sein mochten, die in ihrer verschlossenen Brust wohnten, so viel ist gewiß, daß sie nichts weniger wünschte, als die übereilte Erklärung eines Jünglings, dessen warme Theilnahme nicht so fest an sie gefesselt war, daß er ihr ein ganzes Leben widmen konnte. Das Unglück hatte Josephinens Urtheil frühzeitig gereift, und ihr Spiegel, den sie ernstlicher um Rath fragte, als Mädchen sonst thun, hatte sie überzeugt, daß sie nicht hoffen konnte, bemerkt und noch weniger gesucht zu werden. Diejenigen, die ihr Wohlwollen bewiesen, thaten es, glaubte sie, aus Mitleid und Freundschaft. Weiter erstreckten sich weder ihre Forderungen, noch selbst ihre Wünsche; hätte man ihr mehr geboten, so würde sie es blos für eine Verirrung angesehen haben, aus welcher der Bethörte früher oder später erwachen müsse.

Bei dieser Denkungsart läßt sich leicht begreifen, daß Josephine sich glücklich schätzte, auf einmal so ins Klare gesetzt zu werden, und während ihr Blick mit dem ganzen herzlichen Ausdruck unverstellter Dankbarkeit auf Arve geheftet war, antwortete

sie ohne alle Ziererei: „Ihre brüderliche Freundschaft ist die einzige Freude, die ich auf der Welt habe und deshalb müßte ich sehr undankbar sein, wenn ich die mindeste Bedenklichkeit gegen einen Vorschlag hegte, der mir im Fall er durchgeht, die beste Aussicht auf ein stilles, unbemerktes Leben gewährt, denn dies ist das Einzige, wornach ich strebe, und paßt auch am besten für das geringe Maaß meiner Kräfte. Wenn sich daher Ihre Frau Mutter entschließen könnte, die Vater- und Mutterlose aufzunehmen, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich mit dem größten Eifer und töchterlicher Zärtlichkeit ihren Wünschen entgegenkommen und mit aufrichtiger Liebe sie verpflegen werde, im Fall sie erkranken sollte."

„Dank für diese Versicherung, gute, liebe Josephine," sagte Arve zuversichtlich. „Ich hoffe, es wird sich Alles so machen, wie wir übereingekommen sind; inzwischen aber, bis ich zurückkomme, muß die Sache ein Geheimniß bleiben."

Die Nothwendigkeit einer solchen Vorsicht leuchtete auch Josephinen ein, und nachdem sie sich noch einige Augenblicke über minder persönliche Gegenstände besprochen, nahm Arve Abschied mit dem Versprechen, sie gleich nach seiner Rückkehr von dem Schicksale seines Planes in Kenntniß zu setzen.

Als er nach Hause kam, wurde Arve mit der nicht allzu angenehmen Nachricht überrascht, welche ihm der Zollverwalter selbst mittheilte, daß nämlich seine Frau auf den Gedanken gekommen sei, ein mehrwöchiger Aufenthalt in den Scheeren würde ihrem Lars sehr zu Gute kommen und ihm viel Vergnügen machen. „Im Fall es Dir übrigens," setzte der Zollverwalter auf eigene Rechnung hinzu, „im Mindesten beschwerlich oder Deiner Mutter irgendwie ungelegen sein sollte, während Deiner Anwesenheit zu Hause auch Lars zu beherbergen, so ist natürlich nicht mehr die Rede von der Sache."

Mit großer Bekümmerniß sah Arve seine schönen Hoffnungen auf ein vollkommen unabhängiges Leben und endliche Befreiung

von dem verhaßten Mentoramte, gleich den Zugvögeln, entfliehen; allein was konnte er anders thun, als aufs Artigste etwas versichern, was er selbst nicht glaubte, daß nämlich seine Mutter sich das zur größten Ehre schätzen und durch ein solches Vertrauen ungemein geschmeichelt sein werde.

„Ja, das habe ich auch gedacht," fiel Madame ein, die eben aus dem nächsten Zimmer kam. „Es ist so natürlich, mein lieber Alter, daß Madame Arnman, die vermuthlich von ihrem Sohne weiß, mit welch mütterlicher Sorgfalt ich mich seiner angenommen, gerne unserm Lars auf kurze Zeit dieselbe Freundlichkeit erweisen wird, und dann wollen wir ihn so tüchtig mit Proviant versehen, daß, was Lars betrifft . . ."

„Was Lars betrifft," fiel Arve ein, dem bei den letzten Worten das Blut ein wenig zu Kopfe stieg, „so wird auch er, ohne Proviant mitzunehmen, nicht verhungern, sofern er sich mit der einfachen, aber gesunden Kost begnügt, welche meine Mutter ihm zu bieten hat."

„Gut, gut, mein lieber Arnman," nickte die Zollverwalterin, „dann wollen wir den Vorrath etwas kleiner machen. Was übrigens das Vertrauen betrifft, womit wir Ihnen Lars für diese Zeit übergeben, so bin ich überzeugt, daß Sie eine Ehre darin setzen, ihn Nichts von seinen Aufgaben vergessen zu lassen und dafür zu sorgen, daß er bei schönem Wetter durch fleißiges Baden seine schwächliche Gesundheit stärkt. Hüten Sie ihn ja recht sorgfältig; er ist ein lebhafter und verwegener Junge, daß er zwischen euern Klüften und Klippen leicht Hals und Bein brechen könnte; aber es wäre Unrecht, wenn ich an Ihrer sorgfältigsten Aufmerksamkeit auf den Schatz zweifeln wollte, welchen ich mit so großem Vertrauen Ihren Händen überlasse."

„Wenn Arnman weiter Nichts, als Lars auf die Weide treiben soll," sagte der Zollverwalter, die Stirne runzelnd, „so wird er wohl wenig Freude von seiner Reise haben. Ein Bursche zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren muß wahrhaftig auf sich

selbst achten können, und wenn ich Arnman mit diesem Anhängsel beschwere, so geschieht es blos, weil ich hoffe, der gnädige Herr Sohn werde Gelegenheit bekommen, seine eigenen Kräfte ein Bischen zu versuchen. Halte ihm den Daumen aufs Auge und lasse ihn nicht über die Schnur hauen!"

Die Zollverwalterin wurde bei dieser Rede ihres Mannes etwas warm, war jedoch klug genug, um Nichts darüber zu äußern. Aber am Abend vor der Abreise, als der Zollverwalter im Club war, erfreute sich Arve noch einmal der Ehre einer Privataudienz, in welcher von Nichts als von Ermahnungen in Beziehung auf Lars die Rede war. Vollgepfropft mit Rathschlägen entfernte sich Arve, und schöpfte erst recht Athem, als er am andern Morgen auf dem Verdeck der Schaluppe stand und den frischen Südwind an seine Wange blasen ließ. Lars, der zu früh geweckt worden war, lag schlafend in der Kajüte, und so genoß Arve im vollem Maße das Vergnügen, sich selbst überlassen zu sein.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

— — — es kommt mein Sohn. Ich empfinde im Herzen
Gar ein besonderes Pochen. Die Katze am Fuße des Tisches
Wäscht sich die Pfote, sie kämmt sich den Bart und bürstet den Nacken:
All das bedeutet ja Gäste bei allen vernünftigen Leuten.

Franzén.

Aus jedem Fenster in dem kleinen Fischerdorfe guckte Kopf an Kopf heraus, als Arve, den seine alten Freunde nicht wieder erkannten, neben Herrn Lars den holperichten Steinweg hinwanderte.

„Das ist am Ende gar der Frau Arnman Sohn, der

hübsche Arve; man erwartet ihn um diese Zeit," sagte eine Nachbarin zur andern.

„Meinst Du?" erwiederte die Angeredete. „Ja, das sind rechte Herren, vielleicht der Controleur von Gothenburg oder sonst ein großes Thier."

Inzwischen lag Frau Katharina in ihrem guten Mittagsschläfchen und ließ es sich selbst im Traume nicht einfallen, daß ihr höchstes Glück so nahe vor ihrer Thüre stehe. Sie wußte zwar, daß ihr lieber Arve mit Nächstem kommen werde, allein sie hatte keinen bestimmten Tag, an welchem sie ihn erwartete. So traf also Arve, als er die Hausthüre öffnete, blos Annicka, die so eben den frisch gescheuerten Boden mit Sand bestreute.

„Guten Tag, liebe alte gute Herzensannicka! Ich sehe, Du hältst noch immer das Haus sauber, wie ehedem," sagte Arve und streckte ihr die Hand entgegen.

Aber Annicka stellte eilig den Korb nieder und schlug die Hände zusammen unter lautem Geschrei: „Herr Jesus! Frau! Arve! Herr Arve ist da. Ach, wie er groß geworden ist! Ja, er ist ein ganzer Mann."

Kaum hatte Annicka's ungekünstelte Verwunderung in Arve's treuherzigem Lächeln eine Erwiederung gefunden, als die Kammerthüre aufging und die alte Arnman mit ausgebreiteten Armen den Liebling ihres Herzens, an der von Mutterseligkeit bebenden Brust empfing.

Es dauerte eine gute Weile — Lars benützte diese Zeit dazu, sich umzusehen, die Balsaminen zu betasten und ungenirt vom Spiegel eine Pfauenfeder zu nehmen, womit er seine Mütze schmückte — bis die überglückliche Frau Katharina ihren gerührten Sohn aus ihren Armen entließ, und als sie es endlich gethan, bemerkte sie mit nicht geringer Verwunderung seinen Kameraden mit ihrer alten lieben Pfauenfeder geschmückt, die sonst zu allen Zeiten ihren Platz über dem Spiegel gehabt hatte, Lars verbeugte sich und erwartete, Arve werde ihn vorstellen.

„Lars hat sich, wie ich sehe, auf seine gewöhnliche Art heimisch gemacht," bemerkte Arve und zeigte auf die Feder, „Du entschuldigst ihn, liebe Mutter. Der Zollverwalter und seine Frau haben ihn uns auf ein Paar Wochen anvertraut, und ich bin überzeugt, daß Du uns beide gern aufnimmst."

„Ei der Tausend, ist das des Herrn Zollverwalters Sohn? Nun so seien Sie mir herzlich willkommen! Ich hoffe, Herr Lars, Sie nehmen bei uns vorlieb und lassen sichs gefallen. Aber ihr werdet wohl recht hungrig sein und ich hätte vor lauter Freude beinahe nicht daran gedacht, euch ein Mittagessen zu bereiten. Der Lieutenant schläft; ich denke, wir sparen ihm die angenehme Ueberraschung auf, bis er von selbst zur gewöhnlichen Kaffeestunde kommt."

„Ganz recht," fiel Arve ein. „Inzwischen begrüße ich diesen alten Freund da." Er warf sich auf den blau angestrichenen Sofa mit der noch gleich blanken Lederdecke und lehnte sich in die linke Ecke, wo eine große Thräne zwischen dem Rücken- und dem Seitenkissen herabfiel. Sie war seinem Vater geweiht, der immer in dieser Ecke seinen Platz gehabt, wo Arve unzählige Mal vor ihm gestanden war, um seine interessanten Seegeschichten anzuhören.

„Aber was in aller Welt sollen wir denn hier thun?" fragte Lars, welcher breits anfing, seine Reise weniger ergötzlich zu finden, als er sich vorgestellt hatte.

„Was wir thun wollen? Wir wollen fischen, auf die Seehundsjagd fahren, Seevögel schießen und unter den Klippen herumstreifen. Es wird Dir doch nicht schon entleidet sein, ehe Du noch Bekanntschaft mit unsern Vergnügungen gemacht hast?"

„Nein, das gerade nicht, aber es ist so sonderbar da."

„Du wirst Dich schon daran gewöhnen. Geh nur ein Bischen an den Strand hinab, dann wirst Du bald allerhand sehen, was einen Reisenden interessiren muß."

„Ja, es wird etwas Sauberes sein, ein Haufen schwarz-

brauner Weiber, wahre Hottentottinnen mit einem Kinde auf dem einen und einer Angel auf dem andern Arm; zottige Jungen, die Krabben angeln, und zerlumpte kleine Mädchen, die sich im Sande wälzen und über und über mit Koth beschmiert sind — das ist schon der Mühe werth, daß man seine Zeit damit verschwendet."

„Ein Mancher wendet sie noch schlechter an," meinte Arve. „Du könntest dabei wenigstens die nützliche Betrachtung anstellen, daß Du selbst Dich in einer bessern Lage befindest, als Du vielleicht verdienst. Die Loose fallen ungleich in der Welt und es wäre hart, wenn man die minder Glücklichen deshalb verachten wollte, weil Gott sie an einen niedrigen Platz gestellt hat."

„Ah, kommst Du schon wieder mit Deiner Weisheit. Die habe ich wie mit Löffeln gefressen. Ich bin mit Dir gegangen, um mich zu amüsiren, und Du hast meiner Mutter versprochen, mir so viel als nur möglich Vergnügen zu machen."

„Ja, das habe ich und will es auch halten, so gut ich kann, aber es ist nicht meine Schuld, wenn wir ungleiche Ansichten vom Vergnügen haben. Ueberdies wirst Du Dich erinnern, daß ich auch Deinem Vater ein Versprechen gegeben habe, mich auf ganz andere Weise Deiner anzunehmen. Er will, Du sollst auch auf das Nützliche denken, und ich versichere Dich, von Allem, was Du in dieser Dir fremden Umgebung siehst, ist Nichts so unbedeutend, daß Du es nicht mit Nutzen einsehen könntest."

Lars fing an zu singen und auf den Tisch zu trommeln, bis er es endlich müde wurde, sich allein zu amüsiren und nahe daran war, in lautes Murren und Klagen über Mama's Einfalt, ihn auf die Reise zu schicken, auszubrechen; aber in diesem Augenblick kam Frau Arnman mit einem Gerichte zurück, welches würdig gefunden wurde, seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Er hatte sich mit halber Verzweiflung auf getrocknete Rochen, vielleicht gekochte Krabben oder etwas derartiges ge-

faßt gemacht, aber statt dessen erschienen jetzt ein paar gebratene wilde Enten und ein dampfendes Kartoffelgemüse.

Des Jungen Augen leuchteten. „Meine beste Madame Arnman," sagte er sogar artig und klopfte die ehrbare Matrone auf die Schulter, „ich hätte nicht geglaubt, daß es uns unter Ihren öden Klippen so gut erginge. Gott sei Dank, ich bekomme wenigstens zu essen."

Frau Katharina lächelte und bemerkte nicht ohne einen kleinen Triumph: „Es ist nicht so ganz entsetzlich hier, mein junger Herr — es kommen nachher noch Pfannkuchen."

„Ach, das ist schön! Pfannkuchen sind mein Leibessen. Mama hat mir auch ein Paar Töpfe Eingemachtes mitgegeben; die wollen wir gleich nachher versuchen."

Die eigentliche Freude aber kam erst beim Kaffee. Erst bei diesem herrlichen, gesegneten Göttertrank für alle alten Herren und Frauen konnte Frau Katharina in Ruhe sitzen und ihren Liebling willkommen heißen. Jetzt konnte sie endlich bewundern, wie groß er geworden, wie zierlich ihm sein Rock stand, und wie der liebe Gott selbst sich seines Gesichtes nicht schämen dürfe, da es sowohl schön, als gut war. Jetzt ward ihr auch die Freude zu Theil, das Entzücken des alten Lieutenants beim Wiedersehen seines Pathen zu bezeugen.

Arve aber besaß kaum Fassung genug, um seine schmerzliche Verwunderung zu verheimlichen, als er den guten Askenberg so abgefallen, so gealtert, so dem Grabe zugeneigt sah; seine Augen leuchteten erst wieder, wenn sie auf dem frischen, vollen Gesichte der Mutter ruhten, auf welchem sich Gesundheit und Freude im getreuen Abbilde spiegelten.

„Ich sehe wohl, was Du denkst, mein Junge," sagte der Greis, seine Hand drückend; „aber gräme Dich nicht darum. Die Welt geht ihren gleichen Gang fort: der junge Stamm schießt kräftig und gerade in die Höhe, wie ein stattlicher Mast;

der alte neigt sich, ein letzter Sturm wirft vielleicht bald das verwitterte Ding über Bord. Aber laß es gut sein. Was sagst Du zu Deiner Mutter? Nicht wahr, sie gedeihl?"

„Ja, Mutter, Du bist wahrhaftig jünger geworden!" Arve streichelte herzlich die lieben Hände, welche sich auf dem Tische herumbeschäftigten.

„Gott sei Lob und Dank für die Gesundheit," sagte Frau Katharina andächtig und schenkte ohne lange zu fragen, Lars die zweite Tasse ein.

Nach dem Kaffee saß Arve zwischen dem Lieutenant und seiner Mutter und erzählte ihnen Alles, was sie zu wissen wünschten; endlich kam das Fragen auch an ihn und nachdem er alle Verhältnisse der Nachbarschaft nebst den Veränderungen durch Geburten und Todesfälle in Erfahrung gebracht, rief er plötzlich: „Nun und meine Rose, die Rose von Tistelön — hast Du nichts von ihr gehört, Mutter? Diesmal will ich doch mein Versprechen halten und sie besuchen. Ich denke, aus dem holden Kind muß ein schönes Mädchen geworden sein."

Bei diesen Worten trübte sich das heitere Gesicht der Matrone. „Denkst Du noch immer an solche Lapalien. Ich hoffte Du würdest diese Kleinigkeit längst vergessen haben."

„Ein schönes Mädchen ist keine Kleinigkeit, meine beste Mutter," antwortete Arve scherzend; „aber wie ich sehe, hast Du Deinen alten auffallenden Groll gegen die Bewohner von Tistelön immer noch nicht vergessen."

„Nein, mein Sohn, Groll hege ich keinen gegen sie, aber daß ich sie nicht lieben kann, darf Dich nicht wundern. Hätte nicht Dein seliger Vater beim schauderhaftesten Unwetter auf diese gemeinen Schleichhändler Jagd machen müssen, so säß er vielleicht jetzt im Lehnstuhle neben uns und rauchte seine Pfeife. Im Uebrigen möge der Herr richten, der Alles sieht, aber nie vergesse ich die Schadenfreude im Blicke des alten Fuchses, als

wir nach jener unglückseligen Auffsuchungsfahrt seinen Strand verließen."

Nicht ohne Leidwesen merkte Arve, daß seine sonst so mild und verständig denkende Mutter in diesem Fall ihr altes und, wie er glaubte, ungerechtes Vorurtheil hartnäckig beibehielt. Inzwischen liebte und achtete er sie zu sehr, um ihr zuwider handeln zu wollen, und da er keine unwiderstehliche Sehnsucht haben konnte, ein Wesen wieder zu sehen, dessen er sich blos als eines ungemein lieblichen Kindes erinnerte, so fiel es ihm nicht sonderlich schwer, mit diesem kleinen Opfer die mütterliche Bekümmerniß zu beschwichtigen, welche sich nie mit dem Gedanken versöhnen könnte, Arve in freundschaftlichen Beziehungen zu Menschen zu wissen, welche sie als die unmittelbare Ursache zum Tode ihres Mannes betrachtete.

„Nun wie leben sie denn aber jetzt? Man hört wohl Nichts als Gutes von ihnen?"

„Allerdings. Seit ihrer letzten großen Schmuggelei in der Nacht, wo der selige Vater gegen sie auszog, haben sie aus Gründen, welche nur Gott und sie selbst wissen, gelebt, wie andere ehrliche Leute."

„Birger Haraldsons Verheirathung wird es gewesen sein, was diese Veränderung hervorbrachte," erinnerte Arve. „Sie ist aber auch eine vortreffliche Frau, allgemein bekannt wegen ihres Verstandes und dabei sehr angenehm. Ich habe in der Stadt ihres Gleichen nicht gesehen, und es soll mich auch nicht wundern, wenn die wildesten Bursche unter ihrer Leitung ehrliche Leute werden."

„Ja, ja, sie hat es auch so weit gebracht," bemerkte Frau Katharina. „Weiß der Himmel, wie eine so vorzügliche Person in solche Ehebande gerathen ist. Die Taube paßt nicht zur Gesellschafterin des Raben."

„Was sagen Sie da, Frau Schwester? Er soll ja ein ganz ehrenhafter vortrefflicher Mann sein, dessen ich mich jeden Augen-

blick annehmen würde, obgleich ich ihn nie gesehen habe," sagte Lieutenant Pehr, der mit seinem geschwächten Gedankengang dem Gespräche nicht immer aufs Genaueste folgte, sondern glaubte, das Gleichniß von der Taube und dem Raben beziehe sich auf die Verbindung Gabrielens mit Rosenberg, eine Neuigkeit, welche schon im Winter über das Eis herübergefahren war.

„Ach Sie meinen den schiffbrüchigen Kapitän, Herr Bruder, der im Winter dort war. Es heißt, wenn er nicht auf den Herbst wiederkomme, so werde Nichts aus der Sache."

„Aus was für einer Sache?" fragte Arve mit Interesse. „Will der Kapitän die schöne Gabriele freien?"

„Ja, so sagte man; aber da nichts Weiteres davon bekannt geworden ist, so haben sich wohl Hindernisse eingefunden. Ohnehin ist das Mädchen noch ein bloßes Kind."

Als Arve sich am Abend niederlegte, war es ihm unmöglich, seine Gedanken von der Rose von Tistelön abzuwenden. Die vorhin gedämpfte Lust, sie wieder zu sehen, erwachte aufs Neue, aber vergebens sann er auf Mittel, seinen Wunsch zu befriedigen.

Der andere Tag wurde von Besuchen bei den Nachbarn in Anspruch genommen, wohin ihn Lars begleitete, dem es unbegreiflich war, wie Arve ganze lange Stunden bei einem Greise sitzen konnte, dessen runzlichte, zitternde Hand an einem Netze flocht, oder bei einer alten Frau, die an der Kaminecke sitzend, Fische briet, oder bei jungen Weibern, die ihre Geräthschaften ausbesserten, oder sogar bei den sonnverbrannten Jungen, welche balagen und sich in Gesellschaft mit den Rochen und Dorschen auf den Klippen sonnten.

Arve ließ sich durch die lange Weile und das wiederholte Gähnen seines Kameraden nicht stören, sondern setzte freundlich und zuthunlich seine Besuche fort und beschäftigte sich besonders gern mit den Kindern, welche er überall mit Nüssen und Feigen beschenkte; er hatte zu diesem Behufe einen großen Beutel am

einen Arme hängen. Sein gutes, freundliches Gesicht strahlte von Freude, wenn er die kleinen Wilden von allen Enden und Ecken des Fischerdorfes zusammenspringen sah, um die große Klippe hinanzuklettern, wo er sich hinaufgestellt hatte, um seine kleinen Gaben auszutheilen.

Wenn sich die alten Männer und Weiber mit stillem Danke des ihnen dargereichten Röllchens Tabak und Päckchen Schnupftabak erfreut hatten, so schaarten sich dagegen die Kinder mit überlautem Jubel um den freundlichen Geber. Es war ein Geschrei, eine Freude ohne Ende, und sie krochen auf allen Vieren herum, die ausgestreuten Leckerbissen zu erhaschen, während Arve mit vielem Vergnügen die Behendigkeit ihrer Arme betrachtete, die auf eine bedeutende künftige Thätigkeit schließen ließen.

„Gib mir auch ein Paar," sagte Lars, nahm eine Hand voll Nüsse heraus und warf sie blos aus kindischem Unbedacht, nicht aus Bösartigkeit, unter die Felsmassen, die einen steilen Absprung ins Wasser hinab bildeten. „Hol' sie Dir, Schlingel," rief er einem fünfjährigen Jungen zu, der, ohne die Gefahr seines gewagten Ganges zu ahnen, sogleich hinabzuklettern begann. Arve, der von einem zahlreichen Kreise umgeben, auf einer andern Seite stand, erfuhr die Sache erst durch den durchdringenden Schrei, mit welchem der Kopf des Jungen unter dem Wasser verschwand.

„Ach Herr Jesus, mein Bruder liegt im Meere. Der garstige Herr da hat Nüsse hineingeworfen und ihm befohlen, sie heraufzuholen," jammerte ein etwas älterer Knabe und sprang davon, um seine Mutter zu rufen. Mit einem Blick, wie ihn Lars noch nie gesehen und der ihn am ganzen Leibe zittern machte, eilte Arve an ihm vorüber, kletterte die Felsen hinab, und war beinahe im nächsten Augenblick im Wasser. Zu allem Glück kam er noch bald genug, um das Kind zu retten; und als die lautschreiende Mutter unter wilden Geberden herbeigestürzt kam, legte er es ihr wohlbehalten in die Arme.

„Ach, Gott segne Sie, Gott segne Sie!" Die arme Frau wollte Arve's Hände küssen, aber er machte sich mit einer freundlichen Bewegung los, leerte den Rest seines Beutels auf der Felswand aus und forderte dann den verblüfften Lars mit einem kurzen „Komm!" auf, ihm zu folgen.

So war es Lars nie zu Muthe gewesen. Wie sehnte er sich nicht, zu Hause bei seiner lieben Mama zu sein, aber leider waren alle solche Wünsche vergebens; er mußte in das Häuschen zurück, das für den Augenblick seine Wohnung geworden war.

Was sich darin zutrug, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, aber ohne Zweifel war Arve seinem Lehrerberuf mit ungewohnter Kraft nachgekommen, denn eine Stunde nachher sah man Lars bereitwilliger, als man ihn hätte zutrauen sollen, in die Fischerhütte treten und die Mutter des Jungen wegen seiner Unbedachtsamkeit um Verzeihung bitten; auch ließ er ihr aus eigenem guten Willen einen Dreireichsthalerschein von der Kasse zurück, womit seine vorsorgliche Mama ihn für etwaige unvorhergesehene Bedürfnisse ausgestattet hatte.

So ging der erste Tag dahin, und Lars seufzte in seiner Seele: „Ach wäre es doch der letzte!"

Inzwischen machte es sich nach und nach besser. Lars ging mit auf den Fischfang und die Seehundsjagd. Letztere machte dem wilden verwegenen Jungen ungemein viel Vergnügen, so daß er auf einmal ganz andere Ansichten vom Leben in den Scheeren bekam und seine einfachen, aber gemüthlichen und gesunden Belustigungen über Alles zu preisen anfing.

Wenn sie von ihren Streifzügen zurückkamen, erwartete sie Frau Katharina mit einem kräftigen Mahle. Annicka bereitete den herrlichsten Kaffee, und der alte Askenberg tischte lange Seegeschichten auf, die Lars beinahe mit eben so gutem Appetit verschlang, wie einen Hummer, eine wilde Ente oder irgend einen seiner liebsten Leckerbissen. Kurz und gut, nach den ersten acht Tagen fand Lars, daß es sich draußen in dem einsamen

Fischerdörfchen ganz herrlich lebe, und eine Reise nach Marstrand, wo er die Festung besah und die wunderbarsten Erzählungen von Gefangenen hörte, setzte seiner Zufriedenheit die Krone auf.

Auf der Heimfahrt von Marstrand fühlte sich Arve wieder mit grausamer Beharrlichkeit von dem leidigen Versucher gequält. Unaufhörlich weilten seine Blicke auf den Klippen, zwischen welchen Tistelön gebettet lag. Die Gelegenheit war günstig und erschien gewiß nicht zum zweiten Male — und konnte er sie nicht eben so gut benützen als sie aus den Händen gleiten lassen? Die Mutter brauchte den an sich so unschuldigen Besuch nicht zu erfahren, denn Lars konnte schweigen.

Weiter war Arve in seinem Gedankengange nicht gekommen als er sich bereits mit der tiefsten Beschämung den Vorwurf machte, daß er durch eine solche Handlungsweise dem seiner Aufsicht anvertrauten Knaben das schlechteste Beispiel geben würde. Lars hatte ja das Gespräch zwischen ihm und der Mutter mit angehört, und wußte, wie unangenehm es Frau Katharina sein würde, wenn die Reise nach Marstrand zur Beförderung eines vertraulichen Verhältnisses beitrüge, das sie so offenbar verhindern wollte. Ueberdies hätte er Lars bitten müssen, zu schweigen. „Ich begreife nicht," sagte er bei sich, und fühlte sich dabei von einem Verdrusse überrascht, den er nie zuvor empfunden hatte, und über dessen Grund er sich nicht die Mühe nahm, klar zu werden; „ich begreife nicht, wie meine Mutter, die doch sonst eine so gute vortreffliche Frau ist, solche einfältige Vorurtheile haben kann." Mittlerweile glitt das Boot an der ersehnten Insel vorüber und bald entdeckten Arve's spähende Augen nur noch die äußerste Spitze ihrer Klippen.

Hätte die ehrliche Frau Arnman gewußt, wie die Landung ihres geliebten Sohnes auf dem gefährlichen Tistelön, und folglich auch sein Gehorsam nur an einem dünnen Härchen gehangen, so hätte sie sicherlich in einem brünstigen Gebete Gott gedankt. Frau Katharina glaubte an Ahnungen und konnte sichs

nicht aus dem Sinne schlagen, daß die große Abneigung, der tiefe Widerwille, welchen sie gegen ihr besseres Wissen gegen Haraldson hege, irgend eine geheime Ursache haben müsse, welche sie sich selbst nicht zu deuten wagte. Daß aber eine solche vorhanden sei, glaubte sie so fest, daß sie jede nähere Berührung ihres Arve mit diesen verhaßten Leuten von ganzem Herzen fürchtete.

Noch hatte sich für Arve keine Gelegenheit gezeigt, mit seiner Mutter über den Vorschlag, welchen er Josephinen gemacht, zu sprechen; aber eines Abends, als Lars bei dem Lieutenant war und mit ihm einen Zwölfer spielte, benützte er diesen günstigen Umstand, schilderte Josephinens verlassene Lage mit all der Wärme, welche sein Herz in Worte zu gießen vermochte, und rückte endlich mit dem Geständniß heraus, daß er es gewagt habe, dem unglücklichen Mädchen Hoffnung auf eine Freistätte bei seiner guten, lieben Mutter zu machen.

„Gott behüte mich! Kind, wo denkst Du hin? Was meinst Du wohl, was sie dadurch gewönne? Und hast Du auch wohl bedacht, ob wir selbst in den Verhältnissen sind, so etwas thun zu können? Ich entziehe mich gewiß nie, wenn ich etwas Gott Wohlgefälliges zu Stande bringen kann. Aber in diesem Falle hast Du, glaube ich, nach der gewöhnlichen Art der Jugend gedacht: kommt Zeit, kommt Rath. Es geht nicht immer an, daß man die Vernunft schweigen und das Herz rathen läßt.“

„Wir sind ja doch nicht so arm,“ wandte Arve ein, der sich diesmal vorgenommen hatte, seinen Wunsch durchzusetzen. „Ohnehin, Mutter, ist Josephine fleißig, wie eine Ameise. Wenn Du nichts Wichtigeres für sie zu thun hast, so kann sie für alle Weiber und Mädchen im Dorfe Kleider und Hauben nähen und sich davon selbst ihre Kleider anschaffen. Wo drei essen, werden auch vier satt. Josephine versteht sich auf die Kunst, zu sparen, und was sie hier findet, kann Wohlstand genannt werden im Vergleich zu dem, woran sie gewöhnt ist.“

„Ja, ja, dies ist Alles ganz schön und gut, aber doch nicht ganz überlegt, mein lieber Arve, und um vollkommen aufrichtig zu sein . . . .“ Frau Katharina war indeß nicht vollkommen aufrichtig; sie unterbrach sich selbst, weil sie nicht Zeit genug hatte, zu überlegen, in wie fern sie wohl daran thue, offen ihre Bedenklichkeiten zu äußern. Aber Arve eilte, den Satz zu vollenden: „Du glaubst, ich sei in Josephine verliebt und möchte sie gerne unter Deinen Schutz stellen, bis ich Gelegenheit habe, sie zu heirathen; überdies ist das Mädchen zu arm — und das ist der ganze Grund, warum meine gute, liebe Mutter zum ersten Mal in ihrem Leben bei einer guten Handlung Schwierigkeiten macht.“

Dies hieß nun allerdings den Nagel auf den Kopf treffen. Frau Arnman biß sich ein wenig in die Lippen und sagte dann: „Und wenn dem so wäre, was könntest Du dagegen einwenden? Es ist Pflicht der Mutter, die Augen offen zu haben, wenn die Jugend blind ist.“

„Aber ist es nicht sonderbar, daß Du gleich an ein Unglück denkst, ohne zuvor in die Karten gesehen zu haben? Du kennst ja das Mädchen nicht, und weißt nicht, was sie werth ist. Hätte ich Josephine wirklich so lieb, daß ich sie zu heirathen wünschte, was läge dann an ihrer Armuth, wenn sie dagegen Eigenschaften des Herzens und Verstandes besäße, die mich glücklicher machen würden, als alle möglichen Bankscheine?“ Auf dem Platze, wo ich stehe und künftig stehen werde, bedarf ich des Reichthumes nicht. Wir leben blos unter unseres Gleichen und brauchen nicht zu prassen, wie die vornehmen Leute. In der Woche behelfen wir uns mit dem täglichen Brod und am Sonntag kommt ein klein wenig mehr auf den Tisch. Fehlt es also blos am Vermögen, so könnte ich mein reichliches Auskommen haben, sobald ich einmal eine Jacht erhalte. Allein es steht meinem Wunsche, Josephine zu heirathen, etwas ganz Anderes im Wege, nämlich daß ich sie nicht liebe, wie ich es zur Eingehung einer

Ehe nöthig halte, und daß auch sie mich nicht so liebt. Wir wünschen einander blos von Herzen alles Gute; weiter ist es Nichts."

Frau Katharina schien weder zufrieden, noch überzeugt.

Da faßte Arve ihre Hand, sah ihr innig in die Augen und sagte: „Thu es mir zu Gefallen; thu es dafür, daß ich Deinen Wunsch erfüllte und meine Lust, nach Tistelön zu fahren, unterdrückte. Auf meiner Reise nach Marstrand hätte ich die schönste Gelegenheit dazu gehabt."

Jetzt war die Matrone überwunden. Eine Appellation an ihre Erkenntlichkeit blieb nie ohne Wirkung. „Nun so sei es denn, Gott gebe, daß es dem Mädchen hier gefalle."

„Dank, liebe, gute Mutter für dieses Versprechen! Jetzt ist es mir viel leichter und wohler zu Muthe. Josephine gefällt sich überall, wo man ihr mit Liebe begegnet, und dafür ist mir nicht bange; denn, wenn Du ihr Dein Haus anbietest, liebe Mutter, dann findet sich auch ein Mutterherz darin."

„Darauf kannst Du Dich verlassen. Wenn ich etwas verspreche, so halte ich es auch, so weit es in meinen Kräften steht. Vielleicht finden wir es auch angenehmer beisammen, als es mir im Anfange vorkommen mag."

„Und wenn der Onkel, der sich mit jedem Tag mehr dem Grabe zuneigt, wirklich stirbt, oder vielleicht, was noch schlimmer wäre, immer geistesschwächer wird, dann ist es gewiß gut und angenehm für Dich, eine zuverlässige Gesellschafterin zu haben, welche Dich sowohl tröstet, als unterstützt."

Frau Katharina fühlte wohl, daß Arve in manchen Theilen Recht hatte, und obschon sie es nicht sagte, so sah er doch am ganzen Ausdruck ihres Gesichtes, daß er bereits mehr gewonnen, als er im Anfange zu hoffen gewagt.

Frau Arnman, obgleich eine ungewöhnlich kluge und brave Frau, war gleichwohl nicht ohne ihren kleinen Hochmuth auf Arve und forderte, Gott weiß, wie viel von derjenigen, die ihn

einmal zum Manne bekommen sollte. Arve's einfache Erklärung zeigte ihr jedoch, daß er weit entfernt war, ihre Ansichten zu theilen. Er strebte nach keinem höheren Ziele, als er zu erreichen hoffen konnte, und Frau Katharina, welche jederzeit gegen den Hochmuthsteufel gepredigt, durfte vernünftigerweise bei ihm keine Ausnahme machen. Sie fügte sich daher, und fügte sich bald mit wahrer Freude in das, was die Freude ihres Sohnes ausmachte.

Aber wie schnell eilten nicht die letzten noch übrigen Wochen dahin! Wie kurz ist nicht ein Monat, in einem geliebten Hause zugebracht, wo ein Herz das andere versteht und keine künstlichen Worte nöthig gefunden werden! Aber wir können den Augenblick nicht festhalten; der letzte naht endlich heran; wir müssen scheiden.

„Unser Abschied, mein Sohn, gilt vielleicht fürs Leben!" sagte Lieutenant Pehr leise und zerdrückte eine Thräne, die in den grauen Wimpern hing.

„Das steht in Gottes Hand," antwortete Arve gerührt und preßte die verwelkte Hand zwischen die seinigen. „Aber," fügte er munterer hinzu, „hier unten oder dort oben werde ich immer so leben, daß ich ohne Furcht an das Wiedersehen denken kann."

„Recht so, mein Junge: ein gutes Gewissen ist der beste Reichthum. Wenn der Versucher vor Deiner Thüre steht, so denke an Deine Mutter und den alten Pehr."

„Ich gehe voraus," flüsterte Lars seinem Gefährten zu, und nachdem er seine Danksagungen, die jedoch in diesem Augenblicke nicht beachtet wurden, auf die bestmöglichste Weise gegen Frau Katharina und den Lieutenant erneuert hatte, legte er das von Mama bestimmte Trinkgeld auf der alten Annicka Kiste und eilte mit einigen Sprüngen — denn er sehnte sich jetzt nach der Heimath zurück — an den Strand hinab. Hier theilte er, um es dem allgemein beliebten Arve gleich zu thun, vier und zwan=

zig Schillinge in kleinen Kupfermünzen unter die Kinderschaar aus, welche ihm auf den Fersen nachgefolgt war.

Nachdem er sich an Bord begeben und so gut als möglich eingerichtet hatte, kam Arve mit seiner Mutter; dem alten Askenberg gestatteten seine gichtbehafteten Füße keine Wanderungen außerhalb des Hauses mehr.

„Es ist nicht der Mühe werth, daß ich noch einmal hinaufgehe und sie störe," dachte Lars, „aber ich kann ihren Abschied unbemerkt auch von da ansehen. Wie lieb sie einander haben! Die Frau Arnman sieht so ehrbar und gut aus; ich hege eine wahre Verehrung für sie: ich habe noch nie eine solch' prächtige Frau kennen gelernt. Nein, ich muß hinab und sie umarmen!" Mit einem Ausdruck von Gefühl, desgleichen sich bei dem ungebärdigen Jungen noch nie geoffenbart, sprang er wieder ans Ufer und schloß Frau Katharina mit einem tüchtigen Druck in seine Arme.

„Gott segne Sie!" sagte die im tiefsten Herzen gerührte Matrone. „Möchten Sie Ihrer Mutter das werden, was mein Arve mir ist! Ich wünsche ihr nichts Besseres."

„Ich will's versuchen." Lars küßte Frau Arnman die Hand und war wie ein Pfeil wieder im Boote unten. Nach einigen Augenblicken folgte ihm Arve; schweigend den Blick nach dem schnell entschwindenden Strande gerichtet, schwenkte er noch einmal den Hut zu einem Abschiedsgruße.

Als keine Spur von der Mutter mehr sichtbar war, lehnte sich Arve an den Mast. Die eine Hand beschattete seine Augen. Lars wußte nicht, that er es der Sonne wegen, oder eine Thräne zu verbergen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ach Mädchen in künstlichen Stücken,
Da seid ihr geleitet von Rücken.
— — — — — — — — —
Weißt du, was die Glocke ist.
Hat's zu Abend schon geläutet?

v. Braun.

An einem schönen, kühlen Augustabend saß Gabriele an ihrem offenen Zimmerfenster und sah, wie die glänzenden Strahlen des Vollmonds mit der ruhigen Meeresfläche spielten. Einige abgebrochene Töne zitterten dazwischen hinein über das Wasser hin, und Gabriele glaubte, Antons Stimme zu erkennen. Der kranke Sonderling fuhr mit seinem kleinen Boote auf einer andern Seite der Insel hin, aber sein gewöhnlicher, klagender Gesang:

„Ich bin kein stolzer Reiter, betrachtet mich nur genau,"

klang endlich bis zu Gabrielen hinüber, die über das Gesimse hingebeugt, die undeutlichen Töne vernahm und leise die zweite Zeile wiederholte:

„Ich bin der arme Recke" u. s. w.

„Immer, wenn ich am vergnügtesten bin," dachte sie mit einer gewissen Beklommenheit, kommt er und stört mich mit seinem unheimlichen Gesange. Früher hörte ich Nichts lieber, als das Lied vom Recken; jetzt seit er mir seine Einbildungen anvertraut hat, macht es mich ängstlich. Armer Anton! Warum mag ihm doch der liebe Gott einen so sonderbaren Sinn gegeben haben? Manchmal ist er so klug, ja scharfsinniger, als wir Alle; aber auf einmal kommt ihm wieder ein Wirrwarr in den Kopf, dann ist es vorbei, und seine Augen erinnern mich an

die Zeit, die mir nur noch schwach im Gedächtniß ist, da er wirklich wahnsinnig war."

Einen Augenblick dachte Gabriele über Antons hartes Schicksal und seine sonderbaren Ueberzeugungen nach, daß er der Recke sei, welcher auf Erden wandle, um irgend eine schwere Sünde zu versöhnen; aber obgleich dieses Thema immer vermöge seines wunderbaren Elementes einen heimlichen Reiz für sie hatte, so entglitt es doch diesmal schnell genug ihren Gedanken, die bald von etwas ganz Anderm in Anspruch genommen wurden.

Birger und Erika kehrten diesen Abend oder auf die Nacht von einer Reise nach Gothenburg zurück, die sie jeden Sommer auf die Laurentiusmesse unternahmen, um ihre Einkäufe zu machen. Gabriele, welche sonst diese Reise als ein wahres Fest betrachtete und sich lange darauf vorbereitete, hatte sich diesmal beharrlich geweigert, sie mitzumachen. Sie bekam indeß Zeit genug, ihren übereilten Entschluß zu bereuen, und bezahlte ihn theuer mit der qualvollen Sehnsucht, womit sie acht Tage lang der Rückkehr der Reisenden entgegenharrte; nicht als ob sie vermöge ihrer innigen Liebe zu Erika nicht eine achttägige Trennung von ihr hätte ertragen können: der Grund ihrer Sehnsucht lag tiefer. Birger hatte nämlich brieflich die Nachricht erhalten, daß Rosenberg mit dem Fahrzeug, das er für ein Gothenburger Handlungshaus führte, gerade um diese Zeit eintreffen, aber nach etwa vierzehn, zum Abladen der alten und Einladen der neuen Waaren erforderlichen Tagen wieder in die See stechen werde, und nun war es ungewiß, ob Rosenberg eine Winterreise mache oder auf den Herbst wieder zurückkomme. Birgers und Erika's Rückkehr mußte ihr indeß sowohl über diesen, als über verschiedene andere Punkte, welche ihr Kummer verursachten, Aufklärung verschaffen.

Gewiß denkt man mit Recht, dieses Alles hätte sie sich dadurch am bequemsten erspart, wenn sie die Reise mitgemacht hätte, und in der ersten Zeit nach dem Eintreffen des Briefes

hatte sie sich auch mehr, wie sie selbst gestehen wollte, auf die glücklichen Tage gefreut, die sie in Gothenburg zubringen werde. Sie dachte nicht an das, was sonst ihre Wonne gewesen: das Gewimmel des Marktes, die Seiltänzertruppen, die zierlich gekleideten Damen, das Militär, die Musik u. s. w., Alles dies war ihr Nichts mehr: sie dachte blos an Rosenberg und die unerwartete Freude, einen großen Theil dieser Tage in seiner Gesellschaft zubringen zu dürfen. Aber am Abend vor der Abreise, als Gabriele mit ihrer lieben Lene im besten Geschäfte war, ihre Sachen durchzusehen und sich das Schönste und Vornehmste auszuwählen, sagte Lene ganz unschuldig: „Ach Du lieber Gott, wie wird sich der artige Kapitän freuen, wenn Mamsell Ella kommt, um ihn zu begrüßen!"

„Was fällt Dir ein?" rief Gabriele mit einem Naserümpfen, welches deutlich ihr Mißvergnügen über die Vertraulichkeit des Mädchens aussprach. „Glaubst Du denn, oder vielmehr kannst Du so einfältig sein, Dir einzubilden, daß ich dem Kapitän zu Liebe hinreise?"

„Mein Gott, das wäre doch nichts Böses!"

„Allerdings nicht, liebe Lene, aber es wäre zum mindesten höchst überflüssig, und jetzt fällt mir's gerade ein, daß ich lieber gar nicht hinreise."

„Ach, ach, das ist nicht möglich — diesen Vorsatz führen Sie gewiß nicht aus," versicherte Lene.

„Nicht? das wollen wir schon sehen. Du kannst jetzt gehen, denn da ich jetzt nicht einpacke, so brauche ich auch keine Hülfe mehr."

Der guten Lene traten die Thränen in die Augen. „Hat man je so Etwas gesehen? O wäre ich doch so klug gewesen und hätte mein Maul gehalten; aber ich hätte nie geglaubt, daß es so gefährlich werden könnte."

„Es war gescheidter, daß Du gesprochen hast, Lene; Du

warst klüger als ich. Aber laß mich jetzt im Frieden; ich will die Sachen allein wieder in Ordnung bringen."

Lene ging. Statt jedoch die herumliegenden Kleidungsstücke, Shawle und Tüchlein wieder zu ordnen, setzte sich Gabriele auf ihren kleinen Sopha. Sie wollte bedenken, wollte prüfen und überlegen. Durfte sie wohl Rosenberg Anlaß geben, zu glauben, daß sie blos ihm zu Liebe nach Gothenburg gekommen sei, um ihn zu treffen, der es verschmäht hatte, einen Winter auf Tistelön zu bleiben und der Birgers Galeasse zu unbedeutend gefunden? Nein ich danke, daraus wird Nichts. Wenn es mich auch zehnmal so viel kosten sollte, zu Hause zu bleiben, so reise ich doch nicht mit, nachdem er mich einmal auf den Gedanken gebracht hat, daß der Herr Kapitän auch so thörichte Einbildungen haben könnte, wie Lene in ihrer Einfalt.

Mit diesem Vorsatz ging Gabriele zu Bette.

Am folgenden Morgen erwachte sie an dem geräuschvollen Hin- und Herrennen, welches immer die Vorbereitungen zu einer Reise ankündigt. Sie kleidete sich schnell an, setzte sich abermals auf ihren kleinen Sopha und begann aufs Neue zu überlegen. Ihr Herz klopfte unruhig bei der lebhaften Bewegung, welche sie im Zimmer unten vernahm. Sicherlich war der Wind günstig — bis Mittag konnten sie nach Gothenburg kommen — vielleicht lud Rosenberg sie auf sein Schiff ein — und nun fragte sie sich, ob es wirklich klug sei, einer wohlgemeinten und ohne alle Kenntniß der Verhältnisse geäußerten Bemerkung Lenens so viele Wichtigkeit beizulegen. Rosenbergs Empfindung, wenn sie kam, konnte blos Freude sein; und wenn sie nicht kam, so empfand er vielleicht Betrübniß, Sehnsucht, Schmerz.

„Aber war ich nicht auch betrübt, als er mir seine Abreise ankündigte? Er sah wohl, daß ich mich nach ihm sehnen und um ihn grämen werde, wenn er fort sei, und er reiste dennoch, obschon es ganz unnöthig war, mitten im grimmigsten Winter ab. Eben deshalb will ich jetzt auch zu Hause bleiben. Es bleibt

dabei — ich gehe nicht mit. Es ist mir, als sähe ich schon, wie seine Augen sich verdunkeln, wenn er kommt um Birger zu begrüßen, und blos Erika bei ihm findet." Bei diesem Gedanken erröthete jedoch Gabriele heftig. Sie konnte nicht umhin, sich selbst zu fragen, ob nicht Erika, gegen welche Rosenberg die innigste Hochachtung hegte und die Alle so herzlich liebten, dem Kapitän ebenso willkommen sein dürfte, wie sie, Gabriele selbst.

„Wie bin ich doch so eigenliebig und abgeschmackt geworden? Was bin ich gegen Erika?" Diese Fragen ihres besseren Gefühles straften die augenblickliche Eitelkeit. Gabriele fühlte eine Thräne in ihrem Auge, aber es war keine Thräne des Schmerzes oder Verdrusses bei dem Gedanken, daß Rosenberg möglicherweise vollkommen zufrieden sein könne, wenn er Erika wieder sähe; nein, es war eine Thräne der Reue darüber, daß sie Erika in Vergleich mit sich selbst so unbedeutend hatte finden wollen.

„Bist Du schon fertig, mein Engel?" fragte Haraldson, den Kopf zur Thüre hereinstreckend.

„Nein, lieber Papa, es ist eine solche Bangigkeit über mich gekommen, daß ich gar nicht mitreisen will. Ich bleibe daheim und besorge die Haushaltung, so lange Erika fort ist."

„Was ist das für dummes Zeug? Wir, die wir da bleiben, wollen schon für die Haushaltung sorgen. Jetzt, da Du ein großes, verständiges Mädchen geworden bist, solltest Du keine solche Grillen mehr haben. Heute möchtest Du vor lauter Freude über die Reise haushohe Sprünge machen, und morgen hast Du sie Dir ganz aus dem Sinne geschlagen. Wenn Du es so forttreiben willst, so thust Du am besten daran, Du spielst wieder mit Deinen Puppen."

„Ja, es wäre freilich das Beste, wenn ich wieder mit ihnen spielte. Ich bin nie so vergnügt gewesen, als damals."

„Jetzt weißt Du nicht, was Du willst, das ist die ganze

Sache; aber tummle Dich — in einer halben Stunde ist Birger segelfertig."

„Ach, Papa, ich habe ja noch gar nicht eingepackt und habe auch nicht die mindeste Lust, mitzureisen. Laß mich daheim bleiben und Dich und Anton verpflegen. Du schlägst mir ja auch sonst nie eine Bitte ab, lieber Papa." Und Gabriele schmeichelte und bettelte. Sie war ihres Sieges gewiß.

„Ich weiß wohl, ich bin immer zu nachgiebig gegen Dich, Du eigensinniges, verzogenes Kind. Komm her, gib Deinem Vater einen schönen Kuß. Es ist heute wie immer, Du mußt Deinen Willen haben."

Man konnte es wirklich als ein Naturwunder betrachten, daß der herzlose, finstere Haraldson so weich und schwach war, seine Tochter bis auf diesen Grad zu vergöttern. Aber dies war auch das einzige sanfte Gefühl, das seine eisenumpanzerte Brust bewohnte. In seine schwarze, egoistische Seele war kein Funke von Reue gedrungen, und blos die Furcht vor Birger und die Liebe zu Gabriele hielt ihn ab, sich aufs Neue dem alten Handwerke zu widmen. Aufmerksam auf die leisesten Wünsche des Mädchens, ging er jetzt wieder an seine Geschäfte und ließ die Reisenden selbst für sich sorgen.

Gabriele eilte jetzt hinab, um mit Erika zu sprechen, vor welcher sie mit dem Vorwande, daß sie keine Lust mehr zur Reise habe, nicht zu erscheinen wagte. Sie kannte ihre Schwägerin zu gut, um sich darauf Rechnung zu machen, daß sie ihr unter solchen Umständen ihren Willen lassen würde. Ueberdies war ihr Gabriele mit zu großer Liebe zugethan, um nicht möglichst aufrichtig gegen sie zu sein.

„Liebe Erika," sagte sie zu ihr, als sie allein mit ihr zusammentraf, „es ist mir so eben etwas eingefallen, was mich dermaßen beschäftigt hat, daß ich diesmal nicht nach Gothenburg mitfahren will."

„Was denn, liebe Ella? Du hast Dich ja sehr darauf ge-

freut!" antwortete Erika verwundert und ließ den Löffel, womit sie eben die Sahne zum Kaffee abschäumen wollte, am Topfe ruhen.

Wenn Erika ein Geschäft unterbrach, so war sie wirklich sehr verwundert.

„Es wird mir schwer, die Sache recht klar zu machen und Dir so vorzutragen, daß Du nicht blos eine bloße Grille darin siehst. Die ganze Sache kommt daher, daß Lene gestern Abend, als wir eben meine Kleider hervorsuchen wollten, sagte: ‚Ach Du lieber Gott, wie wird sich der Kapitän freuen, wenn Mamsell Ella kommt, um ihn zu begrüßen.‘ Lene meinte gewiß nichts Böses damit, im Gegentheil; allein sie versteht es nicht besser. Da fiel mir nun plötzlich ein, daß Rosenberg das Gleiche denken könnte und deswegen . . ." Gabrielens Wangen erklärten das Uebrige.

„Du kannst in diesem Fall ganz Deiner eigenen Stimme folgen," antwortete Erika und nahm in aller Ruhe ihre hausmütterlichen Geschäfte wieder auf. Es freute sie im Grunde, daß Gabriele, nachdem sie einmal diese Anregung erhalten hatte, es vorzog, zu Hause zu bleiben. Obschon sie nun dies für sich behielt, so gönnte sie es doch auch dem Kapitän heimlich, daß er Gabriele nicht zu sehen bekam.

„Es mißfällt Dir also nicht, daß ich da bleibe, liebe gute Erika?"

„Ganz gewiß nicht, ich glaube sogar, daß Du am allerbesten daran thust."

Vergnügt, beinahe triumphirend über den Beifall Erika's half nun Gabriele munter und flink bei den Vorbereitungen der Reisenden. Aber kaum waren sie im Boot, das mit vollen Segeln und frischem Winde dahineilte, als Reue und Mißvergnügen ihren Einfluß geltend machten, und sie bitterlich zu weinen anfing.

Die Woche, welche Birger und Erika ausbleiben wollten,

schlich mit einer Einförmigkeit dahin, die Gabrielen oft tödtlich vorkam, und unbeschreiblich war ihre Freude, als endlich ein Segelschiff, das an Tistelön vorbeikam und allda anlegte, die Nachricht brachte, Birger werde noch heute Abend zurückkommen.

In der Hoffnung, das ersehnte Boot zu erblicken, saß Gabriele jetzt am Fenster, nachdem sie einige Stunden vergebens auf den Klippen gespäht hatte. Das Warten wurde ihr sehr lang. Die Sonne hatte sich bereits in ihr blaues Bett hinabgesenkt, und die Schatten der Nacht umhüllten die Klippen mit ihrem grauen Dunkel. Schon hatte es zwölf Uhr geschlagen, ein Uhr nahte heran, und noch saß Gabriele harrend da; den Kopf in ihre Hand gestützt.

Einige leise Ruderschläge ließen sich vernehmen, und ein kleines Fahrzeug legte an. Es war Anton, der zurückkam. Als er Gabriele am Fenster erblickte, ging er auf sie zu und sagte zu ihr: „Du kannst Dich getrost zu Bette legen, Ella, es kommt heute Nacht kein Boot nach Hause. Es ist eine solche Windstille, daß dies rein unmöglich ist.“

„Aber, was hast Du so spät da draußen gethan?“ fragte Gabriele und öffnete das Fenster.

Anton lächelte schmerzlich. „Ich bin daheim bei den meinigen gewesen,“ sagte er und deutete auf die See.

„Hör einmal,“ versetzte Gabriele und streckte ihr Köpfchen weit zum Fenster hinaus, „ich will Dir etwas sagen. Der Necke wohnt nicht im Meere. Zur Zeit, wo die Leute noch glaubten, es gäbe einen, hielt er sich nur in Strömen und Flüssen auf.“

„Gute Nacht,“ rief Anton, nickte seiner Schwester zu und ging. Er hielt es für überflüssig, sich auf Erörterungen über eine Sache einzulassen, die für seinen verwirrten Sinn ein wirklicher Glaubensartikel war, obgleich er hie und da klare Momente hatte, wo er fühlte, daß diese Art Narrheit nicht sowohl ein wirklicher Wahnsinn, sondern blos eine hartnäckige Selbstver-

wirrung, eine sogenannte fixe Idee war. Aber jedenfalls war Antons Gemüth nicht geeignet, einen ernstlichen Kampf mit der Vernunft zu bestehen. Er hatte viele und lange lichte Zwischenzeiten, aber immer verfiel seine Seele wieder in ihren Zustand von Schwäche, und in diesem vergitterten Gefängniß strebte sie vergebens nach Freiheit.

Müde und ein wenig verdrießlich, suchte Gabriele in den Armen des Schlafes ihre fehlgeschlagene Hoffnung zu vergessen. Und als es mit Tagesanbruch an der Küste lebendig wurde, da erwachte sie zwar und dachte: „Jetzt sind sie endlich da," allein ihre Augen schlossen sich sogleich wieder: sie war noch zu schläfrig, um aufzustehen. Als sie später am Morgen zum zweitenmal erwachte, stand Erika an ihrem Bette und grüßte sie mit einem freundlichen guten Morgen.

„Ach, liebe Erika, Du bist vor mir auf und kamst doch erst so spät nach Hause. Ich bin auch bis tief in die Nacht aufgeblieben, hätte aber doch nicht so schläfrig werden sollen. Ich schäme mich recht, daß ich nicht den Kaffee für euch bereit gehalten habe."

„Hat Nichts zu sagen, Ella; so eine kleine, unfreiwillige Saumseligkeit thut Nichts. Wir haben den Kaffee noch nicht getrunken, und wenn Du Dich schnell auf die Beine machst, so ist es noch Zeit; Du mußt aber sehr flink sein."

„Ja, liebe Erika; aber warte doch ein wenig und eile nicht so sehr! Ich habe ja noch kein Wörtchen mit Dir gesprochen. Seid ihr recht vergnügt gewesen? Habt ihr . . ."

„Ja wir waren sehr vergnügt. Du sollst über Alles Bescheid erhalten, wenn Du hinabkommst; jetzt habe ich nicht Zeit. Es warten drunten Leute auf mich." Damit ging sie, und Gabriele, die natürlich gerne mit ihr allein gesprochen hätte, wußte nichts Anderes zu thun, als sich möglichst schnell anzukleiden, und beim Kaffee die Neuigkeiten zu hören, die vielleicht da preisgegeben würden.

„Unsere Haare haben wir Frauenzimmer offenbar blos, um unsere Geduld zu prüfen," sagte Gabriele ungeduldig, während sie ganz unsanft den langen Zopf aufriß und die schönen Locken zu kämmen anfing. Aber so schwer es sie auch ankam, ihre Zeit damit zu vergeuden, so hatte Erika gleichwohl ihren Liebling so durchaus an diese Ordnung gewöhnt, daß Gabriele Morgens sich nie zeigte, ohne zuvor vollständig ihre Toilette gemacht zu haben. Diesmal geschah es jedoch mit einer Eilfertigkeit, welche die röthesten Rosen auf ihre Wangen jagte. Als endlich der Kamm in das Lädchen geworfen, und das leichte wollene Halstuch umgelegt war, da eilte Gabriele mit drei Sprüngen die Treppe hinab und ins Wohnzimmer hinein.

Aber welch' ein Anblick wartete ihrer da! Am Fenster stand neben Anton ein Fremder. Dieser wandte sich um und mit einem ungemäßigten Ausdruck der Freude und Bestürzung rief Gabriele: „Rosenberg, Kapitän Rosenberg!"

„Ja, weil ich das Vergnügen nicht hatte, Fräulein Gabriele, Sie mit Ihren Verwandten in Gothenburg zu sehen, so habe ich sie auf ein paar Tage hieher begleitet," sagte Rosenberg mit der Offenheit, die ihn auszeichnete und drückte Gabrielen zum Gruße die Hand.

Unsere Heldin äußerte auf diese Artigkeit Nichts von Vergnügen und Dankbarkeit, sondern erröthete blos ungemein anmuthig und verneigte sich. Rosenberg verlor inzwischen den Muth nicht, wie sein feuriger Blick bewies, der sich von der holdseligen Rose von Tistelön beinahe nicht loszureißen vermochte.

„Werde nur nicht hochmüthig," fiel Birger ein; „der Schooner hat auch seinen Antheil an dem Besuche."

„Nun, ist das nicht eine Ueberraschung?" fragte Erika, die jetzt gefolgt von Lene, mit der großen Kaffeekanne eintrat und alle an den reichlich besetzten Tisch einlud.

„Ja, allerdings," versetzte Gabriele, „aber es war recht garstig von Dir, Erika, daß Du mir kein Wörtchen sagtest."

„Ich habe dem Kapitän versprechen müssen, zu schweigen. Er wollte gerne selbst sehen, ob Du Dich über seine Rückkehr auch recht freuest."

Gabrielens Blicke begegneten hiebei denen Rosenbergs und was sie in diesen sah, versetzte ihr Herz in eine solche unruhige Bewegung, daß sie gar keine Antwort fand, sondern äußerst froh war, das Geschäft des Servirens übernehmen zu dürfen.

Ueberhaupt schien Rosenbergs Benehmen den ganzen Tag über aufs Deutlichste zu beweisen, daß die Entfernung seine Gefühle für Gabriele nur noch gesteigert und ihnen ein höheres, frischeres Leben gegeben habe. Am Abend erzählte Erika ihrem Lieblinge, der Kapitän habe eine so glückliche Reise gemacht, daß es ihm jetzt viel leichter zu Muthe sei, und überdies habe er jetzt viel blühendere Aussichten, als zur Zeit seines ersten Aufenthaltes bei ihnen.

„Das freut mich sehr. Aber, liebe Erika, hast Du Nichts gehört, ob er auf den Herbst wieder kommt, oder ob er eine Winterreise macht?"

„Nein, noch nicht; vielleicht spricht er morgen davon."

Nicht sonderlich zufrieden mit dieser Erklärung und ganz und gar außer Stands zu begreifen, wie Erika so gleichgültig sein könne, nicht einmal darnach zu fragen, harrte Gabriele mit Ungeduld dem andern Tage entgegen. Er kam und ging gleichfalls ruhig und vergnügt vorüber, ohne daß jedoch Gabriele den Muth hatte, selbst oder durch eine andere Person die einfache Frage vorzubringen.

Die Sonne war bereits im Untergehen, als Rosenberg, der mit Gabriele am Landungsplatze stand, schnell ein Boot löste mit den Worten: „Wie hübsch müßte es nicht sein, wenn Sie mir erlauben wollten, Sie ein wenig auf dem Wasser herumzufahren."

„Von Herzen gern," rief Gabriele lebhaft und hüpfte, ohne sich eine Sekunde zu besinnen, in's Boot hinab.

Das Wasser lag so stille da; kaum kräuselte dann und wann ein Lüftchen seine Oberfläche, und leicht, wie ein schwimmender Schwan, eilte das Boot über das durchsichtige Element dahin.

„Wie verschieden," begann Rosenberg mit einer leichten Biegung in der Stimme, „ist nicht der heutige Abend von jenem wo ich unter diese Klippen da hineingeworfen wurde! Sehen Sie diese zwei blauen Punkte dort? Dort habe ich einen schweren Kampf gekämpft und war weit entfernt, zu ahnen, daß dieses Unglück, das mir Alles raubte, Veranlassung geben konnte zu meinem . . . ." „höchsten Glück," wollte er hinzufügen; aber schnell besann er sich, daß dies doch zu viel gesagt sein möchte, indem die Sache noch nicht abgemacht war, deßhalb schwieg er, und überließ es Gabrielen, den Satz nach eigenem Belieben zu vollenden. Gabrielens Verschämtheit erlaubte ihr nicht, Rosenbergs Anspielung zu verstehen, und um von einem Thema abzukommen, dessen Fortsetzung ihr Zartgefühl verbot, fragte sie ihn nach ihrem alten Bekannten Peter Lindgren.

„Er ist auf meinem Schiff und befindet sich ganz wohl. Im nächsten Jahr, wenn der Schooner vom Stapel läuft, hoffe ich, soll mein flinker Peter einer meiner besten Matrosen werden."

„So! glauben Sie, daß der junge Adler bis dahin ausfliegen kann?"

„Ohne allen Zweifel, und so Gott will, gedenke ich, den größten Theil des Winters hier zuzubringen, um nebst Birger die Arbeit zu betreiben."

„Aber ich glaube, gehört zu haben, Sie wollen eine Winterreise machen."

„Nein, das fiel mir nicht ein. Wenn mir der liebe Gott Leben und Schiff läßt, so hoffe ich vor Weihnachten zurück zu sein und die Feiertage hier zuzubringen, im Fall Sie mich versichern, daß ich willkommen sein werde."

„Das dürfen Sie zum Voraus glauben. Wir leben hier so einsam auf unserer Insel, daß . . .“

„Daß Jeder willkommen ist,“ fiel der Kapitän mit einem schalkhaften Lächeln ein. Ich bin aber so dreist, wissen zu wollen, ob gerade ich willkommen sein werde?“

„Das sollen Sie nach Weihnachten erfahren,“ versetzte Gabriele lächelnd.

„Meinetwegen, ich warte so lange; aber ach, wenn es nur erst so weit wäre!“

Gabriele seufzte in ihrem Herzen dasselbe, aber Schüchternheit verschloß ihr die Lippen.

Durch die kleine Spazierfahrt hatte sich ein innigeres, vertraulicheres Verhältniß entsponnen, was man auch während des ganzen Abends sehr deutlich bemerkte — und der Abend machte einen halben Tag aus, denn da man den hochgeschätzten Freund lange nicht wiedersehen sollte, so blieb die ganze Familie bis gegen Morgen um ihn versammelt. Rosenberg saß während dieser glücklichen Stunden neben Gabriele auf dem Sofa, und bei jedem Geschichtchen, das er zum besten gab, war das Lächeln auf ihren Lippen sein höchster Triumph, und manches Wort, manche freundliche Anspielung, die für die übrige Gesellschaft nicht bestimmt war, wurde von ihr richtig aufgefaßt und bepurpurte ihre Wangen.

Endlich sagte Haraldson: „Nein, das geht nicht an! Es schadet dem Kapitän; er muß durchaus ein paar Stunden schlafen.“ Birger stand auf, Erika und Anton gleichfalls, Rosenberg und Gabriele mußten folglich dasselbe thun, aber sie fühlten beide in ihrem Innern, daß sie heute ihren ersten wahren Festabend gefeiert hatten. Ihre Herzen hatten gesprochen, Worte waren also ziemlich überflüssig.

Nach des Kapitäns Abreise war Gabriele fleißiger, munterer als je. Sie sprach mit Erika viel von Haushaltangelegenheiten und nahm dabei oft eine so ehrbare Miene an, daß Erika

sich versucht fühlte, über den würdevollen Ernst der sechszehnjährigen Hausfrau zu lachen. Nicht selten brach Gabriele selbst bei dem erstickten Lächeln auf Erika's Lippen in ein Lachen aus, schloß ihre Arme um den Hals der treuen Pflegemutter und flüsterte: „Du darfst wohl lachen, Erika, wenn Du es so lustig findest, daß ich Eines und das Andere wissen will; aber ich kann ja auch einen Mann und eine Haushaltung bekommen, wie Du."

„Ich lache gewiß nicht über Deine Wißbegierde, liebe Ella — diese ist ganz rühmenswerth und kann Dir vielleicht bald zu Statten kommen — aber Du siehst dabei so ungemein bedachtsam aus, daß ich immer daran denken muß, wie Du Dich vor nicht gar zu langer Zeit mit Deinen Puppen beriethest und dabei ganz dasselbe Gesicht machtest."

„Jetzt bin ich doch hoffentlich über die Puppen hinausgewachsen," sagte Gabriele und stellte sich ein wenig auf die Zehen.

„Das versteht sich: im sechszehnten Jahr verdrängt der Gedanke an das Brautkleid den letzten Schimmer von dem lieben Puppenkleide."

Gabriele eilte weg! ihr Herz schlug nicht vergebens den Takt zu Erika's Liede. Lange, zufriedenstellende Briefe Rosenbergs an Birger vergewisserten sie, daß die Hoffnung auf das Brautkleid nicht in der Luft schwebte.

Von einem Briefe bekam indeß Gabriele den Schluß nicht zu hören; Birger las denselben erst seiner Erika im Schlafzimmer vor, und er lautete also:

„Ich will kein ehrlicher Kerl sein, wenn ich noch länger warten kann. Sobald ich den Fuß wieder auf Tistelön setze, so freie ich und das auf der Stelle, ich habe Alles überlegt und eingesehen, daß ich es wohl thun kann, da mir das Glück wieder lächeln zu wollen scheint. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich sogleich heirathen wolle: ein paar Jahre wartet meine schöne, geliebte Gabriele wohl noch. Seit ich draußen auf der See allein mit ihr war, hat der Teufel, ich wollte sagen, die Liebe, ihr

Spiel mit mir getrieben. Ich bin ein wahrer Hansnarr, und wenn ich so recht in meine Gedanken hineinkomme, weiß ich oft nicht, bin ich im Himmel, auf dem Wasser oder auf dem Lande. Ich sehe mich dann als Herrn des jungen Adlers in dem blauen Friesrock mit der Pfeife im Munde auf dem Verdeck stehen, aber glaube nicht, daß ich etwa in das Loggbuch hineinsehe oder sonst ein löbliches Geschäft treibe, nein, mein lieber Bruder, ich habe da etwas Besseres anzusehen, und zwar nichts Geringeres, als meine schöne, junge Frau.

„Ich wette hundert gegen eins, wenn sie in der Liebe nur halb so gut zu Hause ist, als ich, so macht sie die Reisen mit mir. Habe ich sie nur einmal bei mir auf der See, so wird sie schon einigen Sinn für das Element bekommen" u. s. w.

Erika lächelte, Birger lächelte gleichfalls — es war dies so gut wie ein Amen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Bedeutungslos ist nicht der Träume Spiel;
Ein Leben ist's für sich und birgt darinnen
Wohl seine Wirklichkeit, es ist ein Echo
Auf Herzensfragen; Antwort gibt der Himmel.

Talis Qualis.

Frau Arnman an ihren Sohn.

Fischerdorf N., Sylvesterabend —

Mein geliebter Arve, mein liebes Kind!

Freudevolle Weihnachten und gutes neues Jahr, voll von des Herrn reichsten Segnungen, wünsche ich Dir mein lieber Sohn. Der Weihnachtsbraten ist gegessen. Ich habe wie gewöhnlich unter die Aermsten einiges Brod ausgetheilt und sitze jetzt hier in

meinem angenehmen Stübchen ruhigen Sinnes und fröhlichen Herzens.

Ich habe zwei wichtige Neuigkeiten auf der Zunge, aber zuvörderst will ich ein wenig von uns sprechen. Mit dem Lieutenant geht es, was seine Gesundheit betrifft, den gewöhnlichen Gang, aber sein Gedächtniß nimmt mit jedem Tage mehr ab. Er ist wieder Kind geworden, und ich bin recht froh, daß ich meine kluge Josephine habe; sie unterstützt mich vortrefflich in meinen Bemühungen, den Greis zu unterhalten. Josephine ist wirklich ein braves Mädchen, und es wäre mein eigener Schade, wenn ich sie nicht zu mir genommen hätte.

Unter uns gesagt, so viel Verstand sie auch hat, so wäre sie doch keine Frau für Dich, nicht aus Mangel an Vermögen — Gott bewahre mich, daß ich in einer so wichtigen Angelegenheit je eine so weltliche Sache in Betracht ziehen wollte — nein, mein lieber Arve, nicht deshalb, aber ich habe auch meine Augen im Kopfe und merke, daß kein rechtes Leben in ihr ist, ich meine ein solches Leben, wie es eine muntere, tüchtige Hausfrau haben soll. Ich weiß, Du wirst jetzt den Mund verziehen und sagen: „Es ist doch recht lustig, daß meine Mutter so weit hinausdenkt.“ Du magst Recht haben, aber im Fall Du täglich mit ihr zusammen leben solltest, so kann Niemand wissen, wohin dies führen mag.

Es scheint, das arme Mädchen ist schon in ihrer Kindheit zu Boden gedrückt worden. In der Jugend, wo sonst Fröhlichkeit und Gesundheit frisch aufsprießen, hat sich ihrer Mutter tiefe Noth auf ihr Herz gelegt, und der Kummer hat die Jugendrosen hinweggebleicht. So etwas läßt sich nicht ungeschehen machen. Wenn das Herz einmal schwer gemacht worden ist, so heitert es sich in der Regel nicht mehr auf, sondern wird eher mit jedem Jahre noch düsterer.

Wenn ich auch noch so freundlich bin, und Annicka alle ihre Schwänke aufbietet, um sie aufzuheitern, so ist es gerade, als wenn man Wasser auf eine Gans schüttet: nie hört man sie,

wie ein anderes junges Mädchen, lachen oder ein fröhliches Wort dagegen sagen. Sie ist zwar immer freundlich und gut, aber immer ernsthaft und zuweilen seufzt sie, daß es mir durch Mark und Bein geht.

„Mein liebes Kind," sage ich dann, „kannst Du mir auch sagen, weshalb Du so entsetzlich seufzest? Hat der Herr nicht Alles wohlgemacht? Bist Du nicht zufrieden mit uns, meine gute Josephine?"

Dann seufzt sie wieder und antwortet: „Gott bewahre mich, daß ich nicht zufrieden sein sollte. Ich danke Gott von ganzem Herzen, daß er mir eine so gute Heimath gegeben; aber ich kann Nichts dafür, daß ich so schwer seufzen muß: es ist mir so eng auf der Brust, und es geschieht blos, damit ich Luft bekomme."

Dabei sieht sie aber nicht gerade krank aus und ist auch seit ihrem Hiersein nicht unwohl gewesen. Es ist blos eine Gewohnheit von ihren kummervollen Tagen her. Vielleicht gibt es sich mit der Zeit, und ich wünsche das von ganzem Herzen, denn Seufzen und Stöhnen ist nie meine Sache gewesen. Wenn die ganze Welt sich wider Dich setzt, so mußt Du ihr die Stange halten und den Muth nicht verlieren, denn ist dieser dahin, so ist Alles aus.

So viel von den häuslichen Angelegenheiten. Jetzt zu meinen zwei großen Neuigkeiten.

Mein liebes Kind! der Mensch denkt's, Gott lenkt's und der Herr macht Alles wohl. Du weißt, daß ich gegen die Bewohner von Tistelön immer Abscheu an den Tag gelegt und, ich will es nicht leugnen, Abscheu gegen sie empfunden habe. Ich fürchtete, Du möchtest Dich in Haraldssons Tochter verlieben, und diese Verbindung wäre mir ein nagender Kummer gewesen, nicht sowohl um meinet- als Deinetwillen. Ich fühle es, ich bin es überzeugt, daß sie Dein Unglück geworden wäre.

Du weißt, mein liebes Kind, ich bin keine schwache, schreckhafte Frau, aber jeder Mensch hat seine Schwachheiten, und die

meinige, wenn ich sie so nennen soll, besteht darin, daß ich ein wenig an einen Zusammenhang zwischen der andern Welt und uns sündhaften Geschöpfen glaube.

In der Nacht nach der Seehundsjagd, bei der Du schon seit vielen Jahren mit der jetzt so viel gepriesenen Rose von Tistelön zusammentrafst, kam es mich, da Du in Haraldsons Gesellschaft gewesen, ganz natürlich an, viel an den seligen Vater und sein unglückliches Verschwinden zu denken. Ich konnte nicht schlafen, sondern hörte beständig die Wogen um die Jacht herumschlagen, sah Arnman mit übermenschlichen Kräften arbeiten und vernahm in meiner aufgeregten Einbildungskraft seinen Todesseufzer. Das kann auch natürlich sein: eine Frau ist so eng verbunden mit ihrem Manne, daß sie sich bloße Ahnungen ganz deutlich vergegenwärtigen kann. Aber als ich ein Paar Stunden in einer Herzensangst, wie ich nie zuvor empfunden, geschwitzt, da schloß der Schlaf auf einen Augenblick meine schweren Augenlider, und mein seliger Mann erschien mir zum ersten Mal, seit seinem Verschwinden. Alle seine Züge waren mir so klar, aber ich konnte meine Augen nicht lange an seinem Anblicke weiden, denn er nahm mich bei der Hand und sagte: „Katharina, wende Dich um und weine!“ Erschreckt wandte ich mich um, aber da war eine große Veränderung vorgegangen. Du und ich saßen in einem Boote, um zu Deiner Hochzeit zu fahren. Als das Boot sich schwenkte, erkannte ich wieder Tistelön, und an einem Fenster stand die Braut. Es war Haraldsons Tochter, aber sie schien so kalt und unbeweglich wie eine Bildsäule. Ihre Wangen waren ganz blaß, und sie grüßte uns weder, noch sah sie uns. Ich aber sah etwas Entsetzliches — große Tropfen fielen aus ihren Augen, und es waren keine Thränen, sondern Blutstropfen. An allen Gliedern zitternd, wandte ich mich wieder um. Ich sah
en seligen Vater nicht mehr, aber seine Stimme flüsterte mir
eutlich, daß ich nicht wußte, war es Traum oder Wahr-
ins Ohr: „Katharina, das Blut, das Du siehst, ist das
e.“

Ich sagte mir zwar sowohl damals, als jetzt, daß eine Täuschung im Traume nichts zu besagen habe, aber man kann es kaum einen Traum nennen, denn ich war plötzlich erwacht. Da ich nun dies als eine Warnung vom seligen Vater betrachtete, so war es immer meines Herzens größter Wunsch, daß Haraldsons Tochter niemals Macht über Dich bekommen möchte. Nun, Gott im Himmel seis gedankt, nun ist mir dieser Stein vom Herzen gefallen und ich kann Dir Alles sagen, denn Du wirst wissen, daß sie an Weihnachten auf Tistelön ein Fest gehabt haben. Es war da die Verlobung zwischen Kapitän Rosenberg und der Rose. Und jetzt, mein liebes Kind, athme ich wieder vollkommen frei. Sie ist also Braut. Gott schenke ihnen Glück.

Man erzählt, ihr Bruder Birger habe, was sehr schön von ihm ist, am Weihnachtsabend an alle armen Strandbewohner rings umher eine bedeutende Menge Getreide ausgetheilt. Ich meine, es kam ein halber Scheffel auf jede Haushaltung, und ein Scheffel Mehl auf jede Wittwe und vaterlose Waise.

Eine solche Art Freudenfeste zu feiern ist christlich und muß Gottes Segen einbringen, wenn sie nicht blos ein geringer Abtrag einer alten Schuld ist. Aber ich muß schweigen, denn die Schrift sagt: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet," und wollte der Herr uns Alles genau aufrechnen, so würden wir wohl ein sehr großes Schuldregister bekommen. Wie gesagt, es war schön von ihm und gereicht insonderheit seiner Frau, die ihn bekehrt hat, zur größten Ehre.

Und jetzt meine zweite Neuigkeit. Gott verzeih es mir und rechne es mir nicht an, daß ich sie Dir mit freudigem Herzen mittheile, während es sich doch dabei vom Sterben handelt. Aber ich will mich nicht scheinheilig stellen und sage es Dir daher gerade heraus, daß ich mich einer sündhaften, freudigen Regung nicht enthalten konnte, als ich erfuhr, daß unser Jachtlieutenant hier, der schon lange krank ist, jetzt gar keine Hoffnung mehr habe, aufzukommen. Inzwischen weiß ich gewiß, daß ich nicht so

gedacht haben würde, wenn Mellberg ein großer Sünder wäre, welcher einer Gnadenzeit zur Besserung bedürfte, oder wenn er Weib und Kind hinterließe. Aber er war jederzeit ein stiller, gesetzter Mann, der gewiß nicht sonderlich für sein Amt taugte, denn er war zu weich und ließ allerhand passiren. Und was den Kummer betrifft, der ihn ins Grab begleitet, so ist meines Wissens seine Haushälterin die einzige Person, die ihn zu tragen hat, und diese tröstet sich wohl mit seinem Vermächtniß.

Du kannst Dir nun, mein lieber Arve, selbst vorstellen, welche Schlüsse ich aus diesem Todesfalle ziehe, wenn er einmal eintrifft. Es ist gewiß unrecht, an so viel weltliche Sachen zu denken, wenn der Tod im Nachbarhause ist, aber wie das Sprichwort sagt: des Einen Tod des Andern Brod. Ich hoffe, wenn Mellberg stirbt, so wird der Zollverwalter als Mann sein Wort halten.

Und nun segne Dich Gott, mein liebes Kind. Ich schließe mit vielen Grüßen vom Onkel, von Josephine und Annicka.

Deine stets getreue und innig liebende Mutter
Katharina Arnman.

N. S. Ich erbreche den Brief noch einmal, um Dir zu melden, daß Mellberg heute Nacht gestorben ist. Es ist mir gar wirr im Kopfe — der Dienst kann doch wohl nicht lange unbesetzt bleiben.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flygare-Carlén, Emilie,

Sämmtliche Werke

Bd.: 27

Stuttgart 1843 - 44

P.o.rel. 7510-27/28
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038652-2